Nr. 8 15. Februar 2007 62. Jahrgang

Musik lesen und hören: www.zeit.de/musik

C 7451 C Preis Deutschland 3,20 €

DIE ZEIT

DKR 38,00 · FIN 5,80 € · E 4,30 € · F 4,30 € · NL 3,90 € · A 3,60 €

CHF 6,00 · I 4,30 € · GR 5,00 € · B 3,90 € · P 4,30 € · L 3,90 € · HUF 1145,00

WOCHENZEITUNG FÜR POLITIK • WIRTSCHAFT • WISSEN UND KULTUR

Das war das Glück der Mittelschicht

Unsicherheit, Leistungsdruck und weniger Wohlstand – mitten in der Gesellschaft grassiert die Angst vor dem Abstieg

WIRTSCHAFT SEITE 21–24

WAS SOLL ICH GLAUBEN? (2)

Foto: Getty Images

Wie kommt ein Jude in den Himmel?

Das Judentum, eine Gesetzesreligion **VON JOSEF JOFFE**

Die Erste. Porträt der Rabbinerin Einat Ramon **VON GISELA DACHS**

Und: **MARTENSTEIN** stört

POLITIK S. 10/11

Terroristen beim Therapeuten

Wie RAF-Häftlinge, die vor Brigitte Mohnhaupt und Christian Klar entlassen wurden, versuchen, sich ihre Taten im Gruppengespräch bewusst zu machen **POLITIK S. 8/9**

Von wegen Kalter Krieg

Putins Machtanspruch klingt bedrohlich, geht aber an der Realität des 21. Jahrhunderts vorbei **VON JOSEF JOFFE**

Eine Doppelpremiere: Zum ersten Mal seit 43 Jahren erschien ein Moskauer Staatschef auf der Münchner Sicherheitskonferenz; dann hielt er eine Rede, wie man sie im Westen seit Sowjetzeiten nicht mehr gehört hatte. Sie ließ »selbst abgebrühte Konferenzteilnehmer aufschrecken«, notierte die *FAZ.* Sollte dies etwa der Auftakt zu einem neuen Kalten Krieg gewesen sein?

Wie gespenstisch die Frage im Raum stand, zeigte sich an den beschwörenden, beschwichtigenden Reaktionen aus deutschem wie amerikanischem Munde. Die Kanzlerin und ihre Minister versuchten das Gespenst zu ignorieren, SPD-Chef Beck wies die Frage gar strengen Wortes zurück; ihn hätte Putins »Offenheit beeindruckt«. US-Verteidigungsminister Gates machte Witze: Putins Rede hätte ihn mit »Nostalgie für die schlichteren alten Zeiten erfüllt«, und »ein Kalter Krieg« sei »genug«. Präsidentschaftskandidat McCain wünschte sich eine Welt ohne »unnötige Konfrontationen«.

Natürlich dräut keine Neuauflage des Kalten Krieges; dazu fehlt schon der Clash jener messianischen Ideologien, die den Machtkampf von 1945 bis 1985 ins Unerbittliche gesteigert hatten. Es wird auch keinen Aufmarsch der Millionenheere geben, die sich weiland mit gebleckten Zähnen gegenüberstanden. Doch ließ Putins Attacke gegen Amerika und Nato einen »Paradigmenwechsel« aufscheinen, der nicht an 1945 ff., sondern an das 19. Jahrhundert erinnerte. »Wir sind wieder da« war ein Motiv, aber »Wir fühlen uns eingekreist« ein zweites. Für seine Sicherheit müsse Russland selbst sorgen, gegen die »ungezügelte Hypermacht« Amerika beanspruche Russland ein Vetorecht; nur der UN-Sicherheitsrat dürfe Gewaltanwendung beschließen. Dann bedankte er sich artig bei den »deutschen Kollegen« für ihr Wohlwollen. Schließlich ein Schuss Zynismus: »Im Irak werden mehr Journalisten ermordet als in Russland.«

Moskaus alt-neues Paradigma heißt »klassische Machtpolitik«: Den Stärksten zurückdrängen, seine Bündnisse auseinanderdividieren; des Rivalen Verlust ist mein Gewinn. Derlei Realpolitik hat nichts Ehrenrühriges; auf diesem Sockel ruht letztlich alle Außenpolitik. Nur steht sie im krassen Kontrast zum »europäischen Paradigma« des 21. Jahrhunderts. Dieses definiert Konfrontation als Gräuel, Kooperation als Segen. Sicherheit ist stets eine gemeinsame, Macht gehört eingehegt in internationale Institutionen. *Soft power* schlägt *hard power,* es gilt »die gemeinsame Verantwortung gegenüber globalen Herausforderungen«, wie Merkel ihre Münchner Rede überschrieb.

Von den »globalen Herausforderungen« gibt es, weiß Gott, genug: vom Klima bis zur Armut, vom Terrorismus bis zur Atomrüstung jener, die sich nicht durch besondere Verantwortung auszeichnen. Nur lässt es sich ebenso wenig leugnen, dass nach einer langen Erschöpfungspause die Machtpolitik in vielfältiger Gestalt wieder zurückgekehrt ist: als Dschihadismus, als gewaltsamer amerikanischer Demokratie-Export, als russischer Herrschaftsanspruch, als iranische und nordkoreanische Atomrüstung. Im Hintergrund schickt sich China an, den Thron der Nummer eins zu reklamieren.

Das »russische« oder das »europäische Paradigma«, das 19. oder 21. Jahrhundert? Das ist die Schicksalsfrage, nachdem das »amerikanische« – Friedens- durch Demokratie-Export – im Irak so grausam gescheitert ist. Die USA haben die strategischen Konsequenzen ihres Demokratietraumes nicht bedacht, haben mit dem Sturz Saddams just die gefährlichste Macht in der Region – Iran – gestärkt. Hätte Teheran sonst so ungeniert zur Bombe gegriffen und alle Verlockungen verschmäht? Gerade hat ein internes EU-Papier bestätigt, das Bombenprogramm werde »allein durch technische Schwierigkeiten gebremst«, nicht durch UN-Resolutionen.

Hier offenbart sich das Problem des europäischen Paradigmas: Aus Sorge vor den (üblen) Weiterungen einer schärferen Gangart predigen die Europäer instinktiv Konzilianz und Kooperation und vergessen dabei, dass manche Konflikte wirklich »harte« sind. Glaubensgetragener Terror oder die iranische Bombe drücken einen unbedingten Machtanspruch aus, der gut gemeinten therapeutischen Maßnahmen widersteht. Wo Ausschließlichkeit im Spiel ist, sind Kompromisse bloß Haltestellen auf dem Weg zum vorbestimmten Sieg. Dann hätten also die Putinisten recht mit ihrem neuzeitlichen *Kto kowo* (»Wer beherrscht wen?«)? Lenin hat so den Kern aller Machtpolitik definiert, aber vor bald hundert Jahren, und Putin wäre schlecht beraten, seine Außenpolitik irgendwo zwischen dem Fürsten Gortschakow (Bismarcks Gegenspieler) und dem ersten Bolschewisten anzusiedeln.

Putin hat nicht nur die Münchner Sicherheitspolitiker aufgeschreckt, sondern auch die Anrainer ringsum, wie man der Presse von Oslo bis Sofia entnehmen kann. Ebenso wenig stärkt sein Neozarismus im Inneren das Vertrauen des Westens, wiewohl das Weiße Haus ihn noch abwiegelnd als »wichtigen Verbündeten« tituliert.

Vertrauen ist das Stammkapital aller Außenpolitik, es zählt mehr als leninscher Zynismus. Vertrauen erfordert Selbstzügelung der Macht, was die Bushisten derzeit auf schmerzhafte Weise lernen. Und wie wächst Vertrauen? Nicht im kalten Nullsummenspiel, wo dein Nachteil mein Vorteil ist. Und nicht in einem Umgang mit Nachbarstaaten, wo ein Preisdisput mit brachialem Hahnzudrehen entschieden wird.

Es geht noch tiefer. Machtpolitik wie im 19. Jahrhundert ist nie Verantwortungspolitik. Diese kümmert sich um das Ganze, jene sucht den eigenen Vorteil. EU-Europa hat diese Einsicht im Gedenken an seine blutige Geschichte verinnerlicht, Russland aber – das größte Land auf Erden – leitet aus seiner Einkreisungsangst Herrschaftsansprüche ab, die wiederum die Furcht der Nachbarn beflügeln. Bulgaren und Balten sind von der Nato nicht zur Mitgliedschaft genötigt worden. Und wenn Russland Rücksicht auf seine historischen Ängste fordert, möge es diese Sensibilität auch gegenüber anderen – und Schwächeren – zeigen.

Zurück zu Putins Rede. Weit hinten scheint doch ein Stück Verantwortungspolitik auf – dort, wo er daran erinnert, dass Russland den Iranern ein internationales Anreicherungszentrum angeboten hat, wo er die Kooperation mit den »amerikanischen Freunden« in der Nichtverbreitungspolitik preist. So ganz zufrieden mit seiner Münchner Diatribe kann der Präsident nicht gewesen sein, und das ist ebenso beruhigend wie die milde Reaktion der Amerikaner.

Es gibt genug gemeinsame Interessen und glücklicherweise keine harten strategischen Konflikte. Ganz anders als im Kalten Krieg streitet der Westen mit Moskau nicht um das Ob, sondern um das Wie der Zusammenarbeit. Dabei faire Bedingungen zu stellen, statt unbedingtes Verständnis zu schenken, dies wird Moskau die Ernsthaftigkeit westlicher Politik vor Augen führen. Zumindest wollen wir uns für die 44. Sicherheitskonferenz einen weiseren Putin wünschen.

Siehe auch POLITIK, SEITE 3

Audio www.zeit.de/audio

Foto [M]: S. Bungert/laif (Internat Salem)

Internate, Privatschulen

Nur für **Superschlaue**? Auch wer langsam lernt, findet seinen Platz

Auslaufmodell? **Waldorfschulen** zwischen Dogma und Erneuerung

Warum nichtjüdische Eltern ihre Kinder auf **jüdische Schulen** schicken

Ein **CHANCEN-SPEZIAL, S. 71–75**

Titelbild: Jon Feingersh/corbis

Abschied vom Alphatier

Etwas ist anders geworden in Deutschland: Plötzlich trauen Frauen sich jede Aufgabe zu **VON SUSANNE GASCHKE**

Bundesfamilienministerin Ursula von der Leyen wird in ihrer eigenen Partei dafür angegriffen, dass ihre Politik zu einseitig die Berufstätigkeit von Müttern fördere. Krippenkampagne, Ganztagsschuloffensive, Elterngeld – das alles gilt manchen Parteifreunden als gar zu sozialdemokratisch, wenn nicht gleich als sozialistisch. Man kann den Schmerz der Union gut verstehen, gehörte doch ein traditionelles Familienmodell zum Kern christdemokratischer Identität. Aber es ist ein Rückzugsgefecht.

Denn dieses Modell ist nicht zu retten. Und zwar *nicht* wegen der hohen Scheidungsraten und *nicht* wegen des ökonomischen Zwangs zum Zweitgehalt, obwohl das gute Gründe für weibliche Unabhängigkeit vom männlichen Ernährer sein mögen. Sondern weil die Frauen in diesem Land sich gerade neu entdecken: als Angehörige jenes Geschlechts, das noch intellektuelle und emotionale Reserven für die politische Gestaltung übrig hat; als Menschen, die aus eigenem Recht etwas darstellen, nicht als Anhängsel von Männern.

Erst jetzt, da die Frauen sich regen – nicht mehr, wie vor 30 Jahren, in einer Bewegung, sondern jede für sich –, wird deutlich, wie unglaublich unmodern die Beziehungskultur in Deutschland bisher war. Gleichberechtigung existierte viel zu lange vor allem als Rhetorik. In der Praxis akzeptierten Männer wie Frauen asymmetrische Verhältnisse: Er war stark und bedeutend, sie liebevolle Zuarbeiterin. Vorbei: Alice Schwarzers Enkelinnen wollen und können sich ein solches Leben im Schlepptau nicht mehr vorstellen. Sie profitieren von den Errungenschaften der Frauenbewegung – deren Protagonistinnen oft radikaler sprachen, als sie lebten. Die 20-Jährigen von heute klingen sanfter, handeln aber deutlich selbstbestimmter.

Die Politik hinkt diesem Aufbruch nicht hinterher, sie verkörpert ihn geradezu: zum Beispiel in Gestalt von Angela Merkel. Die Bundeskanzlerin wurde 2005 nachweislich nicht für ihr bloßes Frausein gewählt und beileibe nicht von allen Frauen. Aber einmal im Amt, zeigt sie jeden Tag aufs Neue: Es geht, natürlich geht es. Eine Frau kann ein politisches Spitzenamt ausfüllen, und hinter diese Möglichkeit möchte nun auch keine andere Partei mehr zurückfallen. Plötzlich stehen drei Frauen an der Spitze großer sozialdemokratischer Landesverbände. Gegen die neue nordrhein-westfälische SPD-Chefin Hannelore Kraft waren überhaupt nur noch andere Frauen als ernsthafte Konkurrenz im Gespräch. Und in der Hamburger SPD erscheint es vollkommen logisch, dass man einen ungeliebten Anführer am besten mit einer Frau ablösen kann.

Das ist eine neue Qualität. Noch Angela Merkels Aufstieg zur CDU-Vorsitzenden war von zartem Gejammer begleitet: Die Frauen kämen eben immer erst dann zum Zuge, hieß es damals, wenn die Männer eine Partei in Schutt und Asche gelegt hätten. Auch als Heide Simonis 1993 dem affärengestürzten Björn Engholm als Ministerpräsidentin in Schleswig-Holstein nachfolgte, galt sie zunächst als Trümmerfrau.

Vorbei. Heute ist der größte Ladenhüter, wahltechnisch gesehen, der 40- bis 50-jährige Mann, der in den Kampf um ein Amt nichts einzubringen hat als seine persönlichen Ambitionen. Außerhalb der Politik galt das ein wenig sogar für Günther Jauch: Irgendwie scheint es, jedenfalls im Nachhinein betrachtet, logischer und schöner, dass mit Anne Will wieder eine Frau die wichtigste deutsche Talkshow übernimmt. Was auch immer man von Sabine Christiansen halten mag – einen männlichen Nachfolger hätte strukturell niemand so richtig als Fortschritt empfunden.

Nun werden die Frauen zeigen müssen, was sie können. Erst nach etlichen Erfahrungen des Scheiterns, der Niederlagen, Intrigen, Enttäuschungen und vergeblichen Hoffnungen wird man sagen können, ob sie es anders oder gar besser machen als die Männer. Darauf kommt es aber eigentlich gar nicht an: Gleich gut wäre genug.

Worauf es ankommt, ist, dass zu einem erfüllten Leben Einmischung in die eigenen Angelegenheiten gehört, also Politik; ein Beruf, der einem etwas bedeutet; Beziehungen auf Augenhöhe – und Kinder, wenn man das Glück hat, sie zu bekommen. Das gilt für Männer wie für Frauen. Und die normative Kraft, die eine einzige Kanzlerin schon jetzt im politischen Leben entfaltet hat, lässt hoffen – auch für die bisher weitgehend frauenfreien Chefetagen der Privatwirtschaft und für die weitgehend männerfreien Heime und Herde.

Audio www.zeit.de/audio

ZEIT Online GmbH: www.zeit.de; ZEIT-Stellenmarkt: www.jobs.zeit.de
Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, 20079 Hamburg
Telefon 040 / 32 80 - 0; E-Mail: DieZeit@zeit.de, Leserbriefe@zeit.de
Abonnentenservice:
Tel. 0180 - 52 52 909*, Fax 0180 - 52 52 908*, E-Mail: abo@zeit.de
*) 0,14 €/Min. aus dem deutschen Festnetz

4 190745 103206 08

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 2
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Lass-ab-Handel

Gern hätte man in der Nacht vom Montag auf Dienstag die Telefongespräche zwischen Peking und Pjöngjang mitgehört. Man stellt sich Parteichef Hu Jintao vor, wie er seinen kommunistischen Parteibruder Kim Jong Il am Hörer zur Vernunft bringt: Statt mit zwei Millionen Tonnen Heizöl möge Kim sich doch bitte mit einer Million Tonnen begnügen. Sonst ließen sich die Amerikaner nicht auf ein Geschäft ein. Und am Ende der Nacht, nachdem ihm Hu mit dem Stopp aller chinesischen Öllieferungen gedroht hat, lässt es Kim tatsächlich mit einer Million Tonnen Öl gut sein und verspricht, dafür seine Atomanlagen zu schließen.

Ungefähr so muss es gelaufen sein während der Verhandlungen der Sechsergruppe in Peking. Ein Lass-ab-Handel, ein banales Geldgeschäft um Atombomben, wie es die Neokonservativen in den USA immer hatten vermeiden wollen. Weil eine Weltmacht wie die USA nicht über Atombomben verhandelt, sondern sie Schwächeren verbietet und notfalls mit Gewalt entreißt. Deshalb stehen die Hardliner um den entmachteten Ex-UN-Botschafter John Bolton jetzt kopf. Aber George Bush hat das Geschäft vereinbart. Die USA, China, Russland und Südkorea (Japan will erst seine Geiselaffären in Nordkorea klären) liefern 50 000 Tonnen Öl an Pjöngjang. Verschrottet Kim dann verabredungsgemäß sein Atomarsenal, bekommt er noch einmal Hilfe im Wert von 950 000 Tonnen Öl. Das klingt nach einem pragmatischen Geschäft *designed in Asia.*

Aber gibt ein Diktator Atombomben für Geld aus der Hand? Noch ist John Bolton nicht widerlegt. **GEORG BLUME**

Staatsgeheimnis

In Ägypten wurde am Montag der Islamist Abu Omar freigelassen – und womöglich sind seit Bekanntwerden dieser Nachricht einige deutsche Geheimdienstler unruhig. Omar wurde vor vier Jahren in Mailand von Greiftrupps der CIA in einen Bus gezerrt und über die US-Basis im deutschen Ramstein in einen ägyptischen Folterkeller ausgeflogen. An dieser Aktion waren auch jene CIA-Agenten beteiligt, die später den Deutschen Khaled El-Masri nach Afghanistan verschleppten. Gegen diese Entführer, die mit ihren Handys und Kreditkarten in Europa umfangreiche Datenspuren hinterlassen hatten, ermitteln nun die italienische und die deutsche Justiz. Die Ankläger haben sogar Haftbefehle erlassen gegen diese CIA-Agenten, die jedoch nur mit Tarnnamen bekannt sind.

Nun stellt sich die politisch relevante Frage: Konnte die CIA wirklich ohne Wissen nationaler Geheimdienste solche Entführungen organisieren? Nein, glaubt Italiens Justiz und ermittelt gegen den Chef des italienischen Geheimdienstes Nicolò Pollari. Abu Omar will nun weitere Details offenlegen.

Deutschland streitet bis heute Verwicklungen im Fall Omar und im Fall Masri ab. Laut Masri verfügten seine Peiniger aber über polizeiliche Insiderinformationen aus Deutschland. Wie weit ging die US-Deutsche Kooperation im Kampf gegen den Terror? Auch die italienische Akte von Omar könnte darüber Aufschluss geben. Doch ein wichtiger Teil wurde in Italien prompt zum Staatsgeheimnis erklärt. **FLORIAN KLENK**

Pech im Glück

Der Franzose kennt *»le bonheur«*, der Engländer *»happiness«*. Wie sanft und zärtlich das über die Lippen geht. Und wir? »Glück«. Schon das klirrend-knappe Wort klingt wie zerspringendes Glas. Trotzdem sind, so eine Allensbach-Studie, zwei Drittel aller Deutschen glücklich. Das glauben aber nur die Demoskopen, die bei ihrer letzten Wahlprognose noch mehr Pech hatten als Gerd Schröder. Wen befragen die eigentlich immer?

Wir sind doch die geborenen Pechvögel. Die Rente, der Berliner Hauptbahnhof, der TÜV, die Krankenkassen, die Telekom und die Verwandten – das sind ja nur die augenfälligsten Gegenbeweise unseres angeblichen Alltagsglücks. In Wirklichkeit liegt das schönste deutsche Behagen beschlossen in der Sehnsucht nach dem nächsten Unglück: Das endgültige Waldsterben, ein Atom-GAU in Niedersachsen, der Einschlag eines Kometen in der Uckermark, ein Tsunami an der Ostsee, die Klimakatastrophe – das sind die Dinge, die uns wirklich interessieren könnten, zumal sie mit der Hoffnung in Einklang zu bringen wären, dass man persönlich davonkäme, ein »Glück gehabt« auf der Zunge, in heiterer Erwartung der nächsten nationalen Pechsträhne. Die kommt gewiss, und wenn wir sie erfinden müssen, wie es ja gerade mit der Gesundheitsreform ganz fabelhaft gelingt.

Andererseits, so die indiskreten Allensbacher, hapere es mit dem Glück der Deutschen ausgerechnet dort, wo es am schönsten sein soll. Kann sein. In den vergangenen acht Jahren ist der Aktienkurs der Beate Uhse AG von 25 auf 6 Euro gefallen. Pech gehabt, ihr Volksaktionäre. **MICHAEL NAUMANN**

Foto (Ausschnitt): Werner Schuering

FRIEDRICH MERZ

Alle außer mir

Ein neuer Typus macht sich breit: Der Anti-Politiker. Er lebt von Vorbehalten gegenüber der Politik – und er fördert sie **VON ELISABETH NIEJAHR**

Sie standen sich nie nahe, obwohl sie viel gemeinsam hatten. Horst Seehofer und Friedrich Merz, die beiden auffällig großen Fachpolitiker der Union, verfügten über fast alles, was Politikern normalerweise Ansehen verschafft: Intelligenz und Erfahrung, Fachkompetenz und Humor. Allerdings waren ihre überdurchschnittlichen Fähigkeiten stets gekoppelt mit einer unterdurchschnittlichen Neigung und Fähigkeit, sich anzupassen. Der eine, Seehofer, war Merkel zu links, als diese wirtschaftsliberal war und für Steuersenkungen und die Gesundheitsprämie stritt. Der andere, Merz, fühlt sich heute zu liberal für die Merkel-CDU, die mittlerweile in der großen Koalition regiert. Momentan trennen sich ihre Wege: Während Seehofer Anlauf nimmt auf das Spitzenamt seiner Partei, verkündete Merz für das Jahr 2009 den Rückzug aus der Politik, er will nicht mehr für den Bundestag kandidieren. Der eine wird Generalist, der andere Separatist.

Als Fachleute haben beide ihre Parteien geprägt, allerdings hat keine Parlamentsrede, kein Talkshow-Auftritt und kein Konzept ihnen in der Öffentlichkeit jemals so viel Zustimmung verschafft wie der Verzicht auf Ämter – das ist eine wenig beachtete Gemeinsamkeit, die aber einiges über den Zustand des politischen Systems verrät. Nie war Merz so beliebt wie zu dem Zeitpunkt, als er seine Ämter in Fraktion und Partei abgab – wochenlang stand er in allen Beliebtheitsrankings auf Platz zwei, unmittelbar hinter Joschka Fischer. Auch sein neuerlicher Rückzug hat ihm mehr Lob verschafft als sein stilles Abgeordnetendasein zuvor.

Ähnlich erging es Seehofer, der nach langem Streit um die Gesundheitspolitik auf seine Posten in der Fraktion verzichtete. Den Aussteigerbonus hatte er schon zuvor genossen, als er sich nach einer schweren Herzmuskelerkrankung Ruhe verordnete, zeitweise viel weniger arbeitete und in Interviews über die »Droge Politik« und die Abhängigkeit von der Macht laut nachdachte.

Was aber ist los in der Politik, wenn der Verzicht auf Macht populärer ist als die Anwendung von Macht? Was bedeutet es für die Parteien, wenn es immer attraktiver wird, sich am eigenen Betrieb demonstrativ zu reiben? Als »parasitäre Publizität« geißelte schon Franz Josef Strauß einst jeden Versuch in seiner Partei, zulasten der eigenen Riege öffentliche Zustimmung zu erreichen. Strauß war selbst ein Meister dieses Spiels und deshalb nicht glaubwürdig, aber sein Begriff ist treffend. Dass einzelne Politiker sich abwenden von ihren Parteien oder vom Parlament, sollte kein Grund zur Sorge sein; hierzulande ist es vor allem deswegen bedenklich, weil der Weg von innen nach außen leichter ist als zurück.

Gefährlich ist es, wenn der Aufstieg ohne Distanz zur eigenen Kaste kaum noch möglich scheint und wenn Anti-Politiker offen oder unterschwellig Verachtung gegenüber der politischen Klasse schüren. Das ist im Einzelfall unfair und als Massenphänomen gefährlich. Gerade in der Großen Koalition ist die Sehnsucht nach klaren Profilen groß. Der Zwang zu schwierigen Kompromissen mit dem einstigen politischen Gegner verstärkt beim Volk wie bei den Politikern selbst die Sehnsucht nach Überzeugungstätern – und verringert gleichzeitig deren Möglichkeiten.

Der Rückzug von Friedrich Merz kam für die meisten Weggefährten und Beobachter nicht unerwartet. Beachtung findet er vor allem, weil er die Krise der etablierten Politik zu zeigen scheint. Die missglückten Großreformen für Arbeitsmarkt und das Gesundheitssystem sorgen für Zweifel an der Gestaltungskraft der Politik, Umfragen zeigen schwindendes Zutrauen der Bürger zu den Volksparteien. In Frankreich, Großbritannien oder den Vereinigten Staaten reüssieren Kandidaten wie Segolène Royal, David Cameron, Hillary Clinton oder Barack Obama, wenn sie für einen neuen Politikstil oder Distanz zum politischen Establishment stehen.

Im Lager der Regierung ist vor allem die Stimmung in den Fraktionen schlecht, anders als im Kabinett. Der Satz von Fraktionsvize Wolfgang Bosbach, die Große Koalition habe mehr Frustrationserlebnisse gebracht als sieben Jahre Opposition, gilt als Indikator für die Gemütslage der Union. Die Sozialdemokraten verstörte die Abstimmung über die Gesundheitsreform; nur vier von elf Fachleuten der SPD-Fraktion unterstützten das Gesetz der eigenen Ministerin Ulla Schmidt.

All das wird eifrig aufgenommen von einer gelangweilten Hauptstadtpresse. Während der einzelne Abgeordnete eher dazu neige, die Krise zu unterschätzen, werde sie von den Medien momentan überhöht, sagt Parlamentspräsident Norbert Lammert (CDU). In den vergangenen zehn Jahren haben sich die Hauptstadtkorrespondenten an einen permanenten Erregungszustand gewöhnt, ausgelöst durch die schnelle Abfolge von CDU-Spendenaffäre und Regierungsumzug, erster deutscher Kriegsbeteiligung, den ersten grünen Ministern im Kabinett sowie, nach Neuwahlen, der ersten Frau im Kanzleramt. Nun sind viele professionelle Deuter auf Entzug. Die Rückkehr zur Normalität schafft schlechte Laune, nicht Erleichterung.

Dabei wird übersehen, dass weit vor dem Beginn der Großen Koalition der Aufstieg einzelner Anti-Politiker begann. So hat sich Gerhard Schröder lange Jahre gegen seine Partei profiliert. Schon vor seiner Kanzlerkandidatur gab Schröder den Genossen der Bosse, der vor Managern die SPD großzügig mit einem Schafstall verglich: »Von draußen riecht es zwar ein bisschen, aber drinnen ist es schön warm.«

Stänkereien gegen den einstigen Parteichef Rudolf Scharping erhöhten den Marktwert – je verstaubter die SPD damals wirkte, desto heller strahlte Schröders Glanz. Auch Joschka Fischer kokettierte stets mit der Distanz zu seinen Grünen, und später bekamen Horst Köhler und Gesine Schwan bei ihrem Wettlauf um das Präsidentenamt gerade deswegen viel Zuspruch, weil man sie nicht als typische Politiker sah. Als Bundespräsident zehrt Köhler bis heute von diesem Ruf.

Indem sie sich auf Kosten ihrer Kaste profilieren, zwingen Politiker wie Schröder andere dazu, ihrem Beispiel zu folgen. Wirtschaftsminister Michael Glos ist ein Beispiel dafür, wie schwer ein Politiker es inzwischen hat, der ganz und gar nicht zum Anti-Politiker taugt. Der CSU-Mann verdankt seinen Aufstieg vor allem Strippenzieherqualitäten, die ihn in der Amtszeit von Helmut Kohl zu einem der einflussreichsten Unionspolitiker machten. Heute gilt er als einer der Schwächsten in Merkels Kabinett, was auch daran liegt, dass gerade Manager und Unternehmer als Manko sehen, was einst als Stärke des Ministers galt. Glos war lange der Mann für den Kompromiss im Hinterzimmer, für das Austarieren von Parteiinteressen. Dass Wolfgang Clement, der Vorgänger von Glos, auf SPD-Parteitagen meist schlechte Ergebnisse erzielte, verschaffte ihm in den Reihen der Bosse auch Sympathie.

Was aber geschieht im politischen System, wenn vor allem derjenige Erfolg hat, der sich offen oder verdeckt gegen die eigene Kaste profiliert und die virtuose Distanzierung über Karrieren entscheidet? Entscheidend ist, wie Anti-Politik aussieht – und wie viele dabei mitmachen. Die Skepsis gegenüber den Mächtigen und die Sehnsucht nach den ganz anderen, authentischeren Volksvertretern gehört vermutlich gerade in Deutschland zur Politik. Davon zu profitieren ist noch keine Anti-Politik. Zeitweise ist das den Grünen als Vertreter der Anti-Parteien-Partei gelungen, dann wieder Bundespräsident Richard von Weizsäcker mit seiner Parteienkritik und manchmal sogar Angela Merkel, die dank ihrer ostdeutschen Herkunft und ihres Geschlechts solche Hoffnungen weckt.

Die ironische Distanzierung von politischen Ritualen und von den Insignien der Macht ist die freundliche Spielart der Anti-Politik, ohne die kein Spitzenpolitiker mehr auskommt. Wenn Parlamentspräsident Norbert Lammert mit Ironie vom Parlament als »Hohem Haus« spricht, macht das die Institution sympathisch, nicht lächerlich. Wenn Gerhard Schröder betonte, »wir fahren nicht vor, wir kommen einfach«, oder wenn Joschka Fischer erklärte, seine edlen Dreiteiler trage er »wie einen Blaumann« und bleibe privat der Lederjacke treu, stimmte das zwar nie ganz, richtete aber auch keinen Schaden an.

Erst wenn zu viele Spitzenpolitiker behaupten, mit ihrer Partei oder gar ihrem Berufsstand sei etwas nicht in Ordnung, darf sich niemand darüber wundern, wenn der Wähler das irgendwann glaubt. Ist es so weit gekommen, gelangt aber kaum jemand an die Spitze, der nicht zumindest gelegentlich den Eindruck erweckt, er sei eigentlich ganz anders als der Rest. Schon heute muss jeder Politiker, der Erfolg haben will, auch ein wenig Anti-Politiker sein.

Gegen Ende der rot-grünen Jahre warnte der damalige SPD-Generalsekretär Olaf Scholz deswegen vor amerikanischen Verhältnissen. Ein amerikanischer Präsidentschaftskandidat habe dann die größten Chancen, wenn ihm genau das fehlt, was beim Regieren hilft: Erfahrung mit dem politischen Betrieb, Verbindungen in Washington. Oder er muss es zumindest glaubwürdig behaupten. So stiegen der Exfarmer Jimmy Cartner und der ehemalige Hollywood-Schauspieler Ronald Reagan auf. Als Anti-Politiker kommt man rein ins System, aber nicht unbedingt weiter. Ein Kandidat braucht andere Fähigkeiten als Amtsinhaber.

In Deutschland würde es schon helfen, daran zu erinnern, wie schwer sich Quereinsteiger im politischen System meist tun – der ehemalige SPD-Arbeitsminister Walter Riester etwa oder sein Wirtschaftskollege Werner Müller. Besonders dramatisch misslang der Einstieg von Gerhard Schröders Kurzzeitkandidaten und designiertem Wirtschaftsminister Jost Stollmann, der nach dem rot-grünen Wahlsieg gar nicht erst ins Amt gelangte.

Es ist leicht, die Suche nach Verbündeten oder die Verständigung auf Kompromisse zu kritisieren – und unmöglich, ohne sie Politik zu machen.

Zuletzt erlebte Merkels Überraschungskandidat im Wahlkampf des Jahres 2005, Paul Kirchhof, dass es ohne Erfahrungen im politischen Betrieb kaum geht. Sein Wahlkampf kippte, als er von Wählern für sein Auftreten als Anti-Politiker gelobt wurde und immer wieder zu hören bekam, er sei auf wohltuende Weise anders als der Rest. Das ermunterte ihn, in seinen Forderungen immer mutiger zu werden – und das wurde ihm schließlich zum Verhängnis.

Die erfolgreichsten Anti-Politiker haben, wie Schröder oder Seehofer, meist lange politische Karrieren hinter sich. Wer mit Erfolg über Tagesordnungstricks und Hinterzimmerkungeleien herziehen will, muss sie offenbar wirklich gut kennen.

Audio www.zeit.de/audio

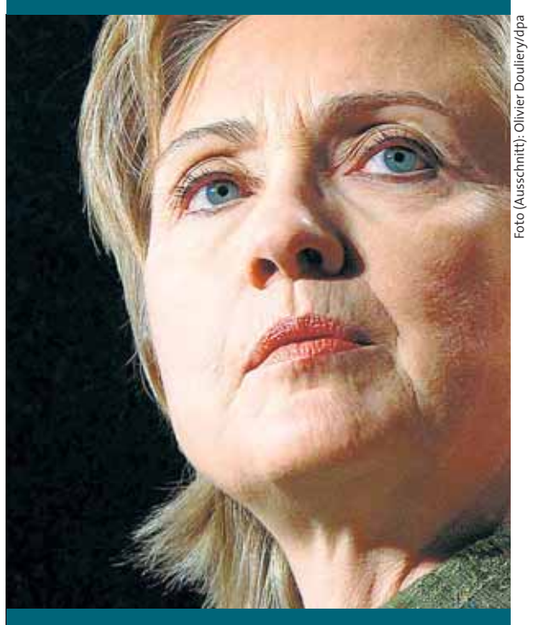


Foto (Ausschnitt): Olivier Douliery/dpa

HILLARY CLINTON

Foto (Ausschnitt): Herlinde Koelbl/Agentur Focus

HORST KÖHLER

Foto (Ausschnitt): Dominik Butzmann/laif

JOSCHKA FISCHER

WORTE DER WOCHE

»Es kommen mehr Menschen zu Tode als früher.«
Wladimir Putin, russischer Präsident, auf der Münchner Sicherheitskonferenz über die unipolare Herrschaft der USA nach dem Kalten Krieg

»Mich als alten Krieger ließ eine der Reden gestern fast nostalgisch werden.«
Robert Gates, US-Verteidigungsminister, zu Putins Rede

»Die Gerüchte über eine Parteigründung durch mich sind völliger Blödsinn und gehören nicht einmal in den Karneval.«
Friedrich Merz, zurückgetretener CDU-Abgeordneter, über seine politische Zukunft

»Friedrich Merz und ich kennen uns aus Studententagen. Falls er sich politisch neu orientieren möchte, hat er meine Telefonnummer.«
Guido Westerwelle, FDP-Vorsitzender, zum gleichen Thema

»Die Zeiten sind vorbei, in denen Männer per se mächtiger waren und als Alphatierchen daherkamen.«
Ursula von der Leyen, Familienministerin, über das heutige Geschlechterverhältnis

»Es wäre ein tolles Zeichen, wenn die Partei sagen würde: Das Privatleben ist uns egal.«
Gabriele Pauli, Landrätin von Fürth, über Horst Seehofers Chancen bei der Mitgliederbefragung um den Parteivorsitz

»Deutschland ist ein Automobilland, dem man mit Kaufempfehlungen für ausländische Wagen wahrlich keinen Gefallen tut.«
Kurt Beck, SPD-Chef, zum Vorschlag von Renate Künast, im Zweifel lieber japanische Hybridautos zu kaufen

»Beim E-Pass sind wir alle nun die Versuchskaninchen von Otto Schilys persönlicher Leidenschaft.«
Gisela Piltz, FDP-Bundestagsabgeordnete, zur angeblichen Unsicherheit der biometrischen Reisepässe

»Ich habe eure Hoffnungen und Wünsche angehört, heute bringe ich euch die Antworten.«
Ségolène Royal, Präsidentschaftskandidatin der Sozialisten in Frankreich, bei der Vorstellung ihres Wahlprogramms

»Wenn ich Al-Qaida-Terrorist im Irak wäre, würde ich mir den März 2008 im Kalender anstreichen und immer wieder für einen Sieg nicht nur Obamas, sondern auch der Demokratischen Partei beten.«
John Howard, australischer Premier, zu der Forderung des demokratischen US-Präsidentschaftsbewerbers Barak Obama nach einem Rückzug der US-Streitkräfte aus dem Irak im März 2008

»Ich mochte immer gerne starke Macho-Männer, und Rudy ist einer der cleversten Menschen auf diesem Planeten – und das sage ich nicht, weil er mein Mann ist.«
Judi Giuliani, Gattin von Rudolph Giuliani, der Präsidentschaftskandidat der US-Republikaner werden möchte

ZEITSPIEGEL

Spendenaktion

92 100 Euro haben *ZEIT*-Leser bereits für das Mädchengymnasium im afghanischen Dschalalabad *(ZEIT* Nr. 6/07) gespendet. Das wird ab März von der Organisation Kinderhilfe Afghanistan, Träger des diesjährigen Marion Dönhoff Förderpreises, gebaut. Für Ihre Großzügigkeit bedanken wir uns herzlich! Für alle, die noch spenden möchten, der Hinweis: Um eine Spendenquittung auszustellen, benötigt die Hilfsorganisation Namen und Anschrift des Spenders. Wer schon gespendet hat, ohne seine Adresse anzugeben, den möchten wir bitten, dies nachzuholen (Kontaktdaten unter www.kinderhilfe-afghanistan.de). Das Spendenkonto der Kinderhilfe Afghanistan bleibt weiterhin: Liga Bank Regensburg, BLZ 750 903 00, Konto 501 325 000. Für Überweisungen aus dem Ausland gilt der BIC GENODEF1M05 und die IBAN DE 3475 0903 0005 0132 5000. **DZ**

Lieber nichts wissen

Vergangene Woche berichtete die *ZEIT* über Hinweise auf mindestens einen bisher unbekannten Stasi-Spion im Bundestag der sechziger Jahre. Zuvor hatte Bundestagspräsident Lammert schon eine gründliche Prüfung dieser Frage angeregt. Doch die CDU/CSU-Fraktion blockt ab. Ein solches Gutachten, so ihr parlamentarischer Geschäftsführer Norbert Röttgen in einem Brief an den Stasi-Forscher Hubertus Knabe, sei »problematisch« – wegen des »Rechts auf informationelle Selbstbestimmung« der Abgeordneten. Zudem habe er »erhebliche Zweifel, ob es gelingen wird, in der Öffentlichkeit zwischen Tätern und Opfern des DDR-Systems zu unterscheiden«. Sicherer ist es natürlich, die Frage erst gar nicht zu stellen. **T. ST.**

Paul Hörbiger

In Ernst Klees Beitrag *Heitere Stunden in Auschwitz (ZEIT* Nr. 5/07) ist durch eine missverständliche Formulierung der Eindruck entstanden, der Schauspieler Paul Hörbiger wäre 1943 zusammen mit dem Ensemble des Stadttheaters Mährisch-Ostrau im NS-Vernichtungslager Auschwitz aufgetreten. Das ist nicht der Fall und sollte auch nicht behauptet werden. Das betreffende Theater hat zwar im Lager gespielt, Paul Hörbiger – im *Deutschen Bühnen-Jahrbuch* für das Jahr 1943 als Gast des Stadttheaters Mährisch-Ostrau aufgeführt – war aber nicht dabei. **DZ**

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.2 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 3
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Illustration: Martin Burgdorff für DIE ZEIT

Halbstarker im Ölrausch

Russlands Präsident Putin will sich mit anderen Rohstoffmächten gegen den Westen verbünden. Die drängenden Probleme des Landes löst er so nicht

VON MICHAEL THUMANN UND JOHANNES VOSWINKEL

Moskau

Alles schon einmal da gewesen, nicken die Alten. Das Selbstbewusstsein, das kennt man aus den Zeiten von Leonid Breschnew, dem sowjetischen KP-Generalsekretär der siebziger Jahre. Und heute heißt der Breschnew eben Putin. Russlands Präsident erfreut sich hoher Energiepreise und wachsenden Ansehens. Wer sich vom Westen verprellt fühlt, schaut zu ihm auf. Auf Wladimir Putin hoffen die nationalistischen Serben und die separatistischen Abchasen. Auf seine Hilfe setzen die Iraner und die von den USA enttäuschten Araber, die Putin dieser Tage mit Lob überschütten. Die Saudis widmeten »dem Sieger« einen Säbeltanz, wie das russische Fernsehen vermeldete. Sie alle eint die zunehmende Abneigung gegen den Verlierer des Irakkriegs, Amerika. Nimmt da ein Reich des Bösen samt Bundesgenossen Kontur an?

Als Wladimir Putin am vorigen Wochenende auf der Sicherheitskonferenz in München gegen die einzige verbliebene Supermacht wetterte, da machte er nichts anderes als zu Hause: Judoübungen vorm Mikrofon, die Lippen bleistiftdünn, Wörter wie Handkantenschläge. Es fehlten nur die Unflätigkeiten, die seine Reden vor Geheimdienst-Offizieren bereichern. In München aber erschraken die Zuhörer vor der Übersetzung dessen, was Putin in Moskau stets zu sagen pflegt. Und prompt wurde es herumgereicht, das Stichwort Kalter Krieg. Doch vor seiner Benutzung sei gleich gewarnt, es ist falsch. Es öffnet nur den Blick zurück auf die siebziger Jahre. Putins Russland, das ist beileibe nicht von gestern.

Russlands Eliten haben aus dem Kalten Krieg sehr wohl ihre Lehren gezogen. Der Sozialismus ist gescheitert, der kostspielige Universalimperialismus auch, die Armee – ob rot oder weiß-blau-rot lackiert – ein für Expansion untaugliches Instrument. Die russische Politik folgt einem weitgehend ideologiefreien Pragmatismus. Wer genau hinsieht, entdeckt darin eine Kopie westlicher Vorbilder, Kapitalismus plus nationalem Egoismus, angereichert mit Öl und Gas. Ist Russland damit aber schon eine neue Weltmacht? Ist es eine neue Bedrohung für den Westen? Hat es seine existenzielle Krise der neunziger Jahre überwunden? Keine dieser Fragen ist eindeutig zu beantworten – außer: Einen neuen Kalten Krieg kann Russland nicht vom Zaun brechen. Dafür ist es zu schwach.

Der Prototyp der Baluwa-Rakete explodiert meist in der Startphase

Als ein Bundestagsabgeordneter bei einem Besuch in Moskau Vertreter der Regierungspartei Einiges Russland fragte, für welche Politik sie stünden, antworteten diese nur irritiert: »Wir sind für den Präsidenten.« Die inhaltliche Leere wird mit Versatzstücken der russischen nationalen Tradition und der Sowjetzeit zugedeckt: viel Poesie zum Ruhm des starken Staates, dazu Doppelkopfadler, Sowjethymne und Fernsehserien mit Freund Stalin. Das Putinsche System baut auf Loyalität und belohnt mit Privilegien und ungestörter Bereicherung. Egoismus paart sich mit Verantwortungslosigkeit. Auftragsmorde wie im Fall der Journalistin Anna Politkowskaja werden nicht aufgedeckt. Unfähige Untergebene werden selten zur Rechenschaft gezogen.

Russlands Schwächen sind unübersehbar. Von Jahr zu Jahr zählt das Land 700 000 Menschen weniger. Die Großmacht der Sterblichkeit glänzt durch eine erschreckende Zahl an Morden, Autounfällen und Alkoholtoten. Die Männer haben eine durchschnittliche Lebenserwartung von 59 Jahren – so viel wie in Jemen. Vermutlich mehr als eine Million Russen ist mit dem HI-Virus infiziert – eine landesweite Epidemie. In den kommenden 20 Jahren, so schätzt das Institut für Wirtschaft im Übergang (IEPP), braucht Russland 25 Millionen Einwanderer – als Arbeiter und als Soldaten.

»Schafft euch Kinder an, und schickt sie in die Armee«, so fasste die Zeitung *Kommersant* Putins neue Mutter-und-Kind-Politik zusammen. Denn das Militär bereitet sich weiter auf den Massen- und Materialkrieg vor und hält bei allgemeiner Wehrpflicht mehr als eine Million Soldaten unter Waffen. Sie sind allerdings nur bedingt einsatzbereit. Das Militärbudget von 2006 betrug 25 Milliarden Dollar – gerade einmal vier Prozent des US-Budgets. Die Armee erneuerte nach 1991 weniger als ein Prozent der Kriegsgerätschaft. Lastwagen, Geschütze und Flugzeuge könnten auch ein Museum der Sowjetarmee schmücken. Zwar soll ein Programm des Verteidigungsministers die schleppende Modernisierung für die »Kriege der Zukunft« beschleunigen. Doch schon der Prototyp der Bulawa-Rakete, die von U-Booten abgefeuert wird, explodiert seit Jahren vor allem in der Startphase. Das Arsenal der Atomraketen, auf die Russland seinen militärischen Großmachtanspruch stützt, schrumpft.

Die einzig durchschlagende Waffe Moskaus besteht vor allem aus Kohlenwasserstoff und erobert die Weltmärkte. Dank Öl und Gas ist Russland aus den Ruinen der Sowjetunion auferstanden und strebt danach, vom Kapitalismus das Siegen zu lernen. Nicht als institutionalisierte Gegenwelt, sondern als Konkurrenzeinrichtung. Privatbesitz steht nicht mehr grundsätzlich infrage, da sich die Machthaber schon zu sehr an ihre Konten in Liechtenstein und Sommerhäuser auf Sardinien gewöhnt haben. So viel Westen darf sein.

Die Lehre vom glückbringenden Egoismus des Marktes wurde indes mit altvertrauten autoritären Mechanismen verbunden. Putins Staat übernahm die Herrschaft über den Markt, zähmte die alten Oligarchen und ersetzte sie in den staatlichen Unternehmen der Energiewirtschaft, des Flugzeugbaus, der Waffenindustrie durch eine neue Garde von mächtigen Hinterzimmerfiguren. Die neue Oligarchie setzt wie ihre Vorgänger auf die Rohstoffe.

Russland besitzt mehr als ein Viertel aller Gasreserven der Welt und schätzungsweise ein Zehntel aller Ölreserven. Den Anteil des Staatsbesitzes an der Ölproduktion hat Putin innerhalb von drei Jahren durch die Zerschlagung des privaten Yukos-Konzerns von 7 auf mehr als 35 Prozent erhöht. Öl und Gas füllen die Staatskasse und dienen zugleich als Druckmittel in der Außenpolitik.

Die Rolle als Rammbock Moskaus spielt der Staatsmonopolist Gasprom, der zum weltweit führenden Energiekonzern aufsteigen soll. Gasprom verleibte sich jüngst den größten Kohleförderbetrieb Russlands ein, wird zu einem Schwergewicht der Strombranche und kauft sich zum Freundschaftspreis in Sachalin-2 ein, das letzte größere Energieförderungsprojekt Russlands, an dem ausschließlich ausländische Firmen beteiligt waren. Der Staat half dabei kräftig nach, annullierte unter großem Propagandalärm Umweltlizenzen und drohte dem Konsortiumsführer Shell mit anderthalb Jahren Zeitverzug und mit Milliardenverlusten. »Gib mir die Hälfte!«, lautete die Botschaft. Die ausländischen Firmen knickten ein. Als Nächstes könnte dem britisch-russischen Joint Venture TNK-BP die Lizenz für sein Gasfeld Kowykta entzogen werden. Gasprom steht zum Kauf bereit. Staatsmacht, das bedeutet in Russland Kapitalismus plus Kontrolle der Finanzströme.

»Wir machen die Welt besser«, heißt der Werbeslogan von Gasprom. Russland bewegt sich mithilfe des Konzerns in der Weltliga jener Länder, die über das Wohlergehen des Westens mitentscheiden können. Auf Reisen, wie Anfang dieser Woche im Nahen und Mittleren Osten, verleiht Gasprom Putin das »Sesam öffne dich« für die Palasttore der Welt. Im Westen fürchten viele, er könnte dort den Plan einer Gas-Opec schmieden.

In der arabischen Welt war Russland seit Beginn der neunziger Jahre kaum noch präsent. Ungehindert zog das US-Militär im »Wüstensturm« 1991 durch den Irak, derweil sich die Sowjetunion selbst zerlegte. Seither war Moskau zwischen Damaskus und Dubai kein Machtfaktor mehr. Putins jüngste Reise zeigt, wie grundsätzlich sich das geändert hat. Man beachte die Route: Putin besuchte nicht Iran und Syrien, die ohnehin in der Moskauer Kundenkartei stehen. Putin reiste zu den engsten Verbündeten der Vereinigten Staaten, Saudi-Arabien, Qatar, Jordanien. Das Feld war bereitet. In Amman umwirbt der arabische Frauenklub Nadeschda (»Hoffnung«) Liebhaber der russischen Literatur. Die Staatsoberhäupter aller drei Staaten haben Moskau schon besucht. Arabische Medien loben Disziplin und Ordnung in Putins »gelenkter Demokratie«. König Abdallah von Saudi-Arabien nannte Putin in Riad »einen Staatsmann, einen Mann des Friedens, einen Mann der Gerechtigkeit«. Den Putin von Grosnyj? Genau den. Der saudische Zorn über Putins brutalen Feldzug gegen die Tschetschenen, die stets auch auf Hilfe aus Riad zählen konnten, hat sich während des irakischen Dauerkriegs gelegt.

Es ist die Schwäche der USA, die Putin hier kühl ausnutzt. Nicht unbedingt, um die Saudis ins russische Lager zu ziehen und einen Militärpakt gegen den Westen zu schließen. Sondern um Verträge unter Dach und Fach zu bringen. In Qatar sind es Kamas-Lastkraftwagen, die Putin seinen Gastgebern andient. Saudi-Arabien interessiert sich für russische T-90-Panzer, die sind günstiger als deutsche oder amerikanische. Jordanien baut russische Helikopter nach, keine westlichen. Konkurrenz belebt das russische Rüstungsgeschäft. Im Verkaufen ist Putin nicht schlechter als sein Datscha-Freund Schröder. Und die Araber versteht er auch gut. Schließlich hat Putin die Führer von Hamas empfangen. Er gilt am Golf als ehrlicher Makler und Partner für alle Fälle. Putin teilt das Unbehagen der Araber am amerikanischen Säbelrasseln gegenüber Teheran. Die Araber sitzen mit Russland in der Internationalen Konferenz der Islamischen Staaten (OIC). Amerika ist nicht dabei.

Vor allem aber ein Thema verbindet Russen und Araber: Beide sind Produzenten von Öl und Gas. In Saudi-Arabien wollen die Russen die Gasindustrie weiterentwickeln und ihre Nukleartechnologie verkaufen. Zugleich liefern sie diese auch Iran. Mit Qatar, dem kleinen Emirat mit den drittgrößten Gasreserven der Welt, will man in der Flüssiggas-Technologie zusammenarbeiten. Gasprom kann da von den Qataris lernen. Doch zu welchem Zweck? Schon länger raunen Energiemächte wie Iran von einer Gas-Opec, einem Kartell der Gas produzierenden Staaten. Anfang Februar nannte Putin dies eine »interessante Idee«. Seine Berater suchen seither den Eindruck zu tilgen, es könne ein Kartell entstehen. Will Putin gemeinsam mit den muslimischen Staaten dem Westen das Gas abdrehen?

Das Beispiel Algerien hilft, die russische Strategie zu verstehen. Putin ist schon im vorigen Jahr mit vielen Gaspromis im Gefolge nach Algier gereist. Am 21. Januar nun vereinbarte der russische Energieminister Wiktor Christenko mit seinem algerischen Amtskollegen eine Zusammenarbeit im Energiesektor. Russische Konzerne erschließen algerische Gasfelder. Gasprom lässt sich vom algerischen Konzern Sonatrach die Flüssiggas-Technologie erklären. Russland liefert Algerien Nukleartechnik. Außerdem möchte man, und da wird es richtig interessant, die Gaspreise »koordinieren«, auch »im Interesse der Verbraucher«, versteht sich. Nicht ums Abdrehen geht es also, sondern ums Diktieren der Geschäftsbedingungen. So wie bei richtigen Kapitalisten eben.

Im Kreml hat man Kartentische statt Zimmerpalmen im Büro

Algerien wird in Zukunft neben Russland und Norwegen Europas wichtigster Gaslieferant sein. Wenn Algier und Moskau die Preise absprechen, werden die Europäer sich ihrem Diktat fügen müssen, sofern diese keine weiteren großen Lieferanten gewinnen. Infrage kommen dafür Iran (obgleich der Mullah-Staat die Gas-Opec selbst ins Spiel gebracht hat), Qatar, das Putin gerade besucht hat – und die Anrainer des Kaspischen Meers. Diese werden von Moskau wesentlich schärfer beobachtet als von den EU-Staaten. Erdgas vom Kaspischen Meer muss über die Türkei und Ungarn nach Europa geliefert werden, weiß man in Moskau. Denn wo in europäischen Kanzleien die Zimmerpalme wächst, steht im Kreml ein Kartentisch. Die Türkei und Ungarn hat sich Gasprom ausgesucht, um Erdgaspipelines und Lagertanks im großen Stil zu reservieren. Gasprom singt das Hohelied der Konkurrenz und eliminiert die Konkurrenten. Was für Russland gut ist, muss ja nicht zwingend gut für Europa sein.

Nach einer Umfrage des unabhängigen Moskauer Lewada-Zentrums meinen 70 Prozent aller Russen, sie seien keine Europäer. Die Führung sieht das schon länger so. Doch auch als außereuropäische Macht will man in Europa mitreden. Im Kosovo stärkt Russland den nationalistischen Serben den Rücken und warnt den Westen, das albanische Kosovo mit seinen serbischen Klöstern und Minderheiten ja nicht in die Unabhängigkeit zu entlassen. Was immer schief geht im Kosovo, die Russen reden mit – ohne eigenes Risiko. Sollten die Albaner rebellieren oder die Serben Barrikaden bauen, die Europäer müssten aufräumen. Und dürfen dafür hinterher beißende russische Kritik erwarten.

Verhalten sich so die Imperialisten des 21. Jahrhunderts? Eher die Halbstarken der Weltgemeinschaft. Russland möchte keine Verantwortung übernehmen, die Geld oder Erbarmen kostet. Es möchte nicht Solidarkasse für ärmliche Verbündete sein, so wie die Sowjetunion es früher für Kuba und Vietnam war. Putins Devise heißt: Russland zuerst! Ohne uns geht's nicht, aber zählen dürft ihr nicht auf uns.

Wladimir Putins Muskelshow von München darf niemanden täuschen. Russland hat aufgehört, ein universaler ideologischer Gegner des Westens zu sein. Es ist aber auch kein »strategischer Partner« geworden, wie Gerhard Schröder und mit ihm viele deutsche Politiker glauben. Es ist ein Konkurrent, der seine Interessen verfolgt, koste es die anderen, was es wolle.

RAKETEN GEGEN MOSKAU

Putins Zorn

Es waren Sätze, wie sie nicht jeden Tag in die Weltgeschichte gerammt werden. »Niemand fühlt sich sicher!«, rief Wladimir Putin den amerikanischen Gästen der Münchner Sicherheitskonferenz zu. Und an alle Nato-Staaten gewandt, setzte er hinzu: »Im Kalten Krieg herrschte ein Kräftegleichgewicht zwischen den Weltmächten, das den Frieden sicherte. Heute ist dieser Frieden nicht mehr so standfest.« Drei Wunden fügen der russische Seele offenbar wachsenden Schmerz zu. US-Feldzüge in der Nachbarschaft der einstigen Sowjetunion, der Vormarsch der Nato nach Osten und, vor allem, die Pläne Washingtons, in Polen und Tschechien Elemente eines Raketenabwehrschirms zu installieren. »Gegen wen ist diese Provokation gerichtet?«, fragte Putin und antwortete: »Wir müssen hypothetisch davon ausgehen, dass damit das Potenzial unserer Nuklearstreitkraft neutralisiert werden kann.« Deshalb bleibe Russland nichts anderes übrig, als neue, moderne Atomraketen zu entwickeln. Tatsächlich ist die Entgegnung der US-Regierung, ihre Missile Defense solle bloß Schutz gegen iranische Geschosse bieten, nur ein Argument von heute. Wenn das Feindbild sich ändert, ändern Strategen gewöhnlich ihre Meinung. Ein neues Wettrüsten zwischen Washington und Moskau ist – tragisch – logisch, unausweichlich. JOCHEN BITTNER

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.3 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 4
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

FRISCHER ANSTRICH für den Revolutionsführer. Wandbild des Ajatollah Chomeini in Teheran

Foto: Caren Firouz/Reuters

Mehr Peitsche, weniger Zucker

Die EU macht Ernst mit Sanktionen gegen Iran – und gleichzeitig misstraut sie Amerika **VON PETRA PINZLER UND THOMAS KLEINE-BROCKHOFF**

Brüssel kann manchmal beruhigend langweilig sein. Iran? »Da ist keine Musik drin«, murmeln die Diplomaten, die an den Türstehern vorbei bis in den Tagungssaal gehen dürfen, in dem die EU-Außenminister beraten. Über vieles wird dort heftig diskutiert, über manches gestritten, über den Umgang mit Serbien und dem Kosovo etwa, aber Iran, von dem sonst alle Welt redet? Da winken die professionellen Beobachter müde ab. Das bewege im Moment niemanden. Da arbeite die EU-Maschine still und effizient.

Ohne große Debatte beschließen die Außenminister an diesem Montag die Umsetzung der UN-Resolution 1737. Das bedeutet: Wenn Iran die Anreicherung von Uran nicht bis zum 21. Februar stoppt, wird es die EU mit Sanktionen belegen.

Dass die EU-Außenminister Iran dieser Tage als nebensächlichen Bürokratenakt abhandeln können, hat einen einfachen Grund: Die europäischen Regierungen sind sich über ihre Strategie erstaunlich einig. Zuckerbrot und Peitsche (Diplomaten nennen es lieber »Gesprächsbereitschaft signalisieren und Härte zeigen«) lautet ihr Skript. Daran halten sich derzeit alle. Weil das Zuckerbrot (wirtschaftliche Hilfe, Zusammenarbeit bei der zivilen Nutzung der Kernkraft) offensichtlich nicht funktioniert, setzen sie nun, wie angekündigt, auf die Peitsche. Damit hatte die EU in den vergangenen Wochen – angeführt vom Trio Deutschland, Großbritannien und Frankreich – schließlich immer wieder gedroht: Wenn Iran die Urananreicherung nicht einstelle und damit den Forderungen der UN nicht nachkomme, werde man handeln. Jetzt müssen die angedrohten Sanktionen nur noch in europäisches Recht umgesetzt werden.

Davon erhofft man sich eine Änderung der bisher harten Haltung Irans. Tatsächlich weiß man sich in diesem Glauben einig mit den USA. Im Weißen Haus wie in Brüssel ist man überzeugt, dass Sanktionen wirken. Allein deren Androhung, so die herrschende Lesart in Brüssel, habe Irans Präsidenten Ahmadineschad innenpolitisch geschwächt. Teherans Hardliner sind demnach unter Druck geraten, weil ihre Strategie fehlgeschlagen ist. Ihre Annahme, der UN-Sicherheitsrat werde sich niemals einigen können, habe sich als Trugschluss erwiesen. Nun finde sich Iran völlig isoliert wieder – und die Hardliner müssten dafür den politischen Preis zahlen. Bei den jüngsten Wahlen hätten sie den ersten Denkzettel erhalten. Schon witterte Außenminister Frank-Walter Steinmeier »neuen Ehrgeiz Teherans, an den Verhandlungstisch zurückzukehren«.

Just am Montag, als die EU die UN-Resolution 1737 verschärfte, tauchte ein internes Papier aus dem EU-Ratssekretariat auf. Darin hieß es: Sanktionen allein seien nicht dazu geeignet, die Iraner zum Einlenken zu bringen. Die *Financial Times* blies diese Nachricht prompt zu der unheilvollen Feststellung auf, es sei »zu spät, um Irans Bombe zu stoppen«. Diplomaten aus dem Rat dementierten umgehend. Man setze weiter auf den doppelgleisigen Ansatz: Sanktionieren und reden.

Merkel will den Handel mit Iran offenbar still austrocknen lassen

Da endet dann die transatlantische Harmonie. Aus einer gleichlautenden Lageanalyse – nämlich, dass die anvisierten Sanktionen wirken werden – ziehen die Partner unterschiedliche Konsequenzen. Die Amerikaner wollen mit weiteren Zwangsmaßnahmen nachsetzen. Die Logik des Arguments liefert Stuart Levey, Staatssekretär im Finanzministerium: »Wer in Iran legitimerweise mit dem Westen handeln will, wird erkennen, dass die Politik Ahmadineschads in die Isolation und in die Wirtschaftskrise führt.« Da US-Firmen schon seit 1979 der Handel mit Iran untersagt ist, fiele es den Europäern zu, jetzt die Daumenschrauben anzuziehen. Auf der Münchner Sicherheitskonferenz hatte Amerikas Botschafter bei der Internationalen Atomenergiebehörde die Erwartung seiner Regierung ausgesprochen: »Die Europäer«, sagte Gregory Schulte, »könnten – und sollten – mehr tun.«

Europa aber sucht den Mittelweg; zumindest offiziell. So weit wie die USA geht man nicht, aber weiter als die UN. In den kommenden Tagen werden die EU-Mitgliedsstaaten nicht nur die Sanktionen verkünden, die die UN-Resolution fordert. Sie gehen sogar darüber hinaus. »UN+« heißt der europäische Weg. So wird die EU beispielsweise die Ausfuhr aller Güter, die zur Urananreicherung benutzt werden könnten, verbieten. Die UN hat da nur eine kurze Liste. Und: All jene Personen in Iran, die in Atomprogrammen arbeiten, werden künftig nicht mehr nach Europa reisen dürfen. Ihre Guthaben werden eingefroren. Die Liste der Betroffenen kann bei Bedarf schnell erweitert werden. Die UN fordert nur eine Beobachtung des Personenkreises.

Das Kalkül der Europäer ist einfach: Auf der einen Seite will man die Amerikaner befrieden. Auf der anderen Seite will man mehr tun als das zögerliche Russland und China, diese aber gleichzeitig im Boot halten. Das Argument der EU lautet: Die Wirkung von Sanktionen basiert darauf, dass die Welt sich einig ist und auch China und Russland mitmachen. Einseitige Sanktionen des Westens isolieren Iran nicht. Stattdessen provozieren sie eine nationalistische Gegenreaktion, weil sich die Iraner dann gezwungen sehen, ihren Präsidenten zu unterstützen. Also müssen Sanktionen vorsichtig abgestimmt werden. Die Amerikaner glauben hingegen, den Europäern gehe es in Wahrheit ums Geld.

Die Zahlen sprechen ihre ganz eigene Sprache, wie das Beispiel von Irans wichtigstem Geschäftspartner in Europa zeigt. Die Bundesrepublik Deutschland könnte aufgrund des Handelsvolumens ökonomischen Druck auf Iran ausüben. Ihre politische Führung lässt seit Jahren keinen Zweifel daran, dass sie Irans Atombomben-Ambitionen als große Gefahr betrachtet. Niemand hat das deutlicher gemacht als der ehemalige Außenminister Joschka Fischer, der während seiner Amtszeit unzählige Stunden mit iranischen Emissären zubrachte. Doch während Iran sich international weiter isolierte, stiegen die deutschen Exporte. Ihr Wert betrug 2003 noch 2,6 Milliarden Euro, ein Jahr später schon 3,5 Milliarden Euro und nochmals ein Jahr später bereits 4,3 Milliarden. Erst 2006 zeigten sich erste Indizien für eine Wende. Die deutschen Exporterlöse sanken um acht Prozent. Eine Folge der UN-Sanktionen konnte das nicht sein. Die waren erst am 23. Dezember 2006 beschlossen worden und umfassen bislang nur wenige Komponenten der Atomindustrie.

Es gibt einen anderen, naheliegenderen Grund für die deutsche Exportdelle: Regierungswechsel. Angela Merkel und ihre Mannschaft denken anders als ihre rot-grünen Vorgänger. Bei Merkels Washingtonbesuch Anfang Januar sprach der amerikanische Präsident die staatlichen Garantien für deutsche Exporte an, die sogenannten Hermes-Bürgschaften. George Bush sähe gern, wenn die Bundesregierung wenigstens darauf verzichtete, die Iranexporte aus Steuermitteln zu fördern. Angela Merkel scheint das Ansinnen nicht zurückgewiesen zu haben. Sie berichtete Bush offenbar, dass während ihres ersten Amtsjahres das Volumen der Hermes-Bürgschaften für Irangeschäfte um etwa ein Drittel zurückgegangen sei. Deutsche Diplomaten erwarten, dass die Summe in diesem Jahr nochmals um 40 Prozent sinkt. Unternehmer sähen Iranexporte zunehmend als risikoreich an. Zudem ersetze die Bundesregierung nur noch auslaufende Garantien, lege aber keine neuen Kreditlinien mehr auf. Merkel will den Iranhandel offenbar still austrocknen lassen, statt mit großem Getöse einen Handelsboykott auszurufen. Das ist Teil der Balancepolitik, die Merkel seit ihrem Amtsantritt probiert: Sie pflichtet Amerika in der Sache bei, will zugleich aber Frankreich nicht verprellen (das Sanktionen skeptisch sieht) sowie Russland nicht ins Abseits drängen.

Die meisten Generäle raten von einem Angriff auf Iran ab

Die Europäer zögern mit der von den USA gewünschten Eskalation freilich nicht nur mit Blick auf Iran. Auch Amerikas Motive sind ihnen nicht völlig transparent. Jedenfalls erinnert die Rhetorik aus Washington manchen an die Phase vor der Invasion im Irak, als der UN-Prozess der Legitimation des längst beschlossenen Krieges dienen sollte. In den vergangenen Wochen hat die Regierung Bush ihren Druck auf das iranische Regime spürbar erhöht. Sie unterstellt der Führung in Teheran, den Irak durch die Unterstützung von Terroristen zu destabilisieren. Im Golf von Persien ist ein weiterer Flugzeugträger aufgekreuzt. Direkte Verhandlungen lehnt Washington weiterhin ab. Führt also die Verschärfung von Sanktionen geradewegs in den Krieg?

Die amerikanische Regierung dementiert nach Kräften – und ohne große Wirkung. »Manche versuchen mir das Wort im Mund umzudrehen und behaupten, ich wolle in Wahrheit in Iran einmarschieren«, beschwerte sich vergangene Woche Präsident Bush. »Aber das ist natürlich Unsinn.« Tatsächlich ist die Lage in Washington ganz anders als vor dem Angriff auf Saddam Husseins Irak. Diesmal gibt es keine Kriegskoalition, die einen Angriff trägt. Die Demokraten würden offen rebellieren, die Republikaner von Bush gespalten. Eine Mehrheit gäbe es im Kongress jedenfalls nicht, in der Bevölkerung noch weniger. Das Vertrauen in die eigenen Geheimdienstler ist nach dem Irakdebakel dramatisch gefallen. Die meisten Generäle raten von einem Angriff ab, auch von gezielten Luftschlägen. Ob Irans Atomprogramm zu vernichten wäre, ist äußerst ungewiss. Die Region würde weiter destabilisiert. Amerikas Position im Nahen Osten und in der Welt erodierte weiter. Manche glauben, ein amerikanischer Angriff auf Irans Atomanlagen wäre das Ende der transatlantischen Allianz. Sollte es trotz allem zu einer Intervention kommen, der Preis dafür wäre immens.

MITARBEIT: **ULRICH LADURNER**

Hintergründe zum Konflikt: **www.zeit.de/Iran**

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.4 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Ciao, Ami!

Die Bewohner des italienischen Städtchens Vicenza machen Weltpolitik. Ihr Protest gegen eine US-Kaserne bringt die Regierung in Rom in die Klemme

VON BIRGIT SCHÖNAU

Foto [M]: Staff Sgt. Jennifer C. Wallis-USAF/Reuters

Mit der schönen **AUSSICHT** auf Venezien könnte es für die US-Fallschirmjäger bald vorbei sein

VICENZA

Seit zwei Stunden steht Eugenio Goldin vor dem Rathaus des norditalienischen Vicenza. Er friert. Die Abendluft ist kalt, und die Abordnung aus Rom lässt sich immer noch nicht blicken. Der Verteidigungsausschuss des Senats wird hier von einigen Hundert Bürgern erwartet, die Polizei hat schon am Mittag Absperrgitter aufgestellt. Es soll kein freundlicher Empfang werden. Das merkt man schon an der Geräuschkulisse: Tröten, Töpfe und Protestgeschrei. Bei der letzten Bürgerversammlung vor dem Rathaus flogen auch Tomaten. Derart rabiat wehren sich die Leute von Vicenza gegen die Stationierung neuer US-Truppen. Dabei gibt es den US-Stützpunkt in der Stadt 80 Kilometer östlich von Venedig schon seit 1951. Nie gab es dagegen Protest.

Jetzt aber sagt Eugenio Goldin: »Noch eine Kaserne, das wird uns zu viel. Diese Massen von Beton, wer will das denn noch, 60 Jahre nach Kriegsende?« Er ist Rentner, früher war er Flaschenfabrikant, ein hochgewachsener, bedächtiger Mann, der zum ersten Mal in seinem Leben auf die Straße geht. Denn Goldin ist dagegen, dass zu den 2750 US-Soldaten in Vicenza weitere 1800 kommen, Männer der 173. Luftlandebrigade, die derzeit noch in Schweinfurt und Bamberg ihren Dienst versehen. Für sie soll neben dem Flughafen Dal Molin vor den Toren der Stadt eine weitere Kaserne gebaut werden, rund 450 000 Quadratmeter groß, inklusive Krankenhaus und Geschäften, Fast-Food-Restaurants und Fitnesscenter. Die dafür veranschlagten 306 Millionen Dollar hat das Pentagon schon genehmigt.

Die Amerikaner sollten ihr Geld besser stecken lassen, sagt Goldin. »Vicenza ist die Stadt des Renaissancearchitekten Palladio. Gehört zum Weltkulturerbe der Unesco. Zu uns kommen jährlich Zehntausende Touristen, die unsere Paläste und Kirchen bewundern und unseren Wein trinken wollen. Die wünschen keine militarisierte Stadt.«

Eine Mehrheit der Menschen in Vicenza denkt so. Meinungsumfragen beziffern den Anteil der Kasernengegner auf mindestens 60 Prozent. Sogar 84 Prozent fordern angeblich eine Volksabstimmung über jene Pläne, über die sich die frühere Regierung Berlusconi längst mit Washington verständigt hat. Das Pentagon droht, im Falle der Verweigerung die 173. Brigade ganz aus Vicenza abzuziehen und nach Deutschland zu verlegen. Die Demonstranten beeindruckt das nicht sonderlich. »Wissen Sie eigentlich, dass die Amerikaner zehnmal so viel Wasser und Energie verbrauchen wie wir Einheimischen?«, fragt Eugenio Goldin. »Und dass sie hier noch nicht einmal Mehrwertsteuer bezahlen?«

Ein Dutzend Bürgerinitiativen haben Gegner der neuen Kaserne gegründet, sie vereinen Priester und Funktionäre der kommunistischen Parteien, katholische Basisgruppen und junge Leute aus der Antiglobalisierungsbewegung, Gymnasiallehrer und Gewerkschafter. Sie veranstalten Sitzblockaden auf den Bahngleisen, die friedliche »Dauerbelagerung« des Flughafengeländes in einem schlecht geheizten Zelt und sogar Hungerstreiks. Am Wochenende ist eine Großdemonstration geplant – die US-Botschaft hat ihre Bürger dazu aufgefordert, sich an diesem Tag besser nicht in Vicenza blicken zu lassen.

»Wir wollen hier keinen Stacheldraht«, ruft Oscar Mancini, der Sekretär der größten Gewerkschaft CGIL. »Vicenza ist ein Hort der Kultur, die massive Militärpräsenz schadet unserem Image.« Wenn man ihn nach dem Verbleib der 750 zivilen Angestellten der Militärbasis fragt, antwortet der Gewerkschafter sehr kühl: »Ich verteidige doch nicht jeden Arbeitsplatz!« Einerseits dürfen die Angestellten der US-Truppen ohnehin keine CGIL-Mitglieder sein. Andererseits kann auch der Funktionär es sich leisten, Unterschiede zu machen, bei einer Arbeitslosenquote unter drei Prozent.

Prodis Koalitionsgenossen drohten schon mit Abzug aus Afghanistan

Acht US-Stützpunkte der SETAF (Southern European Task Force) befinden sich in Italien, um keine gab es jemals eine derart erbitterte Auseinandersetzung. Die Militärbasen zwischen Aviano im Friaul und Sigonella auf Sizilien versprachen Arbeitsplätze und Wirtschaftswachstum in eher unterentwickelten Regionen. Mit dem von Berlusconi beschlossenen und von seinem Nachfolger Prodi im vergangenen Sommer beendeten italienischen Militäreinsatz im Irak jedoch wurden die Proteste gegen Washington immer lauter. Kriegseinsätze von italienischem Boden aus – das brachte die populäre Regenbogen-Friedensbewegung auf die Barrikaden.

Der Widerstand gegen die Erweiterung der Basis in Vicenza ist ein Resultat dieser Verdrossenheit. Zwar hat der Stadtrat unter dem Vorsitz eines der Berlusconi-Partei Forza Italia angehörenden Bürgermeisters mit einer denkbar knappen Mehrheit für den Ausbau gestimmt. Doch selbst die Mitte-rechts-Stadtregierung hat Gegner des ausländischen Militärs in ihren Reihen.

Noch heikler ist der Protest in der Provinz für die Regierung in Rom. 120 Abgeordnete der Koalitionsparteien, also rund ein Fünftel der Volksvertreter in Abgeordnetenhaus und Senat, lehnen das Projekt mittlerweile ab. Die entschiedensten Gegner sind die Kommunisten und die Grünen. In der Region um Vicenza haben aber auch Dutzende Parteimitglieder der Linksdemokraten ihre Mitgliedschaft ruhen lassen. Sie drohen sogar mit dem Boykott der im Frühjahr anstehenden Lokalwahlen.

Mitte Januar hatte Prodi erklärt, die Regierung sei für die Erweiterung der Basis, doch die Entscheidung sei Angelegenheit der Lokalpolitiker in Vicenza. Sogar Vertreter der Regierungsfraktionen kritisierten das als Pontius-Pilatus-Geste. Prompt drohten die Rebellen in der Koalition damit, gegen die Verlängerung des italienischen Einsatzes in Afghanistan zu stimmen. Der Erpressungsversuch schlug jedoch fehl. Schließlich entschied Prodi die Frage per Dekret. Das gewährt ihm immerhin zwei Monate Luft. Außenminister Massimo D'Alema aber unterließ es nicht, seine amerikanische Kollegin Condoleezza Rice vergangene Woche zu bitten, bei den Plänen für Vicenza »die Haltung der Bevölkerung zu berücksichtigen.«

In Deutschland wären die Soldaten willkommen

Es gibt ja noch die Alternative: Deutschland. Dort hätte man nichts gegen die ganze 173. Luftlandebrigade. Im SPD-regierten Bamberg, das ebenso wie Vicenza auf der Unesco-Liste steht, fürchtete die Stadtverwaltung bis vor Kurzem nur, die Amerikaner könnten ganz verschwinden, und freut sich nun über die Zusage, den Standort zumindest bis 2010 zu erhalten. Und in Schweinfurt hält CSU-Oberbürgermeisterin Gudrun Grieser Proteste gegen die 5000 Soldaten in der Stadt für vollkommen undenkbar. »Es gibt keine direkte wirtschaftliche Abhängigkeit, aber wenn die US-Truppen abzögen, bräche wohl der Immobilienmarkt ein.« Doch nicht der schnöde Mammon bestimme das gegenseitige Verhältnis, sagt Frau Grieser. »Sondern Freundschaft und Zuneigung.«

Das behauptet der Bürgermeister von Vicenza schon lange nicht mehr. Vor dem Rathaus ist endlich der Verteidigungsausschuss eingetroffen. *»Buffoni«,* schreit die Menge: Hofnarren. Die Parlamentarier verschwinden wortlos und sehr schnell unter Polizeischutz durch den Haupteingang. Eugenio Goldin rollt seine weiße Fahne mit dem rot durchgestrichenen Kampfjet wieder ein. »Wir werden weitermachen, bis sie uns endlich ernst nehmen«, sagt er. Es klingt sehr bestimmt.

Der Sieger heißt Hamas

Das Abkommen von Mekka beendet den palästinensischen Bruderkrieg – vorerst VON GISELA DACHS

TEL AVIV

Condoleezza Rice hatte sich das so schön vorgestellt: einen Nahost-Gipfel in Jerusalem, der »politische Horizonte« für die Palästinenser eröffnen, deren Fatah-Präsidenten stärken und die Hamas-Regierung schwächen sollte. Das sogenannte Mekka-Abkommen macht der amerikanischen Außenministerin nun aber einen Strich durch die Rechnung. Wenn sie am kommenden Montag mit Israels Premier Ehud Olmert und Palästinenserpräsident Machmud Abbas zusammentrifft, muss sie sich auf einige neue Verhältnisse einstellen.

Denn immerhin, im saudischen Mekka haben sich Fatah und Hamas im Grundsatz über eine Einheitsregierung verständigt. Die innerpalästinensischen Kämpfe, die in den vergangenen Wochen mehr als hundert Todesopfer forderten, scheinen damit fürs Erste beendet zu sein. Im Gaza-Streifen trauen sich normale Bürger erstmals wieder auf die Straße.

Auch wenn Präsident Abbas das Abkommen ein »saudisches Diktat« nennt, er wird sich ihm erst einmal fügen müssen. Seine wiederholten Drohungen, Neuwahlen auszurufen, sollte sich die Hamas-Regierung nicht auf einen moderateren Kurs einlassen, hatten längst jede Glaubwürdigkeit verloren. Für seine politische Vision aber, eine Zwei-Staaten-Lösung unter Anerkennung Israels, ist die Einigung mit Hamas ein Rückschlag. Deshalb kam Abbas als der große Verlierer aus Mekka zurück.

Sieger ist eindeutig Hamas. »Wir haben zehn Prozent gegeben, die Fatah musste neunzig Prozent der Zugeständnisse machen«, brüstet sich Hamas-Sprecher Ghazi Hamad. Beim Gerangel in Mekka ging es zum einen um die Verteilung von Posten, wobei noch offen ist, wer die Kontrolle über die Sicherheitskräfte übernimmt. Abbas darf sich einen Kandidaten aussuchen – aus einer Liste, die ihm Hamas präsentieren wird. Die 4000 Mann starke Hamas-Miliz, die im vergangenen Jahr gegen den Willen des Präsidenten etabliert wurde, soll nicht aufgelöst, sondern in die bestehende Polizei integriert werden.

Als wahren Triumph aber feiert Hamas ihre ideologische Standhaftigkeit. Um die Gegensätze zu Machmud Abbas zu überbrücken, einigte man sich bei kritischen Punkten auf vieldeutige Begriffe. So will die islamistische Hamas alle von der PLO unterzeichneten Abkommen mit Israel allenfalls »respektieren«, aber nicht »anerkennen«. Mit dieser Formulierung will Hamas klarstellen, dass sie nicht etwa plötzlich Israels Existenzrecht anerkenne. Ebenso wenig legte sie sich auf einen Gewaltverzicht fest. In den Augen des Hamas-Sprechers Mushir al-Masri bedeutet das Mekka-Abkommen, dass die arabische und islamische Welt Hamas so akzeptiere, wie sie sei, und »internationale Legitimierung« folgen werde.

Es gibt aber auch noch eine andere Lesart, die Pessimisten schnell als Wunschdenken abtun mögen, die aber als Chance inmitten einer düsteren Realität begriffen werden kann, welche sich ohnehin nicht ändern lässt. Denn das Abkommen von Mekka offenbart auch erste Risse im Lager der Islamisten: zwischen der Koalitionspartei Hamas, die eine neue diplomatische Sprache spricht, und den alten Betonköpfen der Hamas-Bewegung.

Daran war auch Saudi-Arabien interessiert, das als zweiter Sieger aus dem Mekka-Abkommen hervorgeht. Mit Sorge hatte das wahhabitische Königreich verfolgt, wie die mehrheitlich sunnitische Hamas immer mehr unter die Fittiche des schiitischen Irans geriet. Jetzt hat das Prinzenhaus Hamas mit Hilfe von einer Milliarde Dollar wieder ins sunnitische Lager zurückgeholt. Wenigstens ein Jahr lang kann die bankrotte palästinensische Regierung ihren Angestellten davon die Gehälter bezahlen. Eine langfristige Perspektive folgt daraus freilich nicht.

Noch handelt es sich beim Abkommen von Mekka bloß um ein Stück Papier mit unklarem politischem Wert, auch für Condoleezza Rice.

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 6
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Foto (Ausschnitt): Werner Schuering für DIE ZEIT

Wir sind eine Einzigartigkeit

Horst Seehofer über seinen Zweikampf mit Erwin Huber um den CSU-Vorsitz, über den bayerischen Machtanspruch in Berlin und den Wert der Ehe

DIE ZEIT: Kurz vor Edmund Stoibers Rückzug haben Sie erklärt, Sie werden, wenn er von der Partei zermürbt wird, nicht für seine Nachfolge kandidieren. Nun tun Sie es doch. Warum?

Horst Seehofer: Stoibers Rückzug war nicht das Ergebnis einer Zermürbungsstrategie, sondern das Ergebnis eines politischen Fehlers.

ZEIT: Die Zermürbung war aus Ihrer Sicht ein Fehler, aber sie war doch eine Zermürbung?

Seehofer: Zermürbung, das sagt schon der Begriff, ist etwas, das über Monate geht. Sie zermürben niemanden in nur wenigen Stunden. Was da passiert ist, war ein gruppendynamischer Prozess.

ZEIT: Theo Waigel hat gesagt, die CSU befinde sich in der tiefsten Krise seit 1948. Wenn das so ist, wie kann es sein, dass Edmund Stoiber keine gravierenden Fehler gemacht hat und sein Rückzug ein Fehler ist?

Seehofer: Die Krise entstand aus dem Verhalten der CSU. Das Präsidium hatte am Anfang einer Woche nach ernster Diskussion übereinstimmend eine Meinung gefasst, und am Ende der Woche galt plötzlich das Gegenteil. Das war ein Alarmzeichen.

ZEIT: Die tiefste Krise seit 48 ist also nur das Ergebnis einer falsch gelaufenen Woche?

Seehofer: Krisen werden ausgelöst durch die Art des Umgangs miteinander. Das beschwert mich bis zum heutigen Tage.

ZEIT: Es gab also nie eine politische Krise?

Seehofer: Nein. Wir stehen als Bayern glänzend da, die Erfolgsgeschichte der CSU ist in ganz Europa einzigartig. Ich kenne keine zweite Partei, die über so lange Zeit so überwältigende Zustimmung in der Bevölkerung hat. Dennoch haben wir ein strukturelles Problem – zu wenig Junge und zu wenig Frauen in den entscheidenden Positionen.

ZEIT: Nun wird es einen Wettkampf geben zwischen Ihnen und Erwin Huber um den Parteivorsitz. Worum geht dieser Kampf inhaltlich?

Seehofer: Es geht darum, wer in Kombination mit dem Ministerpräsidenten Beckstein die Zustimmung zur CSU in der Bevölkerung optimiert.

ZEIT: Das ist kein Inhalt.

Seehofer: Ich stehe für die Erkenntnis, dass die CSU eine Volkspartei ist und keine Klientelpartei.

ZEIT: Und dafür steht Erwin Huber nicht?

Seehofer: Ich stehe in keinem Gegensatz zu Erwin Huber, ich definiere meine Position, für die ich eine hohe Zustimmung in der Bevölkerung habe. Die Volkspartei CSU lebt von der Schnittmenge aus wirtschaftlicher Effizienz, kultureller Erneuerung und sozialer Gerechtigkeit. Und ich repräsentiere das ganze Spektrum der Volkspartei CSU und nicht allein das Soziale, auf das ich oft reduziert werde. Immer wenn wir diese drei Säulen mit Inhalten und Gesichtern füllen, sind wir sehr erfolgreich in Bayern und in Deutschland. Immer wenn eine der Säulen geschwächt wurde, kam die Quittung an der Wahlurne. Wir haben als Union jetzt schon bei drei Bundestagswahlen die 40-Prozent-Marke nicht mehr erreicht, weil die Union diese Breite nicht mehr abgebildet hat.

ZEIT: Was fehlte?

Seehofer: Wir waren in der Ökonomisierungsfalle. Die erste Säule war übermäßig ausgeprägt.

ZEIT: Das war eine strategische Fehlentwicklung der CSU?

Seehofer: In den gemeinsamen Wahlprogrammen von CDU und CSU ja, nicht in Bayern. Dort haben wir Mehrheiten errungen, die die Ausnahmestellung der CSU in Deutschland begründen.

ZEIT: Die CSU kommt in den bundesweiten Medien etwa 200-mal so häufig vor wie beispielsweise die ebenso erfolgreiche CDU aus Baden-Württemberg. Wodurch legitimiert sich diese fantastische Überpräsenz? Sind Bayern so viel wichtiger als Baden-Württemberger?

Seehofer: Die Sonderstellung der CSU legitimiert sich über die Zustimmung der Bevölkerung in Bayern.

ZEIT: Davon hat die CDU in Ihrem Nachbarland kaum weniger.

Seehofer: Auch im Bundesgebiet gibt es viele, die mit uns sympathisieren.

ZEIT: Und das legitimiert eine 200-fache Aufmerksamkeit?

Seehofer: Wir als CSU haben einen bundespolitischen und europäischen Gestaltungsanspruch. Das ist auch die Rechtfertigung für meine Kandidatur. Ich möchte, dass das so bleibt. Wir wollen eine Ausnahmeerscheinung sein. Das ist Ergebnis dessen, was wir einbringen, und eine Einzigartigkeit in der deutschen Parteiengeschichte.

ZEIT: Eine Anomalie.

Seehofer: Eine Einzigartigkeit.

ZEIT: Und das begründet Ihren Anspruch, als 7-Prozent-Partei viel mehr Aufmerksamkeit zu beanspruchen als alle anderen?

Seehofer: Sie müssen mir schon zugestehen, dass ich mir das wünsche und dass ich dafür einstehe.

ZEIT: Was ist bei den letzten drei Bundestagswahlen schiefgelaufen, dass die Union die 40-Prozent-Marke nicht mehr erreicht hat?

Seehofer: 1998 haben wir in den letzten beiden Regierungsjahren zu spät zu viel reformiert: Rente, Steuer, Gesundheit, Lohnfortzahlung … 2002 ging es um 6000 Stimmen Differenz, da kann man nicht sagen, dass gravierende Fehler passiert sind. Und 2005 waren wir eben in der Ökonomisierungsfalle.

ZEIT: Wie sieht denn nun der CSU-Politiker Seehofer mit dem bundes- und allgemeinpolitischen Anspruch aus? Den Sozialpolitiker kennt man, gibt es auch einen Außenpolitiker Seehofer?

Seehofer: Ich bin oft in der Außenpolitik unterwegs, wenn Sie die Europapolitik darunter subsumieren. Wie ich ja überhaupt ein Ministerium führe, das ganz überwiegend wirtschaftspolitische Fragen zum Gegenstand hat. Ich bin sehr zufrieden, was wir in Europa und darüber hinaus in der WTO für Achsen entwickelt haben, um unsere Anliegen zum Tragen zu bringen. Dass ich ein glühender Verfechter der europäischen Integration bin, dürfte bekannt sein, obwohl ich gleichwohl dafür bin, dass wir innerhalb der europäischen Union auch unsere nationalen Interessen zum Tragen bringen. Ich habe keinerlei Ängste im internationalen Umgang, während ich früher vielleicht eher national tätig war.

ZEIT: Die CSU steht Auslandseinsätzen der Bundeswehr skeptischer gegenüber als die anderen Koalitionsparteien. Wie ist Ihre Haltung dazu?

Seehofer: Wir sind keine verschmolzene Einheit mit der Regierung, und es ist ganz normal, dass die CSU-Abgeordneten aus der Landesgruppe unser Engagement hinterfragen. Ich persönlich habe aber bis zu dem jüngsten Beschluss zu Afghanistan immer zugestimmt, weil ich glaube, dass das auch ein Stück Normalität ist, dass wir unsere Aufgabe im internationalen Konzert erfüllen.

ZEIT: Sie sehen da künftig eher noch mehr Verantwortung auf die Bundesrepublik zukommen?

Seehofer: Ich war immer Verantwortungsethiker, kein Gesinnungsethiker. Und verantwortungsethisch bleibt der Bundesrepublik gar keine andere Wahl, als diese gewachsene Verantwortung wahrzunehmen. Und in der Abgewogenheit, in der die Regierung das tut – ich denke an die ganz schwierige Libanon-Entscheidung –, hat das meine volle Unterstützung. Dennoch habe ich absoluten Respekt vor den Abgeordneten, die diese Dinge kritisch hinterfragen, die wissen wollen, mit welchen Risiken und Grenzen man bei einem solchen Einsatz zu rechnen hat. Wenn wir schon den Parlamentsvorbehalt haben, dann muss er auch in der Praxis vernünftig möglich sein. Sonst könnte die Exekutive ja allein entscheiden.

ZEIT: Der CSU-Landesgruppe geht es aber doch um eine grundsätzlich skeptische Haltung zu den Einsätzen, dass es zu viele davon gibt und dass das die Bundeswehr überfordert. Teilen Sie das?

Seehofer: Es gehört zur politischen Normalität, dass solche Grundsatzentscheidungen vom einen etwas zurückhaltender, vom anderen etwas euphorischer aufgenommen werden. Das gehört doch zu einer vitalen, pulsierenden Volkspartei. Die strategische Gesamthaltung der CSU ist sicher etwas restriktiver. Es muss eben von Fall zu Fall entschieden werden. Ich bin Regierungsmitglied, und ich habe den bisherigen Entscheidungen zugestimmt.

ZEIT: Die CSU hat lange behauptet, Deutschland sei kein Einwanderungsland. Das sagt sie nun nicht mehr. Glauben Sie, dass die demografischen Probleme durch Einwanderung gemildert werden können?

Seehofer: Nein, Zuwanderung wird keinen Beitrag zur Lösung des Demografieproblems leisten. Eher umgekehrt: Es hat in den letzten Jahrzehnten sehr viel ungesteuerte Zuwanderung in die sozialen Sicherungssysteme gegeben. Wenn wir allein die Migration innerhalb der EU nehmen, haben wir keinen zusätzlichen Bedarf. In den Nachkriegsjahrzehnten galt die Regel »Integration durch Arbeit«. Die Menschen haben sich über den Beruf hier integriert. Wer ins Land kommt, muss auch seinen Lebensunterhalt bestreiten, bei aller Humanität, die etwa unser Asylrecht für wirklich Verfolgte vorsieht.

ZEIT: Die meisten Ihrer Wähler haben die Ausländerpolitik der Union in den letzten Jahren als einen Weg in die Liberalisierung erfahren. Dann gibt es eine Liberalisierung der Familienpolitik und so weiter. Haben Sie nicht die Befürchtung, dass Konservative in der Union heimatlos werden?

Seehofer: In der Zuwanderungspolitik ist die CSU in allen Fragen an vorderster Front mitbeteiligt gewesen durch Günther Beckstein. Und der gilt ja nicht als maßlos kompromissbereit. Deshalb stimmen da auch die Ergebnisse. Und was die Familienpolitik betrifft, müssen wir die Interessen von zwei völlig unterschiedlichen Generationen sehen – und nicht gegeneinander ausspielen. In der älteren Generation war es für Frauen üblich, zu heiraten und zu Hause zu bleiben. In der Generation meiner Töchter ist es normal, Beruf und Familie zu verbinden. Ich bin ein strikter Gegner davon, unterschiedliche Lebensplanungen unterschiedlicher Generationen gegeneinander auszuspielen. Sondern die Politik muss auf beide Bedürfniswelten Antworten haben. Entscheiden tut niemand anders als der Mensch selbst in einer aufgeklärten offenen Gesellschaft. Und dass wir in der Kinderbetreuung Defizite haben, die dringend behoben werden müssen, um ein ehrliches Angebot für Männer und Frauen zu bieten, Beruf und Familie vereinbaren zu können, kann niemand bestreiten.

ZEIT: Aber die CSU ist doch eine Wertepartei. Gibt es noch einen Unterschied zwischen dem Familienbild der CSU und dem der SPD?

Seehofer: Ich glaube, dass wir das traditionelle Familienbild, die Partnerschaft mit Trauschein und Kindern stärker unserer Politik zugrunde legen als die SPD. Das drückt sich dann etwa auch beim Ehegattensplitting aus, das bei uns sorgsamer gehütet wird als in anderen Parteien.

ZEIT: Also, die Ehe ist schon die beste Lebensform?

Seehofer: Ja, das habe ich ausdrücklich unterstützt, auch im neuen CSU-Grundsatzprogramm.

DAS GESPRÄCH FÜHRTEN **MATTHIAS GEIS** UND **BERND ULRICH**

BERLINER BÜHNE

Ein Gefühl wie Biomasse

Ansonsten eher eine Politik der ruhigen Reformhand betreibend, sorgen die Berliner Politiker nun mit großer maternaler und paternaler Inbrunst dafür, dass wir, die Bürger, unsere guten Vorsätze vom Jahresanfang auch wirklich einhalten. Moralisch gesehen, sind wir gut wie lange nicht. Seit ein paar Wochen bereiten uns unsere Porsches ein richtig schlechtes Gewissen, wir sind selbstredend dabei, das Rauchen aufzugeben, lernen korrekte deutsche Rechtschreibung, können inzwischen auch *Idomeneo* richtig betonen, gucken ganz bestimmt das muslimische Wort zum Freitag im ZDF, wir zeugen Kinder wie die kleinen Teufel, investieren einen Teil des Elterngeldes gleich in eine Ausbildungsversicherung, bereiten die Ungeborenen mit Mozart und Mahler auf die freien Kinderkrippen vor, wo die gelernten DDR-Erzieherinnen, die mit den dicken Oberarmen, unsere Kleinen wieder knuddeln und topfen dürfen – nach dem Vorbild von Prinz Charles fahren wir mit dem Fahrrad nach Klosters zum Skifahren, wo uns der schüttere Schnee aber schon wieder ein schlechtes Gewissen macht, worauf wir uns wie hässliche alte, CO_2 ausdünstende Biomasse fühlen, was uns dazu bringt, mit dem Porsche, scheißegal, doch gleich weiter bis Italien durchzubrettern, wo wir in einer rauchfreien Bar darüber sinnen, dass das Leben irgendwie tödlich ist. *(»Life is a carbon footprint.«)* Einen echt katholischen Ausweg aus all diesen Dilemmata weist uns das Bundesumweltministerium. Ab jetzt misst Minister Gabriel den »Kohlendioxyd-Fußabdruck« einer jeden Dienstreise der Regierung und zahlt als Ausgleich für den Ausstoß für Klimaprojekte in der Dritten Welt. Uns lässt der Ablasshandel hoffen: Könnte ich nicht einfach weiter rauchen und dafür, sagen wir, in ein Bewässerungsprojekt in den kubanischen Tabakplantagen investieren? Und mein japanisches Hybridauto abfackeln? Aber nein, das geht nicht, es gilt ja auch: Klimaneutral muss haushaltsneutral bleiben. **THOMAS E. SCHMIDT**

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.6 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 7
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Foto [M]: Kay Nietfeld/dpa

Im Herbst folgt
MISS TAGESTHEMEN
Sabine Christiansen nach

Liebe Anne Will

Wie kann die Politik zurück ins Fernsehen finden? Ein offener Brief aus aktuellem Anlass

Eines vorweg: Wenn Sie diesen Brief in den Schredder pfeffern wollen, bin ich keine Sekunde böse. Sie haben sich ja schon einiges an Quatsch anhören können die letzten Tage: »Was trägt die Nachrichtenfrau eigentlich unterm Tisch?« – »Wird sie Röcke tragen?« – »Kann Anne Will es?«

Wahrscheinlich ist Ihr Bedarf an guten Ratschlägen bis zur Sommerpause also gedeckt. Danach soll es losgehen mit Ihnen als Nachfolgerin auf dem Sendeplatz von *Sabine Christiansen.* Wenn ich Ihnen trotzdem schreibe, dann weil ich zum Volk der *Christiansen*-Schwindler gehöre. Wenn mich montags jemand auf der Arbeit fragt, hast du das und das gestern bei *Christiansen* gesehen, sage ich ja, ja, aber in Wahrheit hatte ich nicht mal eingeschaltet. Irgendwann auf ihren langen zehn Jahren hat mich die Sendung verloren. Bei der anderen Hälfte der *Christiansen*-Schwindler läuft die Runde zu Hause noch, nur dass keiner mehr hinguckt. Wir, die beiden Teile der *Christiansen*-Müden, hoffen auf Ihr Kommen wie einst die Deutschen auf Besuche von Michail Gorbatschow: Komm und mach, dass alles Graue sich in Freude wandelt.

Dabei ist das Problem von *Sabine Christiansen* gar nicht Sabine Christiansen. Oft wurde gesagt, sie stelle die falschen Fragen oder gar keine oder kreuze die Beine zu viel. Alles Quatsch. Das Problem dieses Talks ist sein Politikverständnis: Die Politik am Sonntagabend war noch künstlicher, als sie es von Montag bis Freitag im Bundestag ist. Mir war, wenn Sie so wollen, der Synthetikanteil zu hoch – und zwar im Sendekonzept, nicht in der Garderobe der Moderatorin. Bis mir das aufging, hatte es eine ganze Weile gedauert, denn die Sendung segelt ja unter dem Ruf, die unterhaltsamere Version von Parlamentsfernsehen zu sein. Tatsächlich geht sie so nervtötend unterhaltsam mit der Politik um, wie es Populisten tun: Sie sucht den Showeffekt durch Überzeichnung beim Thema und im Ton. »Geht morgen die Welt unter?« ist der ewige Titel ihrer Talks, und genauso stereotyp lautet stets das Schlussplädoyer der Moderatorin: Geht die Welt unter? Nicht wenn wir uns alle ganz, ganz dolle anstrengen.

Eine gute Sendung über Politik lebt von der richtigen Haltung zur Politik. Wenn Sie jetzt an Ihrem Konzept basteln, wäre dies meine erste Bitte: Verschwenden Sie nicht zu viel Grips auf Gimmicks und Formate. Ich weiß, viele Fernsehkritiker schwärmen Ihnen von Frank Plasberg vor und seiner Scharfrichterhand, die Politikern das Wort abschneidet oder das Publikum bestimmen lässt. Doch erstens macht das ja schon Frank Plasberg so, bald sogar wie Sie im Ersten, und zweitens ersetzen Instrumente keine Haltung.

Eine Haltung – eine journalistische wie persönliche – kann einem niemand aufschwatzen. Dass Sie die richtige Haltung schon mitbringen, egal, wo Sie sie herhaben, glauben ziemlich viele Leute. Und warum würde ich Ihnen sonst schreiben? Sie seien, meinte neulich eine Bewunderin, das Ideal zwischen »Menschbleiben und Profi-sein-Müssen«. Jetzt haben Sie plötzlich ganz schön viel Macht. So zersplittert, wie die Fernsehlandschaft ist, wird Ihre Sendung einer der Dorfplätze sein, an dem Deutschland sich zum Selbstgespräch trifft. Trotzdem, wenn ich Ihnen sage, was mein Anspruch an Sie und Ihr Team ist, zeigen Sie mir womöglich den Vogel: Retten Sie die Politik vor sich selbst.

Politik tut sich immer schwer mit der Wirklichkeit. Das ist Ihre Chance. Bringen Sie die Politik in die Wirklichkeit – und die Wirklichkeit in die Politik. Schon der Anspruch ist ein gefährlicher, denn das Versprechen aller Populisten klingt ganz ähnlich: Bei uns gibt's die Wahrheit. Doch der Widerspruch zwischen dem, was echt ist, und dem, was Politik ist, macht Bürger müde und Fernsehzuschauer gelangweilt. Dabei sind es gar nicht Lügen, die Politik oft schwer erträglich machen würden, es ist der innere Unernst. Wichtigtuerei ist schlechter Stil *und* schlechter Inhalt, schlechte Politik *und* schlechte Unterhaltung.

Im Grunde geht es ganz schnell besser. Drei Schritte und eine Devise: Dem Quatsch keine Chance. Erstens, retten Sie die Politiker vor sich selbst. Die sind meistens reflektierter, talentierter und menschlicher, als sie sich in den Muppetshows geben. Aber leider imitieren Politiker sich eben auch ständig gegenseitig. Und so haben sie sich in den vergangenen Jahren alle auf einen etwas grellen Ochsenfroschton eingestimmt, sobald ein Studiogespräch mit mehr als einem ihrer Gattung beginnt. Zweitens, retten Sie uns vor uns selbst. Was hat uns als Publikum so empfänglich gemacht für die überdrehten Quasselrunden früherer Jahre? Natürlich unsere Sensationslust, unsere Anfälligkeit für Showeffekte, für Politik als Trash-Comedy. Wenn sich dann aufsteigende Übelkeit bemerkbar machte, half Wegzappen auch nicht mehr wirklich. Füttern Sie uns also nicht mit allem, wonach uns verlangt.

Tja, und nun das Einzige, was wirklich schwer ist: Retten Sie die Themen vor der Langeweile. Mit Gesundheitsreform und CO_2-Emissionen und Studiengebühren lässt sich vielleicht gut Staat, aber schlecht Fernsehen machen. Wie man daraus eine erfolgreiche Sendung bastelt? Das ist nun echt Ihr Job.

Herzlich, Patrik Schwarz

Nächste Woche: Anne Will antwortet

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.7 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Foto (Ausschnitt): Keystone France/laif

Terroristen beim Therapeuten

Terroristen beim Therapeuten – die Zeile hatte das Zeug, beide zu verschrecken: die Terroristen, weil sie nicht als krank gelten wollten, und die Therapeuten, weil Terrorismus kein Fall für die Couch zu sein scheint. Trotzdem trafen sich – mal in geschrumpfter, mal in wachsender Zahl – fast sieben Jahre lang ehemalige Mitglieder von RAF und Bewegung 2. Juni mit wechselnden Therapeuten und Analytikern zu Gesprächsrunden. Offiziell endet die Gruppenarbeit im August 2003, in der *ZEIT* berichten jetzt erstmals Beteiligte über ihre Erfahrungen. Die vollständigen Texte erscheinen demnächst als Buch.

Liest man die Erfahrungsberichte der ehemaligen Terroristen, entsteht das Bild einer Gruppe von Menschen, die tief traumatisiert sind von der Vergangenheit, die sie selbst in Gang gesetzt haben. Günter Gaus' eindrucksvolles Fernsehgespräch mit Christian Klar, 2001 im Gefängnis in Bruchsal geführt, belegte bereits mit Bildern, was auf dieser Seite in Worten eingefangen ist: Der viel beschworene, autopoetisch aufgeladene »bewaffnete Kampf« der RAF wurde in zwei Phasen geführt – in Freiheit mit der Waffe und im Gefängnis in Gedanken. Umstandslos hat die RAF ihre Fronten von außen nach innen verlängert – von der Freiheit in die Zellen und von der Straße in ihre Protagonisten.

Nicht selten haben deren Körper gestreikt. Oft physisch erkrankt, zum Teil persönlich zerrüttet und anfangs allenfalls tastend nach den Möglichkeiten eines Lebens ohne Kampf, so stellte sich das Bild der Ehemaligen der RAF nach Haftentlassung und Auflösung ihrer Organisation dar. Inzwischen sind bei manchen der Exhäftlinge bereits zehn Jahre in Freiheit vergangen. Einige wenige, die hier von sich berichten, haben die Jahre genutzt für die persönliche Spurensuche. Es war eine Suche nach dem Leben, das sie hatten, so sehr wie nach dem, das hätte sein können: Für manche richtete sich dieses Sehnen im Rückblick auf ein Leben ohne Terror, während andere ihrem Terror wohl nur mehr Erfolg gewünscht hätten.

Bis zur Frage der Reue ist keiner vorgedrungen. Es hätte dazu einer Erkundung der eigenen Schuld bedurft, die aber lag offenbar zu weit im seelischen Hinterland der Beteiligten, als dass sie bisher auf den klapprigen Rädern der Psychotherapie erreichbar gewesen wäre.

Trotzdem sprechen hier Menschen, die auch Opfer sind, obwohl sie zuerst Täter waren. Der Schrecken, der Terror der RAF wird durch diese Feststellung nicht geschmälert, im Gegenteil, er wird dadurch erst in seinen beiden furchtbaren Wahrheiten offenbar. Der heiße Terror, den die RAF übers Land brachte, fand seine Entsprechung in dem kalten Terror der Angst, der Verdächtigungen, der Verletzungen, die die Mitglieder der RAF sich selbst und einander zufügten.

Der Terror der RAF war eine Hölle, die am Ende auch die Seelen der Täter verzehrte.

PATRIK SCHWARZ

»In allen Herzen Mördergruben«

Kann die Freiheit gelingen? Frühere RAF-Mitglieder beschreiben die Annäherung an ihre Schuld und das Erschrecken über sich selbst

Karl-Heinz Dellwo, geboren 1952. Mit fünf weiteren RAF-Terroristen stürmte er 1975 die deutsche Botschaft in Stockholm. 1977 wegen gemeinschaftlichen Mordes zu zweimal »lebenslänglich« verurteilt. 1995 entlassen.
Gabriele »Ella« Rollnik, geboren 1950. Terrorgruppe »Bewegung 2. Juni«. 1975 Entführung des CDU-Politikers Peter Lorenz. 1975 Festnahme. 1992 entlassen.
Knut Detlef Folkerts, geboren 1952. RAF. An der Ermordung von Generalbundesanwalt Siegfried Buback 1977 beteiligt. Im gleichen Jahr festgenommen. 1980 zu lebenslanger Haft verurteilt. 1995 entlassen.
Roland Mayer, geboren 1954. RAF. 1976 verhaftet. 1979 als Rädelsführer einer terroristischen Vereinigung verurteilt. Nach zwölf Jahren entlassen.

Die folgenden Passagen sind **Auszüge aus den Erfahrungsberichten** der Teilnehmer einer therapeutisch begleiteten Gesprächsgruppe, die sich über sieben Jahre hinweg getroffen hat.

Im Gefängnis schien mir meine Situation mit der eines Astronauten vergleichbar zu sein. Der Hochsicherheitstrakt eine Raumstation, die um die Erde kreist, technische Verbindungen zur Außenwelt und Kontakt wie hin und wieder Funkverkehr. Vom gesellschaftlichen Alltag abgelöst ein Blick aufs Ganze, und oft nur Unverständnis über das Konkrete, was als Wahn und Irrwitz erscheint. So war die RAF auch: Sicht aus weiter Ferne. Sie verwarf die Veränderung des Unmittelbaren und suchte nach etwas völlig Neuem. »Sprung« war damals eine oft genutzte Metapher. Schon im Gefängnis dachte ich irgendwann: Wir sind gesprungen und nirgendwo angekommen. Wir sind gescheitert. Heute sage ich auch: »Zu Recht!« **KARL-HEINZ DELLWO**

Nach fast sieben Jahren mit dieser Gruppe die vielleicht wichtigste Frage für mich: Warum bin ich die ganze lange Zeit immer hingegangen? Trotz der Heftigkeit der Auseinandersetzungen, trotz der vielen Verletzungen, trotz der Zähigkeit und Mühseligkeit, trotz der Enttäuschungen. Ein Aspekt hierfür war sicher die Hoffnung, irgendwann wieder über die Politik der RAF, die fast das ganze Leben bestimmt hat und auch dauerhaft bestimmen wird, reflektieren zu können. Vielleicht auch gerade wegen der ganzen Schwierigkeiten und Mühen? Vielleicht aber auch nur wegen des Entsetzens angesichts dessen, was da ans Tageslicht kam? **ROLAND MAYER**

Zu viel hatten wir getan, um uns aus der Verantwortung zu stehlen. Das erste Treffen glich einem Tigerkäfig: Das ehemalige Gefangenenkollektiv war zerstritten und unfähig zur Kommunikation. Ein deprimierendes Bild. Die unbesprochenen Widersprüche aus 20 Jahren waren explodiert und lagen als Trümmer zwischen uns. Der 18.10.77 (Tag der Stammheim-Selbstmorde, *Anm. d. Red.)*, Chiffre für alles Unaufgeklärte und Unbegriffene, hing über uns. Jeder wusste, wenn wir anfangen zu sprechen, kommt früher oder später alles auf den Tisch. **KNUT FOLKERTS**

Eine zentrale Sitzung war für mich ganz zu Anfang noch, die, auf der K. H. die Feststellung traf, dass es in der RAF keine Freundschaft gegeben habe. Ich hatte bisher nicht in Frage gestellt, dass Freundschaft auf politischer Übereinstimmung basieren müsse. **ELLA ROLLNIK**

Bei unseren Erinnerungen wurde deutlich: Das hohe Lied der Subjektivität und Kollektivität ist ein Zeichen für deren Abwesenheit. Das wirkliche Individuum, das wahre Kollektiv zeigt sich, wenn es drauf ankommt, einfach und direkt. Heute zählt mir Freundschaft mehr.
KNUT FOLKERTS

Natürlich war die RAF in ihrer Vermittlung nach außen ein politisch-militärisches Projekt. Nach innen, und das war für die meisten ebenso wichtig wie das Politische, sollte sie Keimzelle eines sozialen Projekts sein. Bestimmend war das Gefühl, Teil eines großen Aufbruchs zu sein. **ROLAND MAYER**

In allen Herzen war die Mördergrube.
KARL-HEINZ DELLWO

Interner Widerspruch war in der Gruppe nicht üblich und wurde auch nicht ausgehalten, sondern undiskutiert ausgegrenzt. (…) Diese Diskussionen, die darüber geführt wurden, dass die Einzelnen von uns sich funktional für den Kampf gemacht haben und dazu viel Lebendiges bei sich selbst abschneiden mussten, wurden schließlich von einem Teil der ehemaligen Gefangenen abgebrochen. Sie wollten letztendlich nicht über eigene Fehler, die eigene Politik kritisch reden, sondern hauptsächlich den Staat besonders in Bezug auf die Haftbedingungen, denunzieren. **ELLA ROLLNIK**

Es herrschte ein regelrechter Darwinismus in unseren Kreisen, nach dem es nur der scheinbar Stärkste richtig machte. Zweifels- und kritikfreie Verkörperung von Integrität wurde bestimmten Personen zugeordnet. Des Königs neue Kleider wurden in unseren Kreisen gern getragen und bejubelt. (…) Vor dem Hintergrund des verbalen Anspruchs der Kollektivität waren wir einsame Wölfe. Freundschaften in unserem Zusammenhang waren nicht sehr gebräuchlich. Für »uneigentliche« Wünsche und Verlangen wie denen nach persönlicher Loyalität, Gemeinsamkeit, Bindung war sicherlich in der Legalität wenig bis gar kein Raum. (…) In der Illegalität, im bewaffneten Kollektiv sollte alles völlig anders sein. Selbst uns bekannte Menschen sollten mit der Waffe im Gürtel zu gänzlich neuen aufblühen. Wir, die Legalen, plapperten das brav nach, legten Zeugnis ab von unserer Begrifflosigkeit. Von anderen angesprochen auf unsere unfreien und kalten Strukturen, waren wir unzugänglich, abweisend und arrogant. Wir wussten wenig über uns, da jeder sich selbst und dem anderen etwas vormachte. **NN, EINE RAF-UNTERSTÜTZERIN**

Ich erinnerte damals als Beispiel an L., der 1977 von der Liste der zu befreienden Gefangenen gestrichen wurde, weil er nach schweren körperlichen Quälereien durch Wärter in der JVA Bochum einen Hungerstreik abgebrochen hatte. Wer nicht alles durchhält, kann nicht kämpfen! Das war auch unsere Moral. In ihr gibt es auch die kalte Seite, alles auf Funktionalität für den Kampf zu reduzieren. **KARL-HEINZ DELLWO**

Tatsache ist, dass offensichtlich alle traumatisiert sind. Eingestanden wird das aber wirklich nur als politisches Statement und bezogen auf das Erlebte in den Knästen, in der Isolation. Die Traumatisierung ist aber eine dreifache: durch den Knast und die Isolation, durch die Beziehungen in der RAF und in der Gruppe der Gefangenen und durch die Erfahrungen und Erlebnisse nach der Entlassung aus dem Knast. Die existentielle Dimension dieser Traumatisierungen wurde punktuell in dieser Gruppe deutlich durch Zusammenbrüche oder Beinahe-Zusammenbrüche. **ROLAND MAYER**

Ich bin mitverantwortlich für den Tod von zwei Botschaftsangehörigen. Hieran trägt jeder aus unserem Kommando die gleiche und ungeteilte Schuld. Im Gefängnis war mir irgendwann klar geworden, dass wir von keiner Gegengesellschaft oder Gegenmoral reden können, wenn dies die Möglichkeit von Geiselerschießungen und damit die vollständige Verdinglichung von Menschen beinhaltet. Es wäre nur eine barbarische Gesellschaft. Heute akzeptiere ich, dass unsere Handlungen verurteilt worden sind und Folgen für uns haben mussten. Es wird keine Legitimität konstruiert, wenn das eine Unrecht mit dem anderen aufgerechnet wird. Es zeigt nur zwei Situationen, die abzulehnen sind. **KARL-HEINZ DELLWO**

In der Retrospektive: die totale Niederlage. Das politisch-militärische Projekt eingestellt. Die persönlichen Beziehungen zu fast allen der ehemaligen Genossinnen und Genossen verwüstet und zerstört. Schon jetzt, nur ca. zehn Jahre nach dem offiziellen Ende des Projekts, sind Fakten und Abläufe nur noch mühsam, teilweise schon gar nicht mehr rekonstruierbar. **ROLAND MAYER**

Es bleibt eine Grenze, und es bleibt eine Kränkung. (…) Der verlorene Kampf muss durch die Selbstbestrafung komplettiert werden, dass es heute nichts geben kann, was wie früher wäre. (…) Nach der Niederlage soll keiner den Versuch machen, als könne man mit weniger leben. Das ist die begriffslose, in der Vergangenheit angesiedelte Moral. Das begründet das Schweigen. (…) Da, wo früher Suchen und Selbsterforschung bis zum Exzess war, nach außen gekehrt und sichtbar gemacht, ist heute die Gegenreaktion die Lösung: ein verstecktes Leben mit zusammengebissenen Zähnen. **KARL-HEINZ DELLWO**

Ich nehme es mir übel, dass ich mich nicht dafür entschieden habe, Dinge zu Ende zu denken und zu äußern, auch wenn es vielfach realistisch gesehen keine Möglichkeit gegeben hätte, zu intervenieren, Kritik zu äußern. Es wäre auf Exkommunikation, soziale und politische Isolierung hinausgelaufen. Aber gehen hätte ich können. **NN, EINE UNTERSTÜTZERIN**

Zusammengestellt von Isabell Hoffmann und Patrik Schwarz

Nach dem bewaffneten Kampf.
Ehemalige Mitglieder der RAF und der Bewegung 2. Juni sprechen mit Therapeuten über ihre Vergangenheit. Mit Beiträgen u. a. von Monika Berberich, Karl-Heinz Dellwo, Knut Folkerts, Roland Mayer, einem Vorwort von David Becker, herausgegeben von Angelika Holderberg; Psychosozial-Verlag, Gießen 2007; 216 Seiten, 19,90 Euro.
Das Buch erscheint Anfang März

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 9
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Keine Rache

Brigitte Mohnhaupt hat es nun amtlich: Der Rest ihrer lebenslangen Freiheitsstrafe wird nach 24 Jahren der Haft zur Bewährung ausgesetzt. Diese Entscheidung war im Grunde mit ihrer Verurteilung vorgezeichnet. Nur wenn sie selber Anhaltspunkte dafür geliefert hätte, sich künftig nicht rechtstreu zu verhalten, hätten die Richter anders entscheiden können. Die Aussetzung der Reststrafe zur Bewährung sichert diese Erwartung zusätzlich ab – lebenslänglich. Insofern ist die rechtsstaatliche Normalität hergestellt, nicht weniger, aber auch nicht mehr.

Der Staat hat somit klargestellt, dass er – anders als ihm von den Terroristen der RAF nachgesagt worden war – kein Staat der pauschalen Rache ist. Umgekehrt sollte aber auch niemand verlangen, der Staat solle mit solchen Entscheidungen zur Versöhnung, gar zu Vergebung beitragen. Versöhnung – wie Schuld – ist individuell. Sie hätte überdies ihren Platz nur zwischen den Tätern und den Hinterbliebenen der Mordopfer. Der Staat kann sich mit niemandem zulasten Dritter versöhnen.

Man könnte allenfalls fragen, ob so viele Jahre nach den Verbrechen nicht die Zeit gekommen sei für eine *Historisierung* des RAF-Terrorismus. Doch hier offenbart sich ein bleibendes Dilemma: Wer ein epochales Ereignis historisieren will, muss genau erforschen und dann auch wissen, wie es wirklich gewesen ist. Wer aber in der RAF welche Taten konkret begangen hat, wie sich die Tatbeiträge im Einzelnen verteilt haben, das wissen wir bis heute nicht. Um diese Fragen zu beantworten, müssten die Täter von einst sich erklären. Dem jedoch stehen die Spielregeln unseres rechtsstaatlichen Strafprozesses entgegen. Es gehört geradezu zur Würde des Rechtsstaates, dass Angeklagte folgenlos jede Aussage verweigern, ja sogar lügen dürfen; sie müssen sich nicht selber belasten – allein der Staat trägt die Beweislast für ein Strafurteil. Auch das gilt lebenslänglich.

Wer aber nicht nur auf den rechtsstaatlichen Ablauf setzt, sondern wirklich auf individuelle Versöhnlichkeit hofft oder eine vollständige Historisierung betreiben will, müsste erwarten, dass die Täter und Mittäter von damals wenigstens heute genau über ihre Taten sprechen – auch auf das Risiko hin, sich selber erneut oder andere zu belasten. Einmal verhängte Freiheitsstrafen können enden – unaufgeklärte Morde aber verjähren nicht. Das bleibt das Dilemma, an dem mehr noch als die Täter die Opfer zu tragen haben – lebenslänglich. **ROBERT LEICHT**

Ein Volk in Geiselhaft

Täglich werden rund sechzig Iraker entführt. Besonders lukrative Opfer sind ausländische Familienangehörige – wie die zwei verschleppten Deutschen **VON FLORIAN KLENK**

Sind zwei Deutsche, die seit Jahren im Irak leben, entführt worden? Weder der Krisenstab des Auswärtigen Amtes noch die Verwandten wollen etwas dazu sagen. Kein Wort kommt ihnen über die Lippen. Entführung? »Wir können es nicht ausschließen«, sagte Außenminister Frank-Walter Steinmeier wortkarg und bat die Medien um Zurückhaltung. Da sprudelten schon, zum Ärger des Auswärtigen Amtes, die »Sicherheitskreise«. Die 60-jährige deutsche Ehefrau eines irakischen Arztes und ihr 20-jähriger Sohn sollen aus ihrer Wohnung in Bagdad verschleppt worden sein. Die Entführer hätten sich bei den Verwandten der Geiseln in Berlin gemeldet und die Ermordung des Sohnes angedroht. Politische Forderungen – wie sie etwa noch bei den Geiselnahmen der italienischen Journalistin Giuliana Sgrena, der Archäologin Susanne Osthoff oder den Leipziger Technikern René Bräunlich und Thomas Nitzschke gestellt worden waren – seien diesmal aber nicht formuliert worden.

Die deutsche Öffentlichkeit bekommt jetzt Einblicke in den ganz alltäglichen Entführungshorror, den Iraker, aber auch ihre im Westen lebenden Angehörigen seit mehr als drei Jahren erleiden – und über den sie zumeist schweigen müssen. Öffentliche Mahnwachen und Aufrufe sind lebensgefährlich. Omar al-Rawi, ein in Wien lebender Exiliraker, hat eine Entführung in seinem Bekanntenkreis miterlebt. Verschwiegenheit war oberstes Gebot. Al-Rawi: »Die Leute haben Angst, dass das Lösegeld in unbezahlbare Höhen steigt, wenn ein europäischer Staat unter dem Druck der Medien öffentlich den diplomatischen Schutz übernimmt. Die Entführten kommen sofort in eine andere Preisklasse. Es wird immer schwieriger, sie auszulösen.«

Besonders dramatisch wird es für jene Opfer, die Kontakte in den Westen pflegen oder dort leben – und die somit samt ihren Familien als potenzielle Luxusgeiseln gelten. Sie müssen oft exorbitante Lösegelder bezahlen – aber der westliche Staat, in dem sie leben oder mit dem sie in Verbindung stehen, ist nicht bereit, das Geld zu ersetzen, weil die Opfer eben nur die irakische Staatsbürgerschaft besitzen. So beklagte etwa Peter Bienert, Arbeitgeber der Leipziger Irak-Geiseln, dass jener irakische Mittelsmann, der dem deutschen Auswärtigen Amt bei den Entführungen von Osthoff, Bräunlich und Nitzschke geholfen hatte, vergangenes Jahr selbst entführt worden sei – wohl auch aufgrund seiner Kontakte zur deutschen Botschaft. 150 000 Dollar Lösegeld, so Bienert, musste die Familie für seine Freilassung zahlen. Das ist etwa die 15-fache Summe dessen, was für »normale« Iraker zu bezahlen ist. Die Bundesregierung ließ den Entführten, der ihr einst so half, im Stich. Es gebe für sein Lösegeld keinen »Haushaltstitel«, so die Auskunft aus dem Berliner Auswärtigen Amt.

Also sind die meisten Iraker auch im Westen auf sich allein gestellt, wenn Mitglieder ihrer Familien entführt werden. Vor allem in den USA berichten Medien immer wieder über irakische Flüchtlinge, die ihr gesamtes Hab und Gut verkaufen müssen, um Verwandte in der kriegsgeschundenen Heimat aus der Gewalt von Entführern zu befreien. Hier verhandeln keine staatlichen Unterhändler, sondern der Preis wird von den Tätern mit den Angehörigen im Ausland am Telefon ausgehandelt. Das Geld wird dann von Mittelsmännern übergeben.

In der irakischen Entführungsindustrie mischt sich die reine Geldbeschaffungskriminalität mit politisch motivierter Gewalt. Im Irak steht vor allem das Personal von Spitälern, Schulen und Universitäten im Visier der Entführer. Es geht nicht nur um Geld, sondern auch um die Vertreibung und Vernichtung der irakischen Intelligenz und um die Zerstörung des Gesundheits- und Bildungswesens. Ende des vergangenen Jahres meldete das irakische Erziehungsministerium, dass 150 entführte Professoren und 315 Lehrer ermordet worden seien. Ende des vergangenen Jahres wurden an einem einzigen Tag etwa 140 Mitglieder einer staatlichen Forschungseinrichtung in Bagdad entführt.

Doch das sind nur Näherungen an eine Opferzahl, die keiner kennt, weil es kaum noch Journalisten in Bagdad gibt. 200 unbekannte Leichen werden pro Woche im Bagdader Leichenhaus abgeliefert. Vor allem Chirurgen, Naturwissenschaftler, Intellektuelle oder Geschäftsleute müssen jederzeit mit Verschleppung rechnen. Iraks Bildungsministerium beklagt, die Zahl der Schüler und Studenten habe rapid abgenommen, an manchen Universitäten habe sich die Mehrzahl der Professoren ins Ausland abgesetzt.

Die US-Regierung geht in einer Studie davon aus, dass pro Tag 60 Menschen entführt werden. Die Geiselnehmer würden etwa 30 Millionen Euro Lösegeld pro Jahr verdienen. Manche Geiseln, so berichtet das irakische Verteidigungsministerium, würden sogar für »Selbstmordattentate« eingesetzt. Die Kidnapper setzen die Entführten in ein Auto, in dem ein versteckter Sprengsatz angebracht ist, und schreiben ihnen eine bestimmte Route vor. Mittels Fernzünder wird die Bombe gezündet.

FRAGEN ZU EUROPA: ANDRZEJ WAJDA, POLEN

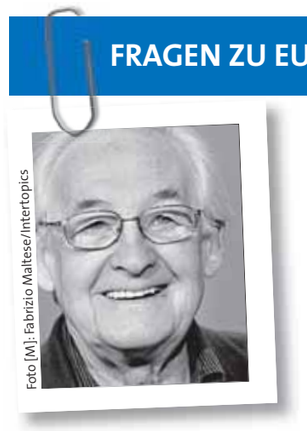


Foto [M]: Fabrizio Maltese/Intertopics

»Von Rente gelebt«

Der größte Feind Europas sind wir Europäer, findet Andrzej Wajda

? Woran denken Sie zuerst, wenn Sie »Europa« hören?

An gar nichts. Ich war ein Europäer, bin einer und werde einer bleiben – unabhängig davon, von wem Polen besetzt oder von wem es regiert wird.

? Was war Ihre erste persönliche Erfahrung mit Europa?

1946 begann ich an der Akademie der Bildenden Künste in Krakau zu studieren und stellte meinen Lehrern, den von der Französischen Revolution begeisterten Postimpressionisten, meine eigenen Kriegserfahrungen entgegen. Das heißt: Wir wussten schon damals, dass man in Europa mit eigener Sprache sprechen soll, und das hat der polnische Film dann auch bewiesen.

? Warum ist es gut, dass Ihr Land zur EU gehört?

Alles spricht dafür und nichts dagegen. Keine historischen, politischen, wirtschaftlichen oder persönlichen Gründe. Die Vorteile stellen sich für uns Polen ein, sobald wir die zivilisatorischen Rückstände aufholen, die durch die Kriegszeit und die Isolation hinter der Berliner Mauer entstanden sind. Und für die EU, sobald Polen von Vernunft und gesundem Menschenverstand regiert wird, was man doch nicht ausschließen kann. Die Polen besitzen viel Initiative, Kreativität und Energie, die das alte Europa beleben und ihm in der Zukunft helfen können.

? Womit kann oder wird Europa die Welt noch überraschen?

Das wird schwer sein, da Europa schon seit der Französischen Revolution von seiner Rente gelebt und seine historischen Erfahrungen verkauft hat. Für diese Ware gibt es heutzutage kaum noch Bedarf.

? Wo liegen für Sie Europas Grenzen?

Man sagt, Europa ende dort, bis wohin die gotischen Kathedralen reichen – aber heute wäre ich mir da nicht mehr so sicher.

? Wer sind in Ihren Augen Europas gefährlichste Feinde?

Wir Europäer selbst, unser Narzissmus und unser Talent, sich vor gemeinsamen gesellschaftlichen und politischen Pflichten zu drücken. Ich denke, mit dem vereinten Europa ist es ein bisschen wie mit der Demokratie. Sie besteht beinahe nur aus Nachteilen, aber es gibt doch keine bessere Gesellschaftsordnung.

Andrzej Wajda wurde 1926 in Suwalki geboren. Er ist einer der großen Filmregisseure Europas, berühmt geworden mit »Der Kanal« (1956, über den Warschauer Aufstand) und »Asche und Diamant« (1958). Von 1989 bis 1991 war Wajda für die Gewerkschafts- und Bürgerbewegung Solidarność Mitglied des polnischen Senats.

Weitere Informationen im Internet: **www.zeit.de/europa und www.dradio.de/euroblog**

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.9 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 10
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

DIE WELTRELIGIONEN

Was soll ich glauben?

Ist das Christentum tatsächlich revolutionär? Ist der Buddhismus wirklich so friedlich? Ist der Islam für die Vernunft verloren? Ist der Konfuzianismus überhaupt eine Religion? In sieben Folgen blickt die ZEIT auf die sechs Weltreligionen – und zum Abschluss auf den Unglauben

Die Folgen unserer Serie:

– Das Christentum
– Das Judentum
– Der Buddhismus
– Der Konfuzianismus
– Der Hinduismus
– Der Islam
– Der Unglaube

Exo: xx: cap
Hoort toe Israel:
Ick ben de Heere uwen God: die u uyt
Egypten landt: uyt de dienstbuyse afgeleyt hebbi:
I
Ghy en sult geen ander
Goden beneven my hebben:
II
Deut: vi: cap
V
Ghy sult u Moeder eeren op dat ghy langhe
leeft op de aerden: die de uwer gae inde
landen de welcke u den Heere uwen God geven sall:
VI
Ghy en sult niet dooden
VII

Abbildung: akg-images; Gemaelde, unbekannter Kuenstler. »Zehn-Gebote-Tafeln, um 1600-1625. Oel auf Holz, 110,5 x 76 cm. Utrecht, Museum Catharijneconvent

DIE ZEHN GEBOTE sind nur die Kernmoral. 603 Religionsgesetze kommen noch hinzu

Wie kommt ein Jude in den Himmel?

Die Entdeckung der Sünde und des freien Willens: Über eine Religion, die weniger Glaube als erste Verfassung der Menschheit ist **VON JOSEF JOFFE**

Wie kommt ein Jude in den Himmel? Eine »typisch« jüdische Antwort wäre die Gegenfrage: Hat er keine anderen Zores? Ein Christ oder Muslim würde jetzt gequält den gebotenen Ernst anmahnen. Doch wäre die Ironie keine Ausflucht, sondern der Einstieg in eine spezifisch jüdische Eschatologie (»Lehre von den letzten Dingen«). Himmel und Hölle spielen nur eine vage, keine zentrale Rolle.

Wie ist das möglich, fragte da eine katholische Freundin, wie wird dann das sündige Leben bestraft und das gottesfürchtige belohnt, um die Schäfchen bei der Stange des Glaubens zu halten? Das wirft drei neue Schlüsselfragen auf: nach »Sünde«, »Gottgefälligkeit« und »Glauben«, die weitere Unterschiede zwischen den abrahamitischen Religionen markieren. Und noch eine vierte: nach dem »Dogma«.

Sünde und Erlösung: Die Juden haben die Sünde zwar in der Genesis erfunden (siehe »Adam und der Apfel«), aber die »Erbsünde« verneinen sie; diese Doktrin – dass der Mensch von vornherein befleckt sei – muss Paulus zugeschrieben werden. Daraus folgt: keine Erbsünde, keine kollektive Erlösung im christlichen Sinne durch den Kreuzestod. Der Mensch sei ein »ganzheitliches« Wesen, ein Bündel von guten Neigungen und schlechten, aber nicht grundsätzlich bösen.

Die gute Seite ist das Gewissen, die gefährliche die Triebhaftigkeit. Das nimmt Freuds »Über-Ich« und »Es« vorweg. Die Triebbefriedigung (Nahrung oder Sex) ist natürliche Notwendigkeit, kann aber üble Folgen haben (Völlerei oder Vergewaltigung). Deshalb ist Selbstzucht Menschenpflicht. Haut er trotzdem über die Stränge, kann er der Bestrafung durch aufrichtige Reue entgehen, sich also selber erlösen. In jedem Fall aber ist er Herr seiner Entscheidungen – weder Heiland noch Priester können ihm die Last abnehmen. Demnach hätten die Juden nicht bloß das »kleine Bier« erfunden, wie ein Wiener Antisemit in Friedrich Torbergs *Tante Jolesch* höhnte, sondern auch den freien Willen. Der Schöpfer hat Adam nicht gezwungen, vom Baum der Erkenntnis zu essen.

Gegenüber Gott reichen Reue und Umkehr, beim Menschen aber ist Handfesteres angesagt: die Wiedergutmachung. Der zentrale Gedanke der Vergebung im Hier und Heute findet seine rituelle Entsprechung im »Versöhnungstag« (Jom Kippur), der 24 Stunden Fasten als Symbol der Reinigung erfordert. Jom Kippur ist der Höhepunkt der zehn »Tage der Buße und Umkehr«, die auf das herbstliche Neujahrsfest (Rosch Haschana) folgen.

Der höchste der »Hohen Feiertage« dient der »Abrechnung« mit Gott und den Menschen im Diesseits; entschieden wird also alljährlich und nicht erst während des »Jüngsten Gerichts«. An diesem Tag, schrieb Rabbi Amnon von Mainz (circa 1400), »wird der Spruch besiegelt: wer leben und wer sterben wird, doch Reue, Gebet und Barmherzigkeit können das harte Urteil verhindern«. Dann wird der Sündige von Gott in das »Buch des Lebens« eingeschrieben – aber nur für ein Jahr, auf Bewährung. Doch ist mit dieser befristeten Erlösung die Sache noch nicht erledigt.

»Am Versöhnungstag wird der Mensch von Sünden gegen Gott freigesprochen«, heißt es im Talmud, »aber nicht von solchen gegen seinen Mitmenschen, es sei denn, dass der ihm verzeihe.« Wie schwierig die weltliche Bußfertigkeit ist, bezeugt die Geschichte von dem Mann, der am Versöhnungstag in der Synagoge auf seinen Erzfeind trifft: »Lass uns vergeben und vergessen; also, von heute an wünsche ich dir alles, was du mir wünschst.« Schießt der zurück: »Was, du fängst ja schon wieder an!«

Nun gut, wendet unsere katholische Freundin an, der eine lebt, der andere stirbt. Und dann? Was ist mit der Seele, mit dem Jenseits? Juden glauben zwar an die Unsterblichkeit der Seele, auch an die Auferstehung der Toten, aber eben erst, wenn der Messias kommt, und der »mag trödeln«. So drückt es Maimonides (1138 bis 1204) aus, der wichtigste Denker der nachtalmudischen Zeit, sozusagen der Augustin des Judentums. Juden kennen auch Gehinom (»Fegefeuer«, höchstens ein Jahr) oder Gan Eden (»Garten Eden«), aber die spielen theologische Statistenrollen. Die Hauptrolle ist für Olam Ha'ba, die »Welt, die kommt« reserviert, aber die möge man nicht mit dem christlichen Himmel verwechseln.

So der Messias kommt, lehrt Maimonides, werde sich die Menschheitserlösung auf Erden entfalten: »Auch dann wird es Reiche und Arme, Starke und Schwache geben. Aber es wird eine Zeit sein, in der die Zahl der Weisen wächst, in der es keinen Krieg mehr gibt und die Völker nicht mehr das Schwert gegeneinander erheben. Güte und Weisheit werden vorherrschen. Glaubt nicht, dass die Naturgesetze außer Kraft gesetzt werden. Und bedenkt, dass alle Prophezeiungen über den Messias Allegorien sind.« Wann kommt er denn? Rabbi Jochanan im Talmud: »Der Sohn Davids wird nur in einer Generation erscheinen, die entweder gänzlich rechtschaffen oder gänzlich böse ist.« Naturgemäß wird das kaum eintreten, weshalb sich Juden viel mehr mit dem richtigen Leben auf Erden als mit der Belohnung im Jenseits beschäftigen.

Gottgefälligkeit und Gesetz: Der lutherische Gläubige hofft auf Gnade, der katholische auf »gute Werke«. Und der Jude? Auf die Treue zum Gesetz, das Gott den Kindern Israels im Sinai gab, als er den »Bund« mit ihnen schloss. Die Idee des Bundes, einer der krassesten Unterschiede zum Christentum, offenbart sich nirgendwo deutlicher als im Ersten Gebot. Bei den Christen heißt es ganz knapp: »Ich bin der Herr, dein Gott. Du sollst keine anderen Götter haben neben mir.« Bei den Juden aber geht es weiter: »der ich dich führte aus dem Land Ägypten, aus dem Hause der Dienstbarkeit«. Mithin: Was bei Christen Glaubenssache ist, beruht bei den Juden auf göttlicher Vorleistung, etwa: »Das habe ich für euch getan, jetzt seid ihr dran.« Dem Glauben geht der Vertragsabschluss, das do ut des, voraus.

Mit diesem Deal hängt zwar das Judentum am festen moralischen Nagel der gegenseitigen Verpflichtung, aber einfach war die Sache für das »auserwählte Volk« nicht – weshalb auch Milchmann Tewje in *Anatevka* lamentiert: »Gott, kannst Du Dir nicht ab und zu ein anderes Volk aussuchen?« Außer den Zehn Geboten stehen noch 603 weitere im Kontrakt (siehe www.jewfaq.org/613.htm): Wie man betet und benedeit, dass man seine Mitmenschen nicht beleidigen und dem Nachbarn helfen, den Armen einen Teil der Ernte überlassen, den Fremden lieben möge. Es folgt eine lange Latte sexueller Tabus: wer mit wem »liegen«, wen heiraten darf. Dreißig Regeln bestimmen, was gegessen werden darf und wie – kein Aas, Schwein, Ungeziefer, keine Schlangen, keine Völlerei –, lauter kluge Anweisungen, als es weder Gesundheitsbehörden noch Kalorientabellen gab.

Weitere dreißig Gesetze legen die Wirtschaftsmoral fest: keine Schummelei, kein Wucherzins. Den Bedürftigen Geld leihen, keine Pfänder zurückhalten, wenn der Schuldner sie in seiner Not braucht. Witwen müssen nichts hinterlegen, Gewichte und Waagen müssen stimmen. Lohn muss pünktlich gezahlt werden. Schließlich sehr pragmatisch: Verbinde dem dreschenden Ochsen nicht das Maul. Dann geht's ins Juristische (43 Passagen). Verboten sind Meineid, Bestechung, Vertrauensbruch. Verwandte dürfen nicht als Zeugen befragt werden, zur Beweisführung gehören mindestens zwei. Die Aussage von Fremden gilt so viel wie die von Einheimischen. Gleichheit vor dem Gesetz und Unbefangenheit des Richters. Todesurteile dürfen nur mit einer deutlichen Mehrheit gefällt werden (was die Einstimmigkeit der zwölf Schöffen im angelsächsischen Recht vorzeichnet).

In den ersten dreihundert Regeln scheinen also ein Moralkodex plus ein präexistentes GG, BGB und StGB auf. Der Rest beschäftigt sich mit Ritual und Religion, mit Tempel- und Gottesdienst, bis in die allerfeinsten Verästelungen. Aber auch mit der Fruchtfolge auf dem Acker, dem Kriegsrecht (das seinerzeit nicht ganz den Genfer Konventionen entsprach) und der Machtbegrenzung des Monarchen. Interessant für den modernen Menschen: Nicht nur ist Götzendienst tabu, verboten sind auch Zauberei, Astrologie und Geisterbefragung. Und so weiter bis zur Nummer 613.

Ob das all das Manna in der Wüste wert war, zumal angesichts der zurückgelassenen Fleischtöpfe? Kein Wunder, dass die Israeliten »murrten« und sich »hartnäckig« zeigten, auch mit dem Goldenen Kalb tändelten. »Is schwer zu sein a Jid«, heißt es denn auch. Schon im Ringen Jakobs mit dem Engel, dann im Sinai, formierte sich jener Dauerdisput, den nur die beispiellose Intimität zwischen Gott und seinem Volk erklären kann, die ständig Enttäuschung und Unterwerfung, Liebe und Wut, Hadern und Versöhnung zeugt. Oder so: Der Clinch ist die Botschaft, und sie enthält mal Heil, mal Verderben. Und den Hang der Juden zur Jurisprudenz, der sich vom 3. Jahrhundert an in den 63 Traktaten und 6000 Seiten des Talmuds niederschlug. Auf den Punkt gebracht, handelt es sich bei diesem geheimnisumwitterten Werk um ein Gesetzbuch mit Auslegungen, Gegengutachten, Präzedenzfällen und Disputationen. Deshalb dauert das jüdische »Jura-Studium« ein ganzes Leben lang.

Glauben und Vernunft: Der Disput begann mitten in der Wüste, als Gott so sauer auf seine abtrünnigen Kinder war, dass er »sie mit Pestilenz schlagen und vertilgen« wollte (4 Mosis, 12–35). Da offenbart sich Moses als erster Staranwalt der Geschichte, der (mit unterwürfigem Respekt, versteht sich) Gott bei seiner Eitelkeit packt und ihn austrickst, etwa so: Oh Herr, ich bin voll bei Dir, aber bedenke doch, was für eine schlechte Presse Du in Kairo kriegen wirst. Du seist zwar stark genug gewesen, Deine Leute aus der Sklaverei zu befreien, aber nicht mächtig genug, um sie an Dein Gesetz zu binden; »darum hat er sie geschlachtet in der Wüste«. Der Einzige denkt kurz nach und wandelt das Todesurteil um in 40 Jahre Wanderschaft. Mensch gegen Gott: eins zu null.

Der Clinch

ist die Botschaft. Das Judentum handelt von einem Dauerdisput, den nur die beispiellose Intimität zwischen Gott und seinem Volk erklären kann. Sie zeugt Liebe und Wut, Hadern und Versöhnung

Das Christentum ist im Kern eine Glaubensreligion, wie sie sich im Apostolicum niederschlägt: »Ich glaube an Gott, den Vater und an Jesus Christus …« Das Judentum ist eine Gesetzesreligion, die sich an der »Ur-Verfassung« vom Sinai (Thora), den 613 Ge- und Verboten und den Auslegungen des Talmuds orientiert. Selbst das »Sch'ma Jisrael«, die Säule des jüdischen Monotheismus, ist kein echtes Bekenntnis, sondern ein Appell, eine Dauer-Ermahnung. Es heißt nicht: »Ich glaube.« Sondern: »Höre, oh Israel, der Herr ist unser Gott, der Herr ist einzig!« Also: Hör gut zu, Amen musst du selber sagen.

Die Offenbarung teilt das Judentum mit seinen beiden Nachfolgern – aber wieder mit einem interessanten Unterschied. Auch ultraorthodoxe Juden glauben wie andere Fundamentalisten an die Buchstäblichkeit des Gotteswortes. Doch ist nach der Offenbarung im Sinai einiges Wasser durch den Jordan geflossen – und die Gottesbotschaft in die Hände der Menschen.

Den Übergang markiert eine berühmte Geschichte aus dem Talmud (Bava Metzia, 59), die von einem Auslegungsstreit zwischen den Weisesten unter den Rabbinen handelt. Rabbi Eliezer versucht den Disput mit allerlei wundersamen Zeichen zu gewinnen: mit einem Baum, der sich selbst entwurzelt, mit einem Bach, der plötzlich rückwärts fließt. Doch die Kollegen bleiben ungerührt. Schließlich ruft Eliezer Gott an, und der sagt erwartungsgemäß: »Warum streitet ihr mit Eliezer, ihr seht doch, dass das Gesetz so ist, wie er sagt.« Da widerspricht Rabbi Joschua: »Es ist nicht im Himmel.« Was wollte er damit sagen?, fragt der Talmud. Rabbi Jeremiah antwortet: »Da wir die Torah vor langer Zeit im Sinai empfangen haben, hören wir nicht mehr auf himmlische Stimmen.« Und wie reagierte der Herr? Er lachte und sagte: »Meine Söhne haben mich geschlagen.« Die Moral? Das Gesetz gehört nicht mehr Gott, sondern den Menschen – vergesst die himmlischen Stimmen und Wunder.

Daraus folgt eine praktische Einsicht, die das Leben mit den 613 Ge- und Verboten etwas erträglicher macht: Wer mit dem Gesetz leben will, muss es auslegen, muss es neuen Bedingungen menschlicher Existenz anpassen können – dies aber nicht nach Lust und Laune, sondern regelhaft, vernunftbetont und im Einklang mit allen Beteiligten. Eben wie die Herren Joschua und Jeremiah, die sich gegen den autoritäts- und wundergläubigen Eliezer durchsetzten und dafür auch noch Gottes Segen einheimsten.

Dogma und Dehnung: Bei aller Wucht der Gesetzeslast (als Analogie zur christlichen Dogmatik) gilt das Prinzip Pikuach Nefesch, etwa »Rettung einer Seele«, das allergrößte Sicherheitsventil im Judentum. Geht es um Gesundheit oder Leben, können selbst am heiligen Sabbat fast alle Gesetze ausgehebelt werden – außer bei Mord, Götzendienst und verbotenem Sexualverkehr. Ein modernes Beispiel: Obwohl die Entheiligung der Toten durch Verstümmelung tabu ist, dürfen Organe entnommen werden, um ein Leben zu retten.

Auf Neudeutsch: In der ewigen Spannung zwischen Offenbarungsglaube und Moderne haben Moses und die Rabbinen das Judentum »gut aufgestellt«. Gegen einen unbeugsamen Fundamentalismus, der jeder Religion anhaftet, steht ein Pragmatismus, der in der Diesseitigkeit wurzelt und selbst den ganz Frommen, den »613ern«, eine Grundversorgung mit Elastizität sichert. Und in einem demokratischen Ur-Gefühl, das der Staatenlosigkeit des Judentums nach der Tempelzerstörung (70 nach Christus) geschuldet sein mag. So konnte nie eine unduldsame Staatsreligion im Verbund mit weltlicher Macht wie in Rom oder gar eine Theokratie wie im Islam entstehen. Die Trennung von Kirche und Staat, eine Errungenschaft der westlichen Moderne, haben die Juden, wenn auch nicht ganz freiwillig, schon vor knapp 2000 Jahren vorweggenommen: »Das Gesetz des Königreiches ist das Gesetz.«

Reformation und Aufklärung? Reformation war unnötig, weil deren Hauptprinzip – der direkte Weg zu Gott, »jedermann sein eigener Priester« – zum Judentum gehört wie Matze und Kippa. Es gibt keinen Papst und schon lange keine Priester mehr; der Rabbi ist Lehrer und Schiedsrichter. Jeder führt sein eigenes Gespräch mit Gott, wie das Stimmengewirr in der Synagoge zeigt (»hier geht's ja zu wie in einer Judenschule«). Wie soll es auch anders sein, wenn man bedenkt, wie oft sich die Kinder Israel gegen ihren Moses und ihren Gott aufgelehnt haben, wie vollgepackt der Talmud mit seinen Sprüchen und Widersprüchen ist? Deshalb auch: zwei Juden, drei Meinungen. Deshalb suchen die Juden ihren höchstpersönlichen Weg in den Himmel, auch wenn der ziemlich weit weg ist.

Aufklärung? Den Spagat zwischen Offenbarung und der neuen »Religion der Vernunft« hat das europäische Judentum – siehe Moses Mendelssohn – zeitgerecht im 18. Jahrhundert vollzogen (wiederum dank des Exils). Aber angelegt war er bereits in dem Disput zwischen dem wunderheischenden Eliezer und den Kollegen. Da sind alle Elemente der Aufklärung schon versammelt: die Unterscheidung zwischen Glauben und Vernunft, die Trennung der Reiche Gottes und des Menschen, die Abwehr des Übernatürlichen, die Skepsis gegenüber »denen da oben«, schließlich die Aneignung des Gotteswortes durch seine Kinder.

Über den Wunderglauben des Rabbi Eliezer machen die Juden heute noch Witze, siehe den Fall des Mannes, der täglich in der Synagoge fleht: »Bitte, lieber Gott, lass mich nur einmal im Lotto gewinnen.« Nach mehreren Stoßgebeten (die im Judentum verpönt sind) grollt die Stimme Gottes hinter dem Torah-Schrein: »Rubinstein, tu mir einen Gefallen und kauf dir einen Lottoschein.«

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.10 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 11
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Foto: Dinu Mendrea für DIE ZEIT

Die Erste

Einat Ramon, Israels erste Rabbinerin, provoziert Orthodoxe und Feministinnen. Sie kämpft gegen das religiöse Patriarchat und für die traditionelle Familie VON GISELA DACHS

Die Leiterin eines **RABBINERSEMINARS** sagt: Gott könnte eine Frau sein

JERUSALEM

Stammte Einat Ramon aus einer religiösen Familie, wäre sie vielleicht nie Rabbinerin geworden. Vielleicht hätte sie sich aufgelehnt, andere Pfade eingeschlagen, wer weiß? Aber ihre Großeltern, Pioniere aus Russland, standen schon früh der linken Arbeitspartei nahe, und auch die Eltern erlebte sie als durchaus »spirituell, aber säkular«. Entsprechend war für sie die Suche nach Gott verbunden mit dem Glück, ihren eigenen Weg zu gehen. So war es am Anfang, als sie am Gymnasium erstmals auf religiöse Ideen stieß, so ist es heute, da sie die erste Israeli ist, die sich Rabbinerin nennen durfte.

Die 47-Jährige trägt eine weit geschnittene schwarze Samthose, einen blauen Strickpullover und eine Kippa, die fest auf dem Kopf sitzt. Ihr ist es zu verdanken, dass das Bild von einer Rabbinerin allmählich ins israelische Bewusstsein sickert. Die Medien konsultieren sie mittlerweile immer häufiger als Autorität für jüdische Gesetzgebung oder zur Erklärung von Feiertagen; und in einer Talkshow kann es schon einmal vorkommen, dass ein besonders aufgeschlossener orthodoxer Kollege – in einem Anflug von ungewöhnlicher Solidarität – einen Journalisten zurechtweist, weil er sie mit »Frau Ramon« anspricht, statt mit vollem Titel.

Überhaupt, die Sache mit der Anrede. Ramon beharrt dabei nicht auf feministische Prinzipien. *Rav* (hebräisch für Rabbiner) findet sie in Ordnung, genauso wie *rabba* (Rabbinerin). Den meisten Israelis aber geht keiner von beiden Titeln leicht über die Lippen, obwohl es nach Ramon noch einige andere Frauen so weit gebracht haben. Anders als in Amerika ist eine Rabbinerin hier immer noch ziemlich exotisch.

Gerade die Orthodoxie kann sich mit ihrer Existenz nicht abfinden. In der orthodoxen Welt ist die Rollenverteilung zwischen den Geschlechtern klar geregelt und unverrückbar: Eine Frau gehört nicht in ein solches Amt. Ramon trägt die Ablehnung mit Fassung. Sie sei ja schließlich nicht für die orthodoxen Juden zur Rabbinerin geworden, sondern für die Säkularen, die mehr über ihre Identität erfahren wollen. »Diese Stimme fehlt in Israel.«

Ramon hatte sich der Religion zugewandt, als ihr Land gerade in seine große Sinnkrise gerutscht war. Im Gefolge des Jom-Kippur-Kriegs teilten Israels Lehrer plötzlich auch religiöse Texte aus. Ramon war fasziniert – und ambitioniert. Nach der Armee studierte sie jüdische Philosophie und die Kabbala in Jerusalem. Während des Studiums entdeckte sie 1984 eine Anzeige, die ihr Leben verändern sollte: »Das Jewish Theological Seminary in New York bildet Rabbinerinnen aus.« Fünf Jahre später trug sie selbst den Titel. Heute leitet sie – als erste Frau – das Rabbinerseminar des renommierten Schechter Institute for Jewish Studies in Jerusalem.

Ramon gehört der sogenannten Masorti-Bewegung an, der in Amerika sehr populären konservativen Strömung des Judentums, die in Israel marginal geblieben ist. Das liegt aber nicht nur am Monopol der Orthodoxen, die als einzige staatlich anerkannt sind. Vielmehr verhält sich die mehrheitlich säkulare und bisweilen sogar militant antireligiöse israelische Gesellschaft gern nach einem Prinzip, das der Politikwissenschaftler Schlomo Avineri so beschreibt: »Ich besuche keine Synagoge, aber die Synagoge, die ich nicht besuche, muss orthodox sein.« Alternativen kommen nicht infrage. Auf diese Weise soll die »authentische Version« des Judentums bewahrt bleiben, obwohl diese für den säkularen Durchschnittsbürger heute kaum zugänglich ist. Das orthodoxe Judentum spricht weder seine Sprache, noch akzeptiert es sein (säkulares) Wertesystem als legitim.

Säkulare wollen mehr über Religion wissen, ohne religiös zu werden

In den letzten Jahren aber gibt es einen Trend, der Einat Ramon Hoffnung macht. Sie stellt bei säkularen Israelis ein »wachsendes Interesse« am Judentum fest. »Sie wollen mehr wissen, ohne religiös zu werden.«

Die Masorti-Bewegung, deren Sprecherin Ramon jahrelang war, will diese fast unmöglich scheinende Kombination von Tradition und Laizismus schaffen. Sie legt einerseits viel Wert darauf, sich innerhalb des Rahmens der Halacha, des jüdischen Religionsgesetzes, zu bewegen. Doch sie sieht zugleich Spielraum für Neuinterpretationen, um die Halacha der sich verändernden Gesellschaft anzupassen. Deshalb gibt es bei den Konservativen weibliche Rabbiner, deshalb beten Männer und Frauen gleichberechtigt in ihren Synagogen.

Im Schechter-Institut muss sie bestimmen, welche Inhalte, welche Werte, welches Weltbild den Studenten vermittelt werden soll und vor allem welche Kandidaten und Kandidatinnen am Ende tatsächlich Rabbiner und Rabbinerinnen werden dürfen. »Nicht alle, die das zu wollen glauben, sind auch dafür geschaffen. Wie beim Pilotenkurs bleiben am Schluss nur die Besten übrig«, sagt sie und klingt schon am Vormittag etwas erschöpft.

Für Einat Ramon ist die weitere Entwicklung der Masorti-Bewegung ein Testfall für die jüdische Welt überhaupt. Schließlich beeinflussten die verschiedenen Strömungen einander. »Wenn wir uns zu weit nach links entwickeln, zu radikal werden, dann hat das einen Bumerangeffekt für die progressiven Entwicklungen in der modernen orthodoxen Welt.« Sie will deshalb unbedingt einen Kurs der Mitte halten. Diese Position hat ihr in den eigenen Kreisen viel Kritik eingebracht. Vor allem lesbische Feministinnen laufen gegen sie Sturm, weil sie sich gegen gleichgeschlechtliche Eheschließungen ausspricht.

Doch Ramon ist nicht bereit, die klassische Familie als normatives Modell über Bord zu werfen. Sie will lieber darüber nachdenken, wie sich die steigenden Scheidungsraten reduzieren lassen. Dabei fällt ihr Blick auf die Uhr, und sie packt ihren Rucksack. Sie muss nach Hause – zu den Kindern.

Ihnen zuliebe verlässt sie dreimal die Woche um halb zwei das Büro im Schechter-Institut. Das war ihre Bedingung für diese Arbeit. Wenn sie nicht viele Stunden am Tag mit ihren Kindern zusammen wäre, brächte sie das um ihr »Frausein«, sagt sie. Sie musste lange aufs erste Baby warten. Sieben Jahre lang hatte sie sich Fruchtbarkeitsbehandlungen unterzogen, einschließlich fünf Invitro-Fertilisationen, die alle scheiterten. Dann bekam sie mit 40 endlich eine Tochter – »natürlich gezeugt« – und mit 43 einen Sohn, den sie viereinhalb Jahre lang stillte.

Die Gedanken über die Zukunft des Judentums lassen sie aber auch nicht los, als sie in ihrer koscheren Küche mit Teetassen hantiert. Es gibt zwei Spülbecken und jeweils zwei Geschirr- und Besteckgarnituren, weil Fleischiges und Milchiges nicht miteinander in Berührung kommen dürfen. Auf einem Tablett stehen Schabbatleuchter; auf einem anderen liegt eine Besomimbüchse für den Gewürzsegen zum Ausgang des Schabbats. Der Tag ist allen in der Familie heilig: Es gibt kein Kochen, kein Fahren, kein Fernsehen.

Ramon ist mit einem Reformrabbiner verheiratet. Sie nennt es – nur halb im Spaß – eine Mischehe. Auch wenn sie sich in ihrer religiösen Praxis zu Hause einig sind, gehen die Ansichten oft auseinander. Als Hüterin der Tradition ist ihr das Reformjudentum viel zu liberal, weil es auf jede normative Vorgabe verzichtet. Ihr Mann ist Vorsitzender der Organisation Rabbiner für Menschenrechte und oft unterwegs. Er sammelt im Ausland Gelder für seine Organisation oder hilft Palästinensern bei der Olivenernte. Auch politisch steht er sehr viel weiter links als sie. Dem Zusammenleben tut das offenbar keinen Abbruch.

Pluralismus ist ohnehin ihr Lieblingswort. Das heißt Toleranz in alle Richtungen. So stört es sie zum Beispiel nicht, wenn Ultraorthodoxe Autobusse mit getrennten Sitzen für Frauen und Männer fordern. »Wenn sie solche Busse in ihren Gegenden wollen, sollen sie sie doch haben, bloß muss der Bus klar gekennzeichnet sein. Sie können nicht einem normalen Bus ihre Gewohnheiten aufzwingen.« Dass manche säkularen Israelis bei diesem Thema auf die Barrikaden klettern, findet sie heuchlerisch. »Wenn die Ultraorthodoxen ihre Frauen schlecht behandeln, regen sie sich immer sofort auf. Aber was ist mit der Sicherheit von Frauen in öffentlichen Verkehrsmitteln, wo es genug Grapscher gibt? Hat sich da schon einmal einer dieser Frauenverteidiger dafür eingesetzt?« Sie würde jeden Bus nehmen, mit oder ohne getrennte Sitzordnung.

Die rabbinischen Richter fällen Urteile meist zugunsten der Männer

Ihre Kämpfe mit dem Establishment, ob staatlich oder religiös, sind jedenfalls ganz anderer Art. Als Riesensieg bezeichnet sie die Entscheidung des Obersten Gerichtshofs, dass das Innenministerium künftig alle Konvertiten als »jüdisch« registrieren muss. Bis dahin galt das nur für orthodoxe Konversionen. Für die Masorti-Bewegung ist das ein wichtiger Schritt in Richtung Anerkennung. Ein anderes Problem, das Einat Ramon beschäftigt, sind die »Agunot«, jene »gefesselten Frauen«, deren religiöse Ehemänner auch noch nach jahrelanger Trennung die Scheidung verweigern und ihnen somit die Möglichkeit einer erneuten Eheschließung nehmen. Da die rabbinischen Gerichte in Israel ausschließlich von orthodoxen Männern besetzt sind, fällt das Urteil in der Regel zugunsten des Mannes aus. Nach kreativen Lösungen im Rahmen der Halacha wird oft erst gar nicht lange gesucht.

Die Tage sind voll im Leben von Einat Ramon. Die Abende auch. Um neun, wenn die Kinder im Bett sind, klappt sie nochmals den Laptop auf dem ovalen Esstisch auf. Zum Neuen Jüdischen Jahr hat sie in der *Jerusalem Post* einen Artikel veröffentlicht. Schon die Überschrift war eine Provokation. *Gott, die Mutter, schuf die Welt vor 5767 Jahren.*

Hören Sie den Mitschnitt einer Diskussion zwischen Giovanni di Lorenzo, Daniel Cohn-Bendit u. a. Außerdem: Der Selbsttest »Welche Religion passt zu mir?« **www.zeit.de/religion**

MARTENSTEIN STÖRT

Ihr Juden!

Beim Judentum gerät die Idee dieser Anti-Religions-Kolumne an ihre Grenzen. Eine zersplitterte Gemeinschaft, die erst vor ein paar Jahrzehnten knapp einem Völkermord entronnen ist, muss zur Kritik ein empfindlicheres Verhältnis haben als eine saturierte Mehrheitsreligion wie das Christentum. Kritik am Judentum hat immer den Beigeschmack des Mörderischen, denn alles, was an Kritischem sich sagen ließe, ist auch schon von den Antisemiten gesagt worden. Man muss es aber trotzdem versuchen, denn Normalität ist das, was das Judentum seit Jahrhunderten erstrebt, und Normalität ohne Kritik ist unmöglich.

Der jüdische Gott hat seinen bedauernswerten Gläubigen die Rekordzahl von 613 Verboten und Vorschriften aufgebrummt. Nach dem Sinn dieser Vorschriften soll man, wie bei autoritären Chefs üblich, nicht fragen.

Warum, um alles in der Welt, dürfen vom Anrühren des Mehls bis zur Fertigstellung des Brotes für das Pessachfest nicht mehr als achtzehn Minuten vergehen? Sind neunzehn Minuten beim Brotbacken denn nicht auch ein schönes, gottgefälliges Ergebnis? Warum ist es verboten, ein Kamel zu essen, aber erlaubt, einen Bison zu essen? Warum soll, wer nach einem Hühnchenschlegel einen Erdbeerjoghurt essen möchte, nach Gottes Willen genau sechs Stunden warten, während der Abstand von einer Sahnetorte zu einem Hamburger nur eine Stunde betragen muss? Warum dürfen Juden ihren Kater nicht kastrieren (Gebot 106), egal, wie laut er nachts schreit? Weil im Judentum die einst sinnvollen Hygieneregeln eines Wüstenvolkes über Jahrtausende hinweg aufbewahrt wurden wie philosophische Wahrheiten.

Gerade die besonders strengen Väter haben oft besonders aufsässige Kinder. Dies gilt auch für Jahwe. Deswegen sind so viele seiner Gläubigen Wissenschaftler, Intellektuelle oder Künstler geworden. Hat das Judentum, dem in uneingeschränkter Orthodoxie nur noch wenige anhängen, vielleicht sogar aufgehört, eine Religion zu sein, ist es nicht eher eine Kultur- und Schicksalsgemeinschaft, die durch die Geschichte der Judenverfolgung zusammengehalten wird? Wäre ohne den Antisemitismus das Judentum mit seinen exotischen Regeln längst zusammengeschrumpft zu einer exotischen Sekte? Diese These gibt es.

Jede Religion hält sich selbst für die einzig wahre, folglich für überlegen. Aber das Judentum hält sich für besonders wahr. Sein Gott hat sich angeblich ein bestimmtes Volk auf der Erde ausgesucht, sein einziges, auserwähltes Lieblingsvolk. Die Idee des »auserwählten Volkes« ist der Pferdefuß dieser Religion, daran halten die Judenhasser sich fest, und daran kommt auch eine sachliche Kritik nicht vorbei. Wie borniert ein Gott doch sein muss, der unter seinen Kindern Unterschiede macht!

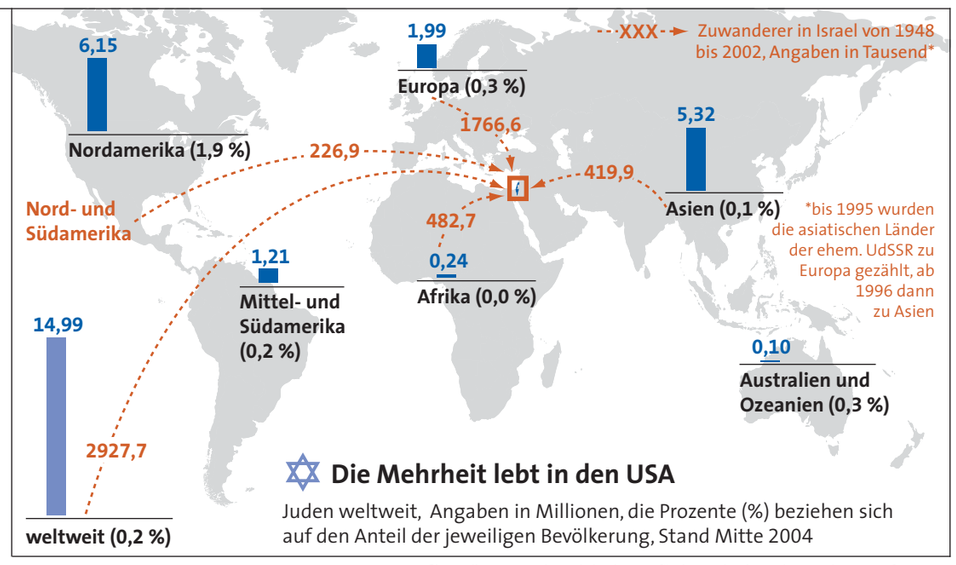
Diesem einen Volk also gewährt er auf Erden das Land, in welchem Milch und Honig fließen, und im Jenseits die Seligkeit. Das Judentum ist ein im eigenen Saft schmorender Nationalglaube mit einem nationalbewussten Gott, zusammengeschmiedet durch Druck von außen. Diese Religion braucht wahrscheinlich so dringend eine Reformation wie der Islam, nur sind ihre Anhänger im Durchschnitt gebildeter und kosmopolitischer, sie radikalisiert sich folglich nicht, sondern zerfällt in aller Stille in orthodoxe, halbliberale oder dreiviertelliberale Unterreligionen, viele Juden wenden sich ganz von ihr ab. Und zu den grausamen Paradoxien der Geschichte gehört die Erkenntnis, dass die jüdische Religion vom Judenhass gleichzeitig bedroht und am Leben erhalten wurde. **HARALD MARTENSTEIN**

DAS JUDENTUM IM ÜBERBLICK

»Ein heiliges Volk«

Abraham und Moses sind die Stifter des Judentums. Der Patriarch hat auf dem Weg vom heutigen Irak nach Kanaan den ersten Bund mit Gott geschlossen, Moses hat ihn nach dem Auszug aus Ägypten im Sinai erneuert. Das berichtet die **Thora,** bestehend aus den fünf Büchern Mose. Die Befreiung aus der Knechtschaft zelebriert das achttägige **Passahfest,** bei dem nur ungesäuerte Brote, Matzen, gegessen werden. Daraus ist bei den Christen Ostern geworden. 50 Tage darauf folgt das **Wochenfest,** Schawuot – das christliche Pfingsten. Es erinnert an die **Gottesoffenbarung am Sinai.** Dort hat Gott mit dem jüdischen Volk den Bund geschlossen und **Moses** die Thora in Schriftform gegeben. Historisch korrekter: Die Thora wurde viel später von verschiedenen »Redaktoren« aufgezeichnet. Ihr schließt sich ab dem 3. Jahrhundert die mündliche Überlieferung, die **Mischna,** an, die später durch Kommentare und Ergänzungen in der **Gemara** »vollendet« wurde. Beide bilden den **Talmud,** der sich auf 6000 Seiten mit Auslegungen und Gegenauslegungen, auch mit weltlichen Dingen wie Landwirtschaft beschäftigt. Was Judentum definiert, ist eine ewige Frage: Religions- oder auch Volkszugehörigkeit? Nach orthodoxer Auslegung ist Jude, wer eine jüdische Mutter hat; Liberale sehen das nicht so streng. Missionierung ist verpönt, der orthodoxe Übertritt ist mit langwieriger Lernarbeit verbunden – und wiederum leichter bei den Liberalen. Juden genießen das Recht auf Einbürgerung in Israel. Seit der Staatsgründung 1948 sind fast drei Millionen Juden nach Israel ausgewandert (siehe Grafik). In Jerusalem stehen Reste des von Herodes aufgebauten Tempels: **die Westmauer,** auch Klagemauer genannt. Siebzig nach Christus zerstörten Römer diesen Mittelpunkt jüdischer Existenz.

Zentrale jüdische Symbole sind der **Schild Davids,** auch Davidstern genannt, und die **Menora**. Der Davidstern ist Emblem der israelischen Flagge. Der siebenarmige Leuchter Menora war ein Kultgegenstand im Tempel Jerusalems, heute ist die Menora Teil des israelischen Staatswappens.



ZEIT-Grafik/Quelle: Statistisches Jahrbuch 2006 für das Ausland, Israeli Central Bureau of Statistics

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.11 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Foto (M): Stephan Elleringmann/laif

Gut, aber zu teuer: Der deutsche Bergarbeiter ist eine **AUSSTERBENDE** Spezies. Die Konkurrenz in Australien, Südafrika oder den USA kann billiger produzieren

»Der Mohr kann gehen«

Der Steinkohlenbergbau wird abgewickelt – und alle jubeln. Ein Nachruf wider den Zeitgeist VON MATTHIAS KRUPA

HAMM

Drei Minuten dauert die Fahrt hinab in tausend Meter Tiefe. Eng und dunkel ist der Verhau aus schwerem Metall, die Seiten stehen offen. An den Wänden glänzen Stalaktiten aus Salpeter im Licht der vorbeihuschenden Grubenlampen. Ab und an öffnet sich der Berg und gibt den Blick frei auf hell erleuchtete Eingänge stillgelegter Stollen. Glück auf!

Unten angekommen, grüßt der Pförtner. Frisch weht der Wind, der von oben heruntergepumpt wird, auf den ersten Metern. Dann wird es heiß und laut. Wackelige Holzplanken sollen Trittsicherheit geben, die Stiefel versinken immer wieder in knöcheltiefem Schlamm. Hinter den Wettertüren schwitzen die Hauer. Der Steiger wartet auf ein Funksignal von oben. Als es ertönt, spritzt Wasser aus der Decke. Ein gewaltiger Hobel saust, wie von Geisterhand gezogen, auf einer Schiene vorbei und bricht Kohle aus der Wand. »Das ist der Stoff, auf den unsere Männer scharf sind«, brüllt Volker Blaszyk gegen den Lärm an. 19 Jahre lang hat er selbst als Elektrosteiger gearbeitet.

Seit 1901 wird auf der Zeche Heinrich Robert in Hamm Steinkohle gefördert. Heute heißt sie Bergwerk Ost, ein Verbund von mehreren, teilweise stillgelegten Gruben. Eine gewaltige Kathedrale haben die Menschen hier unter Tage errichtet, Über eine Länge von 100 Kilometern dehnt sich das Netz von Strecken und Streben aus. Immer tiefer haben sich die Bergleute im Laufe der Jahrzehnte in die Erde hineingegraben, immer weiter haben sie sich dabei vom Weltmarktpreis entfernt. Die Kohlen, die in Hamm gehoben werden, sind besonders gut. Und sie sind besonders teuer.

Die deutsche Steinkohle hat ihre Zukunft schon lange hinter sich. Mehr als 600 000 Beschäftigte zählte der Bergbau Mitte der fünfziger Jahre, heute sind es noch 35 000. Von rund 50 Zechen sind ganze acht übrig geblieben. Längst sind sie nicht mehr konkurrenzfähig. Die Wettbewerber aus Australien, Südafrika oder den USA sind zwar nicht besser, haben aber dank der Geologie den Vorteil, dass sie größere Kohlefelder viel einfacher erschließen können. Spätestens seit den achtziger Jahren, als die Subventionen explodierten, steuert die Entwicklung in Deutschland daher auf den Punkt zu, der nun 2018 erreicht werden soll: das Ende des Steinkohlenbergbaus.

Aber so folgerichtig die Entscheidung sein mag, die die Verhandler in der vergangenen Woche in Berlin getroffen haben, so zynisch klingt ihre Begleitmusik. Höhnisch wird den Bergleuten noch einmal vorgerechnet, wie viel ihre Arbeitsplätze kosten – als würden die Beschäftigten selbst das Geld kassieren. In vorwurfsvollem Ton wird auf die Umweltschäden und sogenannten Ewigkeitskosten verwiesen, die der Bergbau an Ruhr und Saar hinterlässt – als hätten die Bergmänner aus Vergnügen unter Tage ihre Gesundheit ruiniert. Stolz streiten CDU und FDP darum, wer von den beiden der Kohle den entscheidenden Stoß versetzt hat, und die Grünen klatschen Beifall – als gäbe es etwas zu feiern, wenn 35 000 Arbeitsplätze abgebaut werden.

Vergessen sind das Wirtschaftswunder und die Anfänge der EU als Europäische Gemeinschaft für Kohle und Stahl, die unvorstellbar gewesen wären ohne den kostbaren Rohstoff. Versunken ist die Welt der Taubenzüchter und Bergmannschöre, hastig gestrichen sind die Erinnerungen aus dem kollektiven Gedächtnis. 200 Jahre Industriegeschichte und das Leben von Millionen Menschen werden reduziert auf eine knappe Formel: zu teuer.

Drei Spielfilme über das Ruhrgebiet hat der Regisseur Adolf Winkelmann gedreht, den ersten 1978. *Die Abfahrer* handelt von Atze, Lutz und Sulli, drei jungen Arbeitslosen, die von dem Stahlwerk, in dem sie gelernt haben, nicht übernommen werden. Der zweite Film, *Jede Menge Kohle,* drei Jahre später gedreht, erzählt die Geschichte eines Bergmanns aus Recklinghausen. Katlewski flieht vor seiner Frau und seinen Schulden unter Tage, in Dortmund taucht er wieder auf. Schließlich folgt 1992 *Nordkurve,* preisgekrönt wie seine beiden Vorgänger. »Ich wollte einen dritten Film über das Ruhrgebiet machen«, sagt Winkelmann, »aber Kohle und Stahl, das alles gab es schon nicht mehr. Ich bin dann auf den dritten sinnstiftenden Zusammenhang des Ruhrgebiets gekommen, den Fußball.«

»Heimatfilme« nennt Winkelmann seine Ruhrgebiets-Trilogie. Er ist nach dem Krieg in Dortmund aufgewachsen, sein Großvater hat bei Hoesch das Walzwerk gefahren. »Aber eigentlich musste man aus einer Bergarbeiterfamilie kommen.« Als Kind, erzählt er, habe er abends immer ein Stück Papier auf das Fensterbrett gelegt, um morgens mit dem Finger darauf im Kohlenstaub zu malen. Gerade 50 Jahre ist das her. »Man kann im Ruhrgebiet beobachten, dass wir in unseren Köpfen nicht mit der Geschwindigkeit mithalten können, die die Wirtschaft vorgibt«, sagt Winkelmann. »Vor 150 Jahren gab es noch überhaupt kein Ruhrgebiet. Und jetzt ist es schon wieder vorbei.«

Die Bergleute kämpften oft stellvertretend für alle Arbeitnehmer

Winkelmann spricht ohne Sentimentalität. Er beobachtet genau, was passiert. Seine Heimatfilme handeln von einer fröhlichen Apokalypse. In *Nordkurve* spazieren die Fußballspieler von Union Dortmund 86 in Trainingsanzügen über einen Friedhof. Vor einem Grab halten sie an. »Hier liegt der Karl«, sagt einer der Betreuer mit feierlicher Stimme. »Der Karl war noch richtig von Kohle. Aber immer arbeiten und trainieren, das hält ja keiner durch. Da haben sie zu ihm gesagt: Wir holen für dich die Kohle raus, du holst uns die Meisterschaft. Da hat er sich unter Tage hingelegt und richtig gepennt.« Dass die Nachricht vom Ende des Steinkohlenbergbaus auch im Ruhrgebiet ohne größere Emotionen aufgenommen worden ist, hat den Dortmunder Winkelmann nicht überrascht. »Wir nehmen uns nicht mehr als Bergbauregion wahr, wir empfinden das als unsere Geschichte. Das eigentliche Problem ist, was wird aus diesem ganzen Laden hier?«

Lange Zeit hat das Land Anteil genommen am Überlebenskampf der Bergleute. Noch heute spricht sich in Umfragen eine Mehrheit der Bevölkerung für den Erhalt des subventionierten Bergbaus aus. Vielleicht haben die Kumpel diese Solidarität im Lauf der Jahre zu sehr strapaziert. Vielleicht schaut das Land jetzt aber auch weg, weil man gemeinsam verloren hat. Früher als andere haben die Bergleute an Ruhr und Saar den kalten Wind des globalen Wettbewerbs gespürt. Besser als andere hat der Staat sie lange Zeit davor geschützt. Keine andere Branche stand so sehr für das korporatistische Wirtschaftsmodell der alten Bundesrepublik. Dabei haben die Bergleute oft stellvertretend gekämpft. Die betriebliche Mitbestimmung wurde 1951 in der Montanindustrie erfunden. Seitdem haben sich Arbeitgeber und Arbeitnehmer gemeinsam gegen den Niedergang ihrer Branche gestemmt.

Stolz spricht Wilhelm Beermann von seiner Zeit im Konzernvorstand der Ruhrkohle AG, später stand er an der Spitze der Deutschen Steinkohle AG. Der »erste Bergmann des Landes« sei er gewesen, sagt der 71-Jährige. Wehmut schwingt mit.

Anfang der fünfziger Jahre, als Beermann seine Lehre zum Industriekaufmann begonnen hat, boomte die Kohle. Wer konnte, ging in den Bergbau. Aber schon 1958 wurden die ersten Feierschichten gefahren. 1969 wurden die 52 bis dahin verbliebenen Schachtanlagen unter dem Dach der Ruhrkohle AG zusammengefasst, eines Unternehmens, dessen Auftrag von Anfang an darin bestand, den Abbau der Produktion zu organisieren. Später kamen die Ölkrise, die Umweltbewegung, Tschernobyl. Wenn man die große Linie der Industrialisierung nachzeichne, sagt Beermann, »gab es immer Phasen des Aufstiegs, und anschließend wurde der Bergbau wieder fallen gelassen. Das folgte dem Motto: Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen.«

Vor genau zehn Jahren, im März 1997, haben die Bergmänner ihre letzte Schlacht geschlagen. Eine Menschenkette flochten sie quer durch das Ruhrgebiet. In Bonn stürmten aufgebrachte Kumpel die Bannmeile des Regierungsviertels. In der FDP-Zentrale ging eine Fensterscheibe zu Bruch. Wilhelm Beermann saß damals in der nordrhein-westfälischen Landesvertretung gleich neben dem Kanzleramt und hat verhandelt. Natürlich sei die Akzeptanz der Subventionen mit den Jahren geringer geworden, sagt er. »Aber ich habe mich immer dagegen gewehrt, dass die Bergleute als Kostgänger der Nation hingestellt wurden.« Am Ende erstritten das Unternehmen und die Gewerkschaft noch einmal einen Kompromiss. Es war der letzte kleine Erfolg auf dem Weg zur großen Niederlage.

Dankbarkeit ist keine politische Kategorie

Volker Blaszyk war 1997 dabei. Auch vor zwei Wochen hat er noch einmal demonstriert. Aber der Elektrosteiger Blaszyk weiß, dass sie ihren Kampf verloren haben. »Es gibt nur noch 35 000 Bergleute. Selbst wenn wir wollten, reicht das nicht mehr, um das Ruhrgebiet lahmzulegen.«

Volker Blaszyk ist Bergmann in der vierten Generation, sein Urgroßvater kam aus Polen. Sein Vater ist jetzt 75 und besucht ihn jeden Sonntag. Sie sprechen dann darüber, wie es weitergehen wird mit dem Bergbau. »Junge«, sagt sein Vater, »sind die verrückt geworden in Berlin?« – »Vater«, antwortet sein Sohn, »du verstehst das nicht, du bist jetzt seit 20 Jahren raus.« Schmerzlich sei der Ausstieg, findet Blaszyk, aber nachvollziehbar. Auch die Gewerkschaft hat dem Beschluss zugestimmt. Das ist der Preis der Mitbestimmung.

1978 hat Volker Blaszyk auf Haus Aden angefangen. Als die Zeche stillgelegt wurde, wechselte er hierher nach Hamm. Er ist jetzt 44, seit sieben Jahren sitzt er im Betriebsrat. Es hat Jahre gegeben, da sind jeden Tag drei Mitarbeiter gegangen. Blaszyk und seine Kollegen haben ihnen geholfen, etwas Neues zu finden. Sie haben Jobbörsen organisiert und Umschulungen vermittelt. Sie haben versucht, aus einer schlechten Situation das Beste zu machen. Sie finden, das ist ihnen ganz gut gelungen. Bis heute hat es keine betriebsbedingte Kündigung im Bergbau gegeben. Dabei soll es bis 2018 bleiben.

Dankbarkeit ist keine politische Kategorie. Und die Solidarität mit den Bergleuten ist geschwunden, seit ihre Branche nur noch ein Wirtschaftszweig unter anderen ist, der Stellen im Zehntausenderpaket abbaut. Aber Respekt haben die Kumpel verdient. Noch gibt es sie. Sie reagieren zu Recht empfindlich, wenn der Ministerpräsident Jürgen Rüttgers in einer Rede zum 60. Geburtstag des Landes Nordrhein-Westfalen den Bergbau mit keinem Wort erwähnt, sich anschließend aber mit »Glück auf!« verabschiedet. Sie registrieren genau, wenn die Landesregierung bei ihrer jüngsten Demonstration Wasserwerfer auffahren lässt, als handele es sich bei den Bergleuten um Hooligans. Und sie können es nicht verstehen, wenn der CDU-Generalsekretär Ronald Pofalla mit stolzgeschwellter Brust erklärt, Deutschland werde durch den Ausstieg aus der Steinkohle »wieder ein Stück zukunftsfester«.

Denn die Frage, was aus dem ganzen Laden wird, ist ja noch nicht beantwortet. In Gelsenkirchen, Wanne-Eickel, Herne, Herten, Bochum, überall hat der Strukturwandel tiefe Furchen hinterlassen. Dass es dem Ruhrgebiet besser ergangen wäre, wenn es sich früher von Kohle und Stahl verabschiedet hätte, ist nur eine Behauptung; bewiesen ist sie nicht. Und dass die Milliarden Subventionen, die gespart werden, künftig anders und erfolgreicher investiert werden, ist vorerst nicht mehr als ein Versprechen.

70 000 sichere Arbeitsplätze hat RAG-Chef Werner Müller in Aussicht gestellt, wenn sein Konzern endlich ohne die teure Kohle an der Börse platziert ist. Sicherlich, für die heutige RAG bedeute das »Planungssicherheit«, sagt der ehemalige Vorstand Wilhelm Beermann. Aber glücklich könne er über das Ende des Bergbaus nicht sein. »Dafür hängen zu viel Geschichten daran, zu viele Sorgen und Nöte.« Der Filmregisseur Adolf Winkelmann lacht: »Wir haben uns mit dem Untergang arrangiert.« Wenn er noch einen vierten Film über seine Heimat drehen würde, müsste er davon handeln: »Vom Ruhrgebiet, das jetzt als Erstes untergeht.« Er hält kurz inne. »Und die sonstige Welt kommt dann hinterher.«

Schwarz! Gelb! Grün!

Die Opposition in **BERLIN** probiert die politische Wiedervereinigung des Bürgertums. CDU, FDP und Grüne verbindet der gemeinsame Wille zur Macht **VON CHRISTOPH SEILS**

Fotos (M): Frank Rothe/Visum (2); Raimund Müller/imago (m.)

Dreierlei Kultur – **EIN GEMEINSAMES ANLIEGEN**

Berlin

Seit Berlin wiedervereinigt ist, hat sich die Stadt verändert. Sie ist ärmer, ostiger und linker geworden, zugleich heterogener, mondäner und internationaler. Worauf sich die Berliner bislang verlassen konnten, war die Feindschaft zwischen CDU und FDP auf der einen, den Grünen auf der anderen Seite. Hausbesetzer und Hausbesitzer, Kreuzberger Studenten und Wilmersdorfer Witwen, das waren die Antipoden im alten Berlin. Noch im Abgeordnetenhauswahlkampf des vergangenen Jahres war die Antipathie zu hören, auch wenn sie bereits recht schal klang.

Das Ergebnis ist bekannt. Rot-Rot wurde wiedergewählt, wenn auch denkbar knapp. Die CDU kam auf blamable 21,3 Prozent. Die Grünen legten auf 13,1 Prozent zu, blieben aber ebenfalls hinter ihren Erwartungen zurück. Im Wahlkampf hatten sie um die Gunst der SPD gebuhlt, anschließend wurden sie eiskalt abserviert.

Seitdem weht ein Hauch von Jamaika durch die Hauptstadt. Schwarz-Gelb-Grün, für den CDU-Fraktionschef Friedbert Pflüger ist dies eine »reale Möglichkeit«, für seinen liberalen Amtskollegen Martin Linder »auf jeden Fall ein Weg, der 2011 ins rote Rathaus führen kann«. Nur Volker Ratzmann, der Grüne in dieser Old-Boys-Connection, vermisst noch eine »tragfähige inhaltliche Grundlage« für das bürgerliche Zukunftsbündnis. Aber er sagt auch, »wir brauchen Optionen jenseits von Rot-Grün«. Die drei reden miteinander, telefonieren, kungeln. »Die Mauer zu FDP und CDU ist eingerissen«, sagt der grüne Fraktionschef.

Thomas Piotrowski ist noch ein wenig irritiert ob dieser Wiedervereinigung des Bürgertums. Der CDU-Ortsvorsitzende von Nikolassee kann sich »nicht vorstellen, wie das funktionieren soll«. Doch wo der Parteimann noch von einem Abstand »wie zwischen Erde und Mars« spricht, ist die Wählerbasis längst weiter. Nikolassee mit seinen vielen Einfamilienhäusern ist christdemokratisches Kernland. Dennoch haben hier bis zu 20 Prozent der Anwohner grün gewählt. Für das ökologisch orientierte Bürgertum sind CDU und Grüne augenscheinlich zwei verwandte Optionen. Manchmal seien die Grünen ihr ein Rätsel, sagt die Landtagsabgeordnete Cornelia Seibeld, etwa mit ihrer »ideologisierten Innenpolitik«. Aber dann erlebe sie wieder, wie sehr diese von christlichen Werten geprägt seien, »deshalb ist es gut, auf die Grünen zuzugehen«.

In Finanzpolitik, Wissenschaft und Kultur ist die Opposition sich einig

Auch wenn CDU, Grüne und FDP bislang vor allem aus taktischen Gründen miteinander reden, bekommt Klaus Wowereits Regierung die neue Einigkeit der Opposition schon zu spüren. Zuletzt brachte das *njet* zur Ehrenbürgerschaft für Wolf Biermann SPD und Linkspartei in höchste Not. Noch vor kurzem wären die Grünen dem roten Senat als Machtreserve zur Seite gesprungen. Doch diesmal stand die Opposition; schließlich knickte Wowereit ein.

»Wir können den Senat treiben«, frohlockt der Liberale Martin Linder. Einfach ist das nicht, immer wieder flammen alte Grabenkämpfe auf. Härtere Strafen gegen Jugendgewalt fordert die CDU zum Beispiel, für die Grünen ist dies nur »Law and Order«. Den innerstädtischen Flughafen Tempelhof will die Union trotz des jüngste Gerichtsurteils offenhalten, die Grünen möchten ihn schließen. Die FDP will 40 000 Stellen im öffentlichen Dienst abbauen, was weder CDU noch Grüne mitmachen würden.

Dennoch, in allen drei Parteien wird plötzlich darüber spekuliert, wie aus drei so unterschiedlichen Parteiprogrammen eine gemeinsame Metropolenpolitik entstehen könnte. In der Finanzpolitik, bei Wissenschaft und Kultur stehen sich CDU, Grüne und FDP schon relativ nahe. Auf ein zweigliedriges Schulsystem nach dem Vorbild Hamburgs könnten sich die drei problemlos verständigen, auch auf eine Teilprivatisierung der Wohnungsbaugesellschaften. Und selbst da, wo eine Annäherung schwierig erscheint, werden Signale ausgesendet. Pflüger möchte Berlin neuerdings zur »Modellstadt für Integration« machen, zur »Öko-Hauptstadt« gar. Auch am Atomausstieg will er festhalten. Grünenchef Volker Ratzmann wiederum merkt artig an, dass der CDU-Innenminister Schäuble im Bund »liberale Akzente« setze, im Gegensatz zu seinem sozialdemokratischen Vorgänger Schily. Daran lässt sich anknüpfen. Mitte März trifft man sich mit Vereinen und Verbänden zu einer Berlin-Konferenz. Es soll der historische Versuch werden, erstmals öffentlich politische Gemeinsamkeiten auszuloten.

Im Bezirk Steglitz-Zehlendorf sind CDU und Grüne schon einen Schritt weiter. Seit November regieren sie dort gemeinsam. Erst wurden alte Konflikte beiseite geschoben, dann der erzkonservative Bezirksbürgermeister. Jetzt hat eine junge und pragmatische schwarz-grüne Garde das Sagen, der die alten Schlachten ziemlich egal sind. Von einem Modell für die Stadt will der CDU-Kreisvorsitzende Michael Braun zwar nicht reden, aber er weiß, »ein Scheitern schadet den Jamaika-Plänen«. Und die grüne Stadträtin Anke Otto betont mit Blick auf die alte rot-grüne Liebe: »Es gibt keine geborenen Koalitionspartner mehr.«

Derweil drängt Friedbert Pflüger seine Partei, sich zu modernisieren und mit der grünen Welle enttäuschte Wähler zurückzugewinnen. Viele alte Haudegen der Berliner Union, die diese in den vergangenen Jahren heruntergewirtschaftet haben, vollziehen die Wende des Neu-Berliners Pflüger nur aus ratlosem Opportunismus nach. Das weiß Pflüger, und die Unsicherheit ist ihm anzumerken.

Kreuzbergs Grüne wenden sich mit Grausen ab

Die Grünen allerdings haben noch mehr Angst vor der eigenen Basis, in der Traditionslinke und ein modernes großstädtisches Bürgertum einander gegenüberstehen. Vor allem in den grünen Hochburgen sind die Vorbehalte gegen die CDU groß. »Jamaika ist unseren Wählern nicht vermittelbar«, sagt etwa der in Kreuzberg direkt gewählte Abgeordnete Dirk Behrendt.

Doch am Ende könnten ausgerechnet die Grünen als Sieger aus den Berliner Farbenspielen hervorgehen. Schon werden die Sozialdemokraten nervös und versuchen, auf die brüskierten Grünen wieder zuzugehen. »Wir müssen uns so aufstellen«, sagt Fraktionschefin Franziska Eichstädt-Bohlig, »dass wir von beiden Seiten begehrt werden.«

ZUM BEISPIEL

Foto (M): afa

Önder Yildiz

Ein Muslim plante mit christlichem Beistand eine Moschee – vergeblich

München

Die Wege des Herrn könnten so kurz sein. In München-Sendling, am Gotzinger Platz, steht im Westen, gewissermaßen auf der Seite des Abendlands, die katholische Kirche St. Korbinian. 80 Jahre jung ist sie; ihre beiden Türme strahlen in prächtigem Weiß. Im Osten soll eine Moschee der türkischen Ditim-Gemeinde das Morgenland repräsentieren; ihre zwei Minarette würden dann vis-à-vis den Kirchtürmen stehen. »Wir brauchen eine Moschee, und München braucht eine Moschee«, sagt Önder Yildiz, der Vorsitzende der Ditim-Gemeinde.

Fast alle sind seiner Ansicht. Bezirksausschuss, Oberbürgermeister Christian Ude, der rot-grüne Stadtrat – auch der katholische Pfarrer aus der Kirche gegenüber unterstützt den Neubau und ebenso die benachbarte evangelische Himmelfahrtsgemeinde, in der auch schon mal schwule Paare getraut werden. Auf der gemeinsamen Internetseite der Sendlinger Katholiken, Muslime und Protestanten steht nachzulesen, wo die drei Gemeinden ihre gemeinsamen Widersacher sehen. »Wir leben in einer eher wenig religiösen Umwelt«, heißt es da. »Deshalb tun wir als religiöse Menschen gut daran, uns zu verständigen und so viel wie möglich und sinnvoll gemeinsam zu handeln.«

Doch die religiösen Menschen aus München-Sendling haben einen weiteren Widersacher. Edmund Stoiber, noch Ministerpräsident von Bayern, hat von der Höhe der Staatskanzlei aus verkündet, wie er sich die Zukunft des interreligiösen Dialogs in München vorstellt: »Solange ich Ministerpräsident bin, wird es in Sendling keine Moschee geben.« Nun müsste das im Februar 2007 kein Problem mehr sein; bis die Moschee fertig gebaut wäre, hätte Stoiber längst seinen Platz geräumt. Doch Stoibers Regierung hob nicht nur die Baugenehmigung auf. Sie setzte sich auch vor Gericht durch. Am Dienstag wies das Münchner Verwaltungsgericht die Klage der Ditim-Gemeinde ab. Enttäuscht sei er, sagt Önder Yildiz, und dass seine Gemeinde sich nicht an den Stadtrand drängen lassen wolle. »Wir sind ein Teil der Gesellschaft.«

ULRIKE FOKKEN

Ein letztes Stückchen Heimat

Wie sudetendeutsche Vertriebene in BAYERN einen Wald als Geisel nehmen

VON HARALD RAAB

Waldsassen/Mitterteich

Ein kleines Stück Wald soll große Politik machen: So jedenfalls stellt es sich die Sudetendeutsche Landsmannschaft (SL) vor. Der Plan klingt aberwitzig, er hat aber Methode. Das Waldstück liegt in Bayern, in der nördlichen Oberpfalz zwischen Waldsassen und Mitterteich, hat einen Umfang von 650 Hektar, ist 5,5 Millionen Euro wert, gehört aber der tschechischen Stadt Cheb, und das seit 1545, als die einstige Reichsstadt in Westböhmen noch Eger hieß. Da die Tschechische Republik seit der EU-Osterweiterung 2004 Mitglied der Europäischen Union ist, möchte der Magistrat von Cheb sein Eigentum nun endlich wieder nutzen können.

Dummerweise sehen aber die heimatvertriebenen Sudetendeutschen in dem Egerer Stadtwald »ein letztes Stück Heimat«, wie Günther Wohlrab es ausdrückt, Mitglied der Bundesversammlung der SL und regionaler Vorsitzender des Bundes der Vertriebenen. Und ehe die Sudetendeutschen dieses kleine Stückchen ihrer vermeintlichen Heimat ihren heutigen Eigentümern übergeben, wollen sie eine lange Liste von Bedingungen erfüllt sehen. Zuallererst, verlangen sie, müsse die tschechische Regierung die Beneš-Dekrete annullieren, mit denen die tschechische Exilregierung unmittelbar nach dem Zweiten Weltkrieg die Enteignung und Vertreibung der deutschen Bevölkerung legalisiert hatte. Außerdem müssten die Tschechen die Entschädigungsansprüche der Sudetendeutschen anerkennen. Beide Forderungen sind etwa so weitgehend, wie es, sagen wir, hierzulande eine Neugliederung des Bundesgebietes wäre .

Einem von der Stadt Cheb angestrengten Verfahren beim Verwaltungsgericht Regensburg sehe man gelassen entgegen, verkünden die Vertriebenen – habe doch das Land Bayern die Patenschaft über die Sudetendeutschen übernommen und sei mit der Landsmannschaft darin einig, dass die Entschädigungsfrage der Vertriebenen auch durch die Deutsch-Tschechische Erklärung von 1997 nicht erledigt worden sei. Eine Ansicht, die wenig Vertrauen in die Unabhängigkeit der Justiz verrät, auch wenn sie möglicherweise nicht abwegig ist.

Der Streit um den Egerer Stadtwald ist jahrzehntealt. Bis Anfang der sechziger Jahre dämmerte der tschechische Forst diesseits des Eisernen Vorhangs vor sich hin. Als aber die Stadt Waldsassen einmal wenige Quadratmeter für eigene Zwecke erwerben wollte, wurde der »Egerer Landtag« aktiv, eine selbst ernannte Exilvertretung der vertriebenen Deutschen aus Eger. Über den Bundestag erreichten sie, dass das Forstgrundstück gemäß dem Rechtsträger-Abwicklungsgesetz von 1965 treuhänderisch der Obhut der Bundesanstalt für Immobilienaufgaben und der Bundesforstverwaltung anvertraut wurde.

Im Gegenzug errang Cheb damals einen Teilsieg vor dem Obersten Bayerischen Landesgericht, das in den siebziger Jahren das Eigentum der tschechischen Stadt anerkannte. Ein weiterer Vorstoß der tschechischen Kommunalpolitiker endete 1998 in einem reichlich unfairen Angebot. Vertreter des Freistaats Bayern und der Sudetendeutschen legten den Tschechen nahe, ihren Wald bitte schön in eine Stiftung einzubringen. Zusätzlich möge der Magistrat von Cheb doch noch einmal einen Betrag von gleichem Wert, nämlich 5,5 Millionen Euro, der Stiftung zufließen lassen. Dafür würde die Stiftung von Bayern verwaltet, ihre Erlöse sollten auch sudetendeutschen Zwecken zufließen. Verärgert zogen die Ratsherren von Cheb vor Gericht. Zurzeit ruht das Verfahren allerdings. Cheb setzt nun wieder auf eine »politische Lösung«. Der Egerer Stadtwald solle vom Bund einer der grenznahen oberpfälzischen Gemeinden übergeben werden, schlagen die Tschechen vor, mit denen man sich leichter über die Zukunft des Grundstücks einigen könne. Nichts da, heißt es dagegen beim Bundesamt für Immobilienaufgaben: »Eine politische Lösung gibt es nur auf der Ebene der deutschen und der tschechischen Regierung.«

Die Sudetendeutschen frohlocken. Es stimmt sie nicht milde, dass der Bürgermeister von Cheb, Jan Svoboda, verspricht, den Erlös aus dem Waldverkauf für die Sanierung der historischen Altstadt ihrer alten Heimat zu verwenden. »Wir bezahlen doch nicht die völlig marode Kanalisation von Eger«, sagt ein Sprecher. Der Anwalt der Tschechen kontert: »Spätestens beim Europäischen Gerichtshof in Straßburg wird Cheb das volle Verfügungsrecht über den Wald bekommen.«

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 14
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

IN DER ZEIT

POLITIK

2 **Anti-Politiker** Friedrich Merz ist kein Einzelfall VON ELISABETH NIEJAHR

3 **Russland** Die kapitalistische Großmacht pocht auf Einfluss in der Welt VON MICHAEL THUMANN UND JOHANNES VOSWINKEL

4 **Iran** Europa will im Gespräch bleiben VON PETRA PINZLER UND THOMAS KLEINE-BROCKHOFF

5 **Nahost** Das Abkommen von Mekka VON GISELA DACHS

Italien Bürger machen gegen eine US-Kaserne mobil VON BIRGIT SCHÖNAU

6 **CSU** Interview mit Horst Seehofer

7 **Sonntags-Talk** Offener Brief an Anne Will VON PATRIK SCHWARZ

8 **RAF** Gespräche zwischen Exterroristen und ihren Therapeuten – ein Vorabdruck

9 **Irak** Das neue Geiselgeschäft VON FLORIAN KLENK

Europa Sieben Fragen an den polnischen Regisseur Andrzej Wajda

10 **ZEIT-Serie Weltreligionen** **Das Judentum** Eine Religion, in der das Tun wichtiger ist als der Glaube VON JOSEF JOFFE

11 Die Rabbinerin Einat Ramon zwischen Tradition und Moderne VON GISELA DACHS

12 **Steinkohle** Eine Industrie wird abgewickelt – und alle freuen sich. Ein Nachruf wider den Zeitgeist VON MATTHIAS KRUPA

13 LÄNDERSPIEGEL

Berlin Schwarz, Gelb und Grün raufen sich zusammen VON CHRISTOPH SEILS

Bayern Vertriebene nehmen einen Wald als Geisel VON HARALD RAAB

Eine mit christlicher Unterstützung geplante Moschee wird nicht gebaut

DOSSIER

15 **Gewebespende** Der Handel mit menschlichen Leichenteilen floriert weltweit – ein unkontrollierter Markt, der zu kriminellen Methoden einlädt VON MARTINA KELLER

WIRTSCHAFT

21 **Daimler** Der Chef Dieter Zetsche muss Fehler ausbügeln VON DIETMAR H. LAMPARTER

30 Sekunden für Undertaker

Mittelschicht Neue Risiken im Job und wachsende Ungleichheit schüren die Angst der Bürger VON THOMAS FISCHERMANN

22 Die Proletarisierung der britischen Mittelschicht VON JOHN F. JUNGCLAUSSEN

Jugendliche Franzosen protestieren aus Angst vor der Chancenlosigkeit

23 Wie sich eine indische Familie in die neue Mittelklasse vorgearbeitet hat Chinas »Konsumentenklasse«

24 Amerika spielt mit der Furcht der Bürger

Eine Analyse des langen Abstiegs der »Middle Class« VON EDWARD N. WOLFF

25 **Verbraucherschutz** Alltagsprodukte sind gefährlich VON MARCUS ROHWETTER

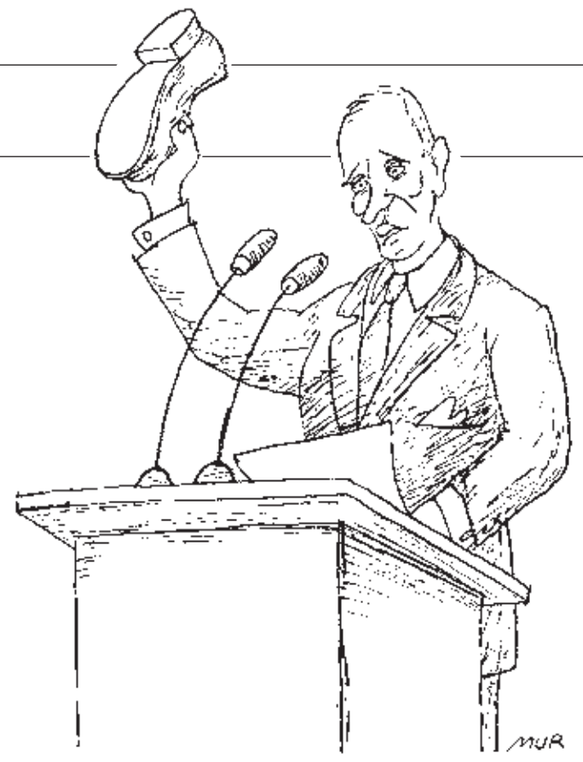
26 **Airbus** Die Standorte Nordenham und Varel haben schlechte Karten VON CLAAS PIEPER

27 **China** Die Führung ringt um den Klimaschutz VON GEORG BLUME

Windkraft Noch kommen die besten Anlagen aus Deutschland

28 **Was bewegt …** Detlef Wetzel, den aufstrebenden Chef der IG Metall in Nordrhein-Westfalen? VON HELMUT BADEKOW

MURSCHETZ



RUSSLAND MELDET SICH ZURÜCK

Foto [M]: Michael Dwyer/AP

Die Elite wird weiblich

VON THOMAS KLEINE-BROCKHOFF

371 Jahre lang haben nur Männer Harvard, die berühmteste Universität der USA, geführt. Drew Gilpin Faust ist die erste Präsidentin. Sie wird als »das liberale Amerika in seiner besten Version« gefeiert. Vier von acht Elitehochschulen der Ivy League werden nun von Frauen geleitet WISSEN SEITE 32

Schluss mit dem Streit!

VON IRIS RADISCH

Die einen werden als Mutti, die anderen als Emanze diffamiert: Vollzeitmütter und berufstätige Mütter führen einen Kampf um das beste Lebensmodell. So kann es nicht weitergehen, meint unsere Autorin, denn in beiden Positionen liegt keine Zukunft LEBEN SEITE 53/54

Illustration: Susanne Mewing für DIE ZEIT

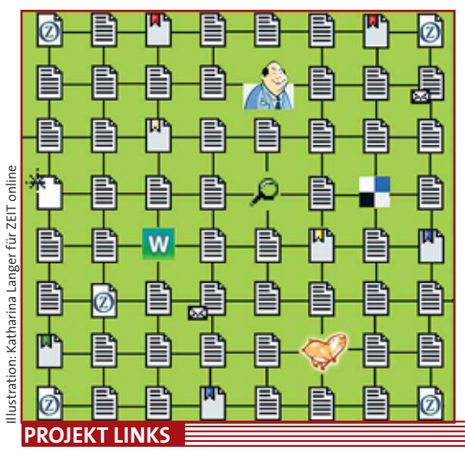


Illustration: Katharina Langer für ZEIT online

PROJEKT LINKS

ZEIT ONLINE

Suchen, Finden, Teilen
Einfacher durch ZEIT online: mit einer Suchergänzung für Explorer und Firefox. Außerdem: Teilen Sie Ihre Bookmarks mit anderen Lesern über Lesezeichendienste
www.zeit.de

Berlinale
Harald Martenstein ist mit der Kamera unterwegs
www.zeit.de/berlinale

FEUILLETON

39 **Klimawandel** Wer die Natur retten will, muss erst mal wissen, was Natur ist VON ELISABETH VON THADDEN

Islam Neuer Streit über Multikulturalismus VON THOMAS ASSHEUER

40 **Oper** Die drei umstrittenen Berliner Opernhäuser und ihr Publikum VON CHRISTINE LEMKE-MATWEY

41 **Kunst** Mit dem berühmten Fotografen Andreas Gursky unterwegs durch Nordkorea VON JAN SCHMIDT-GARRE

42 DISKOTHEK

Hörbuch Die legendären »Träume«-Hörspiele von Günter Eich

DVD Vincente Minellis Meisterwerk »Home from the Hill« VON ANDREAS BUSCHE

50 Klassiker der Modernen Musik Pierre Schaeffer: Cinq études de bruits

Meineke hört Hieroglyphic Being

43 **Berlinale** Ein Gespräch mit Judy Dench

Wenn Verbrecher ihren Auftritt haben VON KATJA NICODEMUS

44 **Theater** Drei Premieren in Stuttgart VON PETER KÜMMEL

45 **Ikonen** Warum ist Andy Warhol noch immer populär? VON PETER WEIBEL

46 KUNSTMARKT

Hochschule Sollen Kunststudenten mit ihren Arbeiten auch handeln? VON TOBIAS TIMM

Sechs Fragen zur Kunst Erika Hoffmann

LITERATUR

47 **Politisches Buch** Christopher Clark »Preußen« VON VOLKER ULLRICH

Das stille Mädchen – Geschichte eines Titelbildes VON ULRICH GREINER

48 **Buch im Gespräch** Anthony C. Grayling »Die toten Städte« Erik Orsenna »Lob des Golfstroms«

49 **Kinder- und Jugendbuch** LUCHS 240 Jürg Schubiger/Eva Muggenthaler »Der weiße und der schwarze Bär«

Manon Baukhage »Der Tisch von Otto Hahn«

Marcia Williams »Hurra, jetzt hab ich's!« VON REINHARD OSTEROTH

Zum 80. Geburtstag von Sybil Gräfin Schönfeldt VON SUSANNE GASCHKE

50 Peter Weiss »Das Kopenhagener Journal« VON ROLF MICHAELIS

51 Die neuen Romane von John Grisham, Robert Harris und Stephen King

52 **Kaleidoskop** Ein Pilger aus Princeton – der Ethnologe Abdellah Hammoudi VON TILMAN SPENGLER

Vom Stapel; Büchertisch; Gedicht

LEBEN

53 **Frauen** Schluss mit dem Streit!

Martenstein über Heuchelei

54 **Wochenschau**

55 **Frauenboxen** Kampf um einen deutschen Pass VON ANNE-DORE KROHN

Fußball Italienische Radiosender befördern die Gewalt in Stadien

56 **Biotechnik** Vom Versuch, ein Springpferd zu klonen VON RUEDI LEUTHOLD

57 **Literatur** Merve-Verlagschef Peter Gente wandert aus VON KERSTIN KOHLENBERG

58 **Nachruf** Herbert Reinecker, Derricks Alter Ego VON CHRISTOPH AMEND

Ein Rentner sieht rot VON HAUG VON KUENHEIM

60 **Siebeck** über Sauerkraut

61 **Ehrung** Astronaut Sigmund Jähn ist 70

62 **Autotest** Ford S-Max

63 **Spielen**

64 **Ich habe einen Traum** Blixa Bargeld

REISEN

65 **Deutschland** Mannheim wird 400. Es gratulieren die Söhne und Töchter

67 **Thailand** Immer wieder nach Koh Samui VON JANA SIMON

68 **In fremden Betten** Mavida Balance Hotel & Spa, Zell am See

69 **Frankreich** Der Mont d'Or – ein ganz besonderer Käse VON C. UND F. LANGE

CHANCEN

71 **Spezial: Internate und Privatschulen** Jüdische Schulen sind gefragt VON GEORG ETSCHEIT

72 Ein Gespräch über die Waldorfschulen

73 Privatschulen für Lernschwache

74 Chinesen entdecken deutsche Eliteschulen VON CHRISTINE BÖHRINGER

75 Internate im Ausland VON THOMAS RÖBKE

ZEITLÄUFTE

92 **NS-Geschichte** Wie Martin Niemöller dem Nazi-Propagandisten Matthes Ziegler nach dem Krieg ein warmes Plätzchen unter dem Dach der Kirche verschaffte VON MANFRED GAILUS

RUBRIKEN

2 Worte der Woche
20 Leserbriefe
30 Macher und Märkte
35 Stimmt's?/Erforscht und erfunden
45 Das Letzte/Impressum

ANZEIGEN

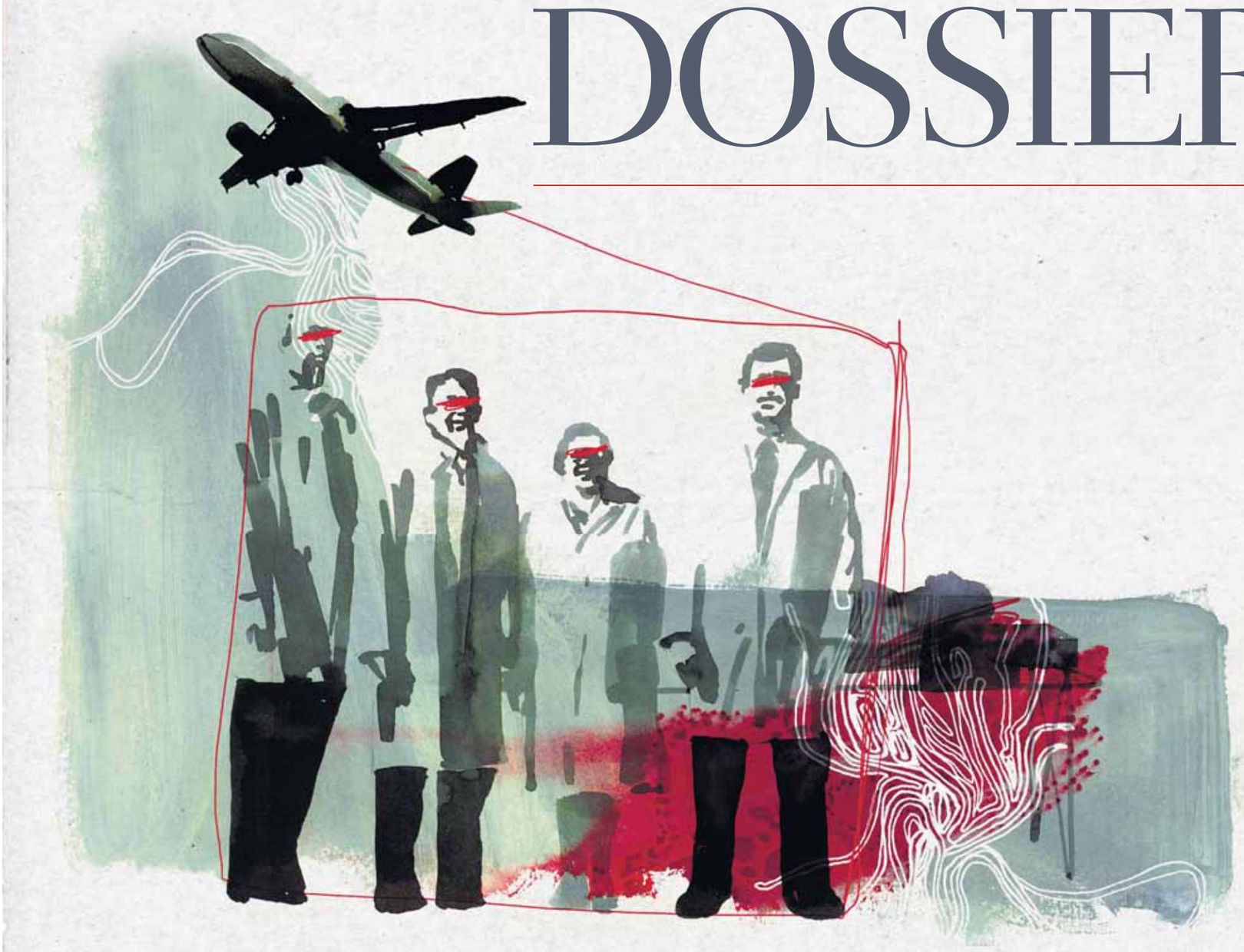
19 Sidestep
36 Museen und Galerien
58 Spielpläne
61 Kennenlernen und Heiraten
76 Bildungsangebote und Stellenmarkt

Die so gekennzeichneten Artikel finden Sie als Audiodatei im Premiumbereich von ZEIT.de unter www.zeit.de/audio

DIE ZEIT print check

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.14 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

DOSSIER



alle Illustrationen: Tina Berning für DIE ZEIT/www.tinaberning.de

Frische Leichenteile weltweit

Herzklappen, Knochen, Sehnen – das Geschäft mit menschlichem Gewebe floriert. Kriminelle Methoden versprechen satte Gewinne. Ein Gesetz soll für Transparenz und Ethik beim Körperrecycling sorgen

VON MARTINA KELLER

Der Schmerz ist Inara Kovalevska anzumerken, wenn sie auf das Drama im Sommer 2002 zu sprechen kommt. Ihr Mann Gunars hat sich damals erhängt. Inara fand ihn, als sie von ihrer Arbeit als Lehrerin nach Hause kam, den kleinen Sohn an ihrer Seite. Inara rief um Hilfe, doch niemand kam. So schnitt sie ihren Mann selber vom Seil und fing ihn in ihren Armen auf. »Ich habe ihn massiert, ich habe ihn geschlagen, ich habe geweint, geschrien, gebetet, ich habe alles getan, um ihn ins Leben zurückzurufen.« Doch weder sie noch der Notarzt konnten Gunars retten. Der 41-Jährige, der unter Depressionen litt, hatte seinen zweiten Selbsttötungsversuch vollendet.

Wie in solchen Fällen üblich, wurde Gunars' Leichnam ins rechtsmedizinische Zentrum von Riga gebracht; durch eine Autopsie sollte ausgeschlossen werden, dass er durch fremde Hand ums Leben gekommen war. Inara machte sich am Tag nach dem Tod ihres Mannes auf den Weg dorthin. Gunars' Mutter hatte sie beauftragt, bei den Rechtsmedizinern zu fragen, ob es möglich sei, ihrem Sohn einen letzten Liebesdienst zu erweisen, ihn nach katholischem Brauch in Lettland zu waschen und festlich einzukleiden. Doch ein Mitarbeiter der Rechtsmedizin lehnte den Wunsch ab, der Anblick des toten Körpers sei der Frau nicht zuzumuten. Damals ahnte Inara nicht, welche Wahrheit in diesen Worten steckte. Die Familie sah den Verstorbenen erst am Tag des Begräbnisses wieder, vom Bestatter angekleidet und aufgebahrt im offenen Sarg, der tote Körper scheinbar unversehrt.

Etwa ein Jahr später erhielt Inara eine Vorladung der lettischen Sicherheitspolizei. Dort teilte ihr eine Beamtin mit, bei der Leiche ihres Mannes sei Gewebe entnommen worden, vor allem Knochen und Knorpel. Die Polizei ermittele in insgesamt 400 Fällen.

»Das war ein zweiter Schock für mich, der den ersten noch schlimmer gemacht hat«, sagt Inara. »Ich habe mich gefühlt, als sei ich selbst beraubt worden.« Sie wurde gefragt, ob sie in die Gewebeentnahme eingewilligt habe, aber sie wusste ja nicht einmal davon. Gunars hätte eine Spende abgelehnt, so viel kann sie mit Gewissheit sagen, sie hatte nach einem Fernsehfilm über Organspende mit ihm darüber diskutiert. Und noch etwas erfuhr sie von dem Beamten: Gunars' Knochen seien zur Aufarbeitung an eine Firma in Deutschland geliefert worden.

Seit jenem Gespräch bei der Polizei hat Inara keine Ruhe gefunden. »Der Gedanke, dass jemand in Deutschland mit den Knochen meines Mannes herumspaziert, ist für mich unerträglich.« Sie begann eine Psychotherapie und nahm sich eine Anwältin. Die Verantwortlichen sollen vor Gericht zur Rechenschaft gezogen werden. Und sie will verhindern, dass so etwas wie mit ihrem Mann noch einmal geschieht. »Ein Mensch ist kein Auto, dessen nützliche Teile man ausbauen und anderen Menschen einbauen kann.«

Was Inara Kovalevska empört, ist für das Unternehmen Tutogen Medical GmbH in Neunkirchen bei Erlangen Alltagsgeschäft. Neun Jahre lang, von 1994 bis 2003, lieferte das rechtsmedizinische Zentrum in Riga der Firma Tutogen und ihrer Vorgängerin Biodynamics International die menschlichen Rohstoffe, die sie für ihre Knochenprodukte braucht. Auch aus anderen europäischen Ländern bezieht das Unternehmen Gewebe Verstorbener, denn mit Spendermaterial aus Deutschland lässt sich sein Bedarf nicht decken.

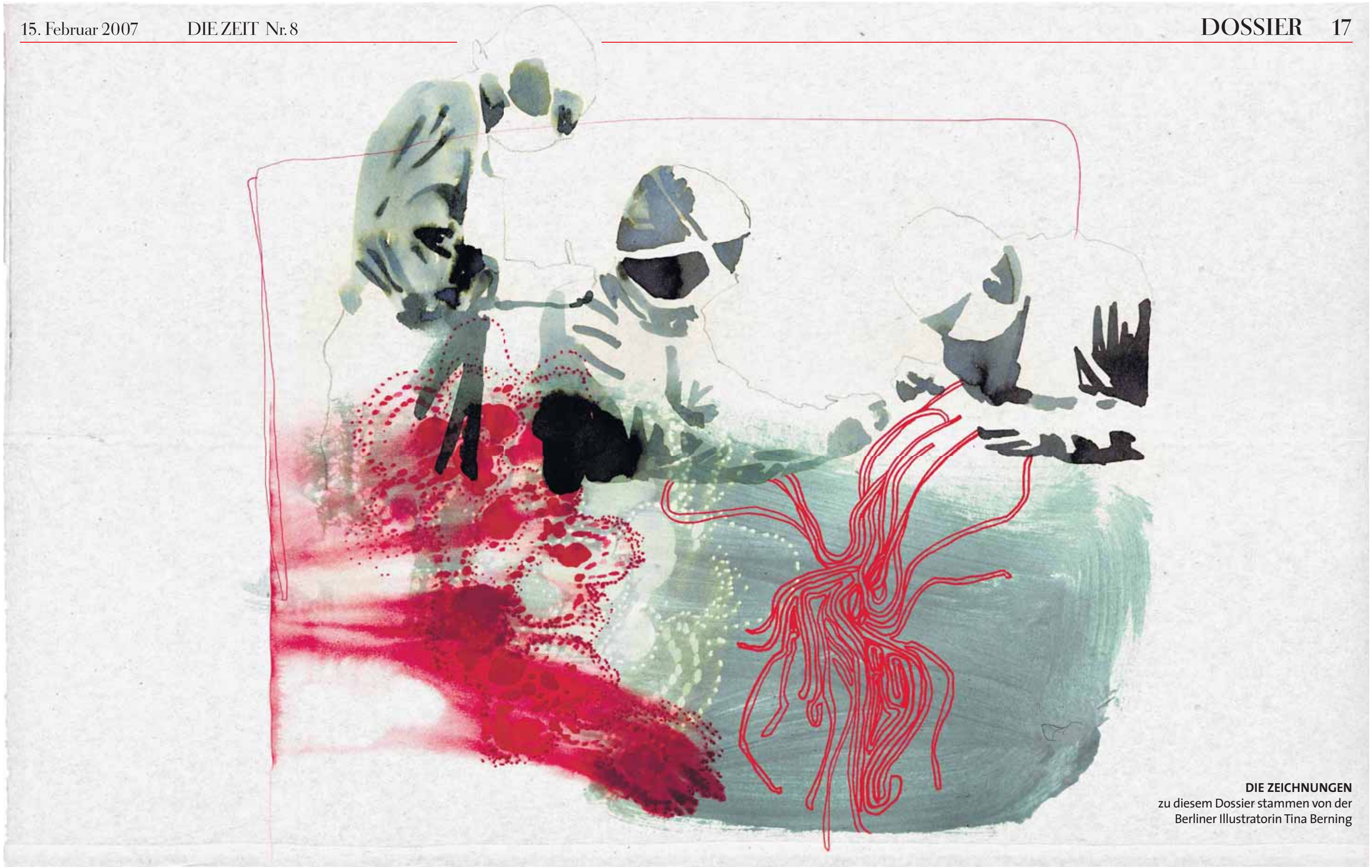
Tutogen bearbeitet nach einem zertifizierten Verfahren Knochen und Sehnen aus Leichen oder auch die kugelförmigen Köpfe von Oberschenkelknochen, die bei Operationen übrig bleiben. Die Geschäfte gehen gut: Die Firma vertreibt ihre Waren in etwa 40 Ländern, bei Implantaten für die Zahnmedizin verzeichnet sie Zuwachsraten von bis zu 30 Prozent. Tutogen-Produkte haben ihren Preis. Ein kleiner Block schwammartiger Knochen mit nur einem halben Kubikzentimeter Volumen kostet bei der europäischen Versandapotheke DocMorris 366,94 Euro.

Anders als bei Organen, deren Handel weltweit geächtet ist, lässt sich mit aufgearbeiteten Geweben auf legalem Weg viel Geld verdienen. Zerlegt in ihre verwertbaren Teile, kann die Leiche eines gesunden Menschen bis zu 100 000 Dollar einbringen, so die amerikanische Autorin Annie Cheney, die für ihr Buch *Body Brokers* drei Jahre in Leichenhallen und an medizinischen Hochschulen der USA recherchierte.

Nicht nur Knochen lassen sich für therapeutische Zwecke verwenden, als Großtransplantat, zersägt in Scheiben, zurechtgefräst zu Blöcken, Stiften und Nägeln oder als Granulat – die gesamte Leiche ist zu einem wertvollen Rohstoff geworden. Längst hat die Gewebespende die Organtransplantation an Bedeutung überholt. Nur rund 4500 Patienten erhalten in Deutschland jährlich ein neues Organ, doch mehrere Zehntausend profitieren von der Verpflanzung kleiner oder großer Einzelteile – neben Knochen auch Augenhornhäute, Gehörknöchelchen, Herzklappen, Gefäße, Sehnen oder Hautstücke. Und die Gewebespende boomt. 1990 verzeichneten die USA noch 350 000 Transplantationen, 2003 waren es bereits 1,3 Millionen.

Doch die Verwertung einer Leiche ist längst nicht selbstverständlich. Zu widersprüchlich sind die Interessen und Werte, die miteinander in Einklang zu bringen sind. Die Medizin reklamiert Rohstoffe für eine stetig wachsende Zahl therapeutischer Anwendungen. Kulturelle und religiöse

Fortsetzung *auf Seite 17*



DIE ZEICHNUNGEN
zu diesem Dossier stammen von der Berliner Illustratorin Tina Berning

Frische Leichenteile …

Fortsetzung *von Seite 15*

Traditionen verlangen hingegen den achtsamen Umgang mit der Leiche, und die meisten Bürger wollen bislang einfach nur in Frieden begraben werden. »Das Sterben und der Tod gehören einer anderen Ordnung an, jenseits von Verwertung und Nutzen«, sagt die Essener Soziologin Erika Feyerabend, die sich seit Jahrzehnten mit biomedizinischen Fragen beschäftigt.

Ein enormes Spannungsfeld tut sich da auf, teils wohlbekannt von der Organtransplantation. Doch mit der Gewebespende kommen neue Fragen hinzu: Wie vermittelt man Bürgern, dass Firmen mit unentgeltlich gespendetem Gewebe nach der Aufarbeitung Gewinne machen dürfen? Wie wirbt man für Körperrecycling, wo es nur teilweise um Lebensrettung geht, etwa wenn Herzklappen transplantiert werden, häufig jedoch um eine bessere Lebensqualität für Patienten oder sogar um kosmetische Fragen wie: Gebiss oder Implantat?

Bislang entwickelt sich die Gewebespende weitgehend im Verborgenen, unbeachtet von der Öffentlichkeit. Während die oft lebensrettende Organtransplantation mit aufwendigen Kampagnen beworben wird, weiß manch einer nicht mal, dass es die Gewebespende gibt. Beim Statistischen Bundesamt ist zwar minutiös aufgelistet, wie viele Jungmasthühner im Jahr 2005 produziert wurden, als Ganzes mit Innereien und Hals, als Ganzes ohne Innereien und Hals, zerteilt, tiefgefroren oder lebensfrisch. Doch niemand weiß, wie viel Herzklappen, Knochen oder Gefäße von Leichen in Deutschland jährlich gewonnen und transplantiert werden, wie viele darüber hinaus gebraucht werden und was aus dem Ausland nach Deutschland eingeführt wird. Schwerwiegende Zwischenfälle und andere unerwünschte Reaktionen werden nicht systematisch erfasst. Nicht einmal die Zahl der Gewebebanken ist bekannt – bei Knochenbanken schwanken die Schätzungen zwischen 150 und 400.

Das alles soll nun anders werden. Ein Gewebegesetz verspricht mehr Sicherheit und Transparenz. Doch der Entwurf der Bundesregierung, der eine europäische Richtlinie aus dem Jahr 2004 verspätet in nationales Recht umsetzt, ist fast so umstritten wie die Gesundheitsreform. Bloß wird der Streit mit Rücksicht auf die Nähe zur heiklen Organspende kaum in der Öffentlichkeit ausgetragen. Die Bundesärztekammer (BÄK) hat eine 70-seitige Stellungnahme erarbeitet. Der Bundesrat verfasste nicht weniger als 45 Einzelanmerkungen, die in eine Gesamtkritik münden – allerdings ist das Gesetz nicht zustimmungspflichtig. Auch die Deutsche Krankenhausgesellschaft und die Spitzenverbände der gesetzlichen Krankenkassen lehnen den Entwurf in seltener Einmütigkeit ab. Am 7. März haben die Organisationen letztmals Gelegenheit, mögliche Änderungen anzuregen – während einer Anhörung im Bundestag.

Die Hauptkritik gilt dem Vorhaben der Regierung, sämtliche Gewebe im Arzneimittelgesetz (AMG) zu regulieren – damit werden sie unter Umständen zu einem kommerziellen Gut. Zwar sind die meisten Gewebe mit Ausnahme der Augenhornhäute schon jetzt dem AMG zugeordnet, doch es gilt noch das im Transplantationsgesetz festgeschriebene Handelsverbot; zudem wirkten sich einige Bestimmungen des AMG bislang wegen großzügiger Übergangsfristen nicht aus. Die BÄK und andere Fachkreise verstanden diese Fristen als Signal, dass die Regierung im Gewebegesetz stärker differenzieren werde. So sollten nach Vorstellung der BÄK nur Gewebeprodukte, die mit großem Aufwand zubereitet werden, als Arzneimittel gehandelt werden – zum Beispiel die im Labor gezüchteten Erzeugnisse des *tissue engineering*. Andere Gewebe, die nur entnommen und konserviert werden müssen, wie Herzklappen, Augenhornhäute oder Gefäße, würden hingegen in einem eigenen Gesetz geregelt oder zusammen mit den Organen im Transplantationsgesetz. Das Handelsverbot würde für sie weiterhin gelten.

Die BÄK fürchtet aber auch die Kosten, die auf den Medizinbetrieb zukommen. Der Hämatologe Gerhard Ehninger, Mitglied im Vorstand des wissenschaftlichen Beirats der BÄK, verweist auf die Erfahrungen mit Blutstammzellen: »Um den Anforderungen des Arzneimittelrechts zu genügen, mussten die Kliniken allein für bauliche Maßnahmen wie Reinräume jeweils zwei Millionen Euro ausgeben.« Die strengen Auflagen machten allerdings die Stammzelltransplantation sicherer. Dass kleinere Zentren sie aus Kostengründen aufgeben mussten, war nicht zum Nachteil der Patienten. Vielen Gewebebanken an Kliniken dürfte es nun ähnlich gehen.

Ist das der Preis für mehr Sicherheit? Die BÄK sieht im Gegenteil sogar die Versorgung von Patienten mit Gewebe gefährdet, weil die regionalen Gewebebanken wegfielen. Pharmazeutische Unternehmen würden sich dann des Felds bemächtigen, prophezeit sie. Kliniken und Transplantationszentren gerieten in einen Interessenkonflikt: Sie blieben verpflichtet, die Organspende unentgeltlich zu organisieren, könnten aber Gewebe dem Meistbietenden verkaufen. Obwohl das Gesetz der Organspende Priorität gibt, wäre nicht auszuschließen, dass dann transplantierbare Herzen für untauglich erklärt würden, um viel Geld mit den Klappen zu verdienen. »Wenn das Gewebegesetz in seiner jetzigen Form in Kraft tritt«, sagt BÄK-Präsident Jörg-Dietrich Hoppe, »dann wird dem gewerblichen Handel mit Gewebe der Weg bereitet.«

Doch die Zukunft hat bereits begonnen. Gewebe ist weltweit zu einem begehrten Gut geworden, und Firmen gehen mitunter kriminelle Wege, um es sich zu beschaffen. Zehn Tage vor Weihnachten 2005 bekam Susan Cooke Kittredge, Tochter des berühmten amerikanischen Fernsehmoderators Alistair Cooke, in Vermont einen verstörenden Anruf. Am Apparat war ein Kriminalbeamter im Auftrag des Brooklyner Bezirksstaatsanwalts. Der Mann teilte ihr mit, verschiedene Bestattungsunternehmen der Gegend hätten Handel mit Leichen betrieben. Darunter war auch die Firma, die Susan beauftragt hatte, den Körper ihres verstorbenen Vaters zu verbrennen.

Der gebürtige Brite Alistair Cooke ist eine Fernsehlegende, über ein halbes Jahrhundert lang sendete die BBC seine »Briefe aus Amerika«, in denen er seinen früheren Landsleuten das amerikanische Leben erklärte. Susan glaubte an einen Irrtum. Ihr Vater war 2004 im Alter von 95 Jahren an Lungenkrebs gestorben, Tochtergeschwülste hatten bereits seine Knochen befallen. Doch der Kriminalbeamte versicherte ihr, Verarbeitungsfirmen in New Jersey und Florida hätten den Empfang der Knochen quittiert.

Bei einer Durchsuchung

der Räume eines Bestatters in Amerika fiel dem Ermittler die OP-Beleuchtung und der versenkbare Seziertisch auf. Gerätschaften jedenfalls, die an diesem Ort keiner so schnell vermuten würde

Der Fall Cooke ist Teil des wohl spektakulärsten amerikanischen Gewebeskandals. Er kam eher zufällig ans Licht, nicht durch sorgfältige Inspektion der Behörden. Ein Bestatter hatte bei der Polizei die unkorrekte Buchführung seines Vorgängers angezeigt. Bei der Inspektion vor Ort fiel dem Ermittler die OP-Beleuchtung und der versenkbare Sektionstisch in einem der Räume auf – Gerätschaften, die in einem Bestattungsinstitut eigentlich nichts zu suchen haben. Alarmiert nahm sich die Polizei die Akten vor und kam so auf die Spur der Firma Biomedical Tissue Services (BTS) in Fort Lee, New Jersey. BTS soll mehrere Jahre lang Knochengewebe bei Bestattern angekauft haben, für 1000 Dollar pro Leiche. Beim Weiterverkauf habe sie ein Vielfaches dafür verlangt – rund 7000 Dollar.

Wenn die Todesursache eine Spende unter legalen Bedingungen ausschloss, fälschte BTS laut der amerikanischen Gesundheitsbehörde *Food And Drug Administration (FDA)* kurzerhand die Papiere. Teilweise soll die Firma falsche Blutproben zusammen mit dem Leichengewebe verschickt haben. Im Fall von Alistair Cooke änderte sie angeblich die Schreibweise des Namens und schob die Todesstunde hinaus, um die Leiche frischer erscheinen zu lassen. Außerdem soll Cooke für zehn Jahre jünger erklärt worden sein und statt an Krebs an Herz-Kreislauf-Versagen gestorben sein. Die Angehörigen hatten der Knochenspende angeblich zugestimmt.

Als Firmenchef von BTS fungierte Michael Mastromarino, ein Zahnarzt und Kieferchirurg, der seine Lizenz wegen Drogenmissbrauchs verloren hatte. So verlegte er sich seit 2001 auf den Gewebehandel und entbeinte mit seinen Helfern mehr als tausend Leichen. BTS war nicht bei der American Association of Tissue Banks akkreditiert, doch das hatte die Firmen, die das Gewebe kauften, keinesfalls gestört. Sie stellten aus dem fragwürdigen Rohstoff nach Angaben der staatlichen Centers for Disease Control and Prevention rund 25 000 Transplantate her, die in den USA und Kanada vertrieben wurden, aber auch nach Australien und England gelangten. Mehrere Tausend sollen bereits an Patienten verpflanzt worden sein.

Die Gesundheitsbehörde FDA untersagte BTS im Februar 2006, weiterzuproduzieren und Gewebe auszuliefern. Vier Verantwortliche, darunter Firmenchef Mastromarino, wurden angeklagt. Die fünf Verarbeitungsfirmen informierten nach Absprache mit der Behörde ihre Abnehmer in Kliniken und riefen ihre Produkte zurück. Außerdem bieten sie Patienten kostenlose Tests auf HIV, Syphilis und Hepatitis an. Eines der Unternehmen ist Tutogen Medical Inc. aus Alachua in Florida, die Mutterfirma des deutschen Unternehmens Tutogen Medical GmbH.

Verschiedene Serien- beziehungsweise Chargennummern von zwei Produkten der amerikanischen Mutterfirma sind mit Hilfe der zweifelhaften BTS-Gewebe produziert worden: Tutogen Puros Allograft, aus Knochen gewonnenes Füllmaterial, das zum Beispiel in der Kieferchirurgie eingesetzt wird, sowie Tutogen Fascia Lata, ein elastisches Bindegewebe, das meist vom Oberschenkelmuskel stammt und etwa bei der Behandlung von Leistenbrüchen verwandt wird. Die Produkte wurden nach offiziellen Angaben in den USA und Kanada vertrieben.

Ist auszuschließen, dass Gewebe aus den USA über die Tochterfirma auch nach Deutschland gelangte? Laut Karl Koschatzky, Geschäftsführer der deutschen Tutogen Medical GmbH in Neunkirchen, gab es keine Importe. Die hätten schließlich von der zuständigen Landesbehörde genehmigt werden müssen, argumentiert er, was mit einer Inspektion der Entnahmestelle verbunden gewesen wäre. Was Koschatzky nicht erwähnt, auf Nachfrage aber bestätigt: Diese Vorschrift gilt für unverarbeitetes Gewebe erst seit September 2006. Somit hätte das deutsche Tutogen-Unternehmen Rohmaterial auch ohne Wissen und Genehmigung der Behörden einführen können.

Es ist nicht das erste Mal, dass die Mutterfirma Tutogen Medical Inc. Gewebeprodukte vom US-Markt zurückgerufen hat. 1999 war Karen Bissell aus Denver im Alter von 38 Jahren an der Creutzfeldt-Jakob-Krankheit gestorben. Sie hatte sechs Jahre zuvor bei einer Nackenoperation ein Stück Hirnhaut verpflanzt bekommen, das die Wunde verschließen sollte. Creutzfeldt-Jakob hat eine Inkubationszeit von mehreren Jahren, der Verdacht der Ermittler fiel auf das Transplantat.

Die Hirnhaut, in der Fachsprache Dura Mater, war von Biodynamics International vertrieben worden, so hieß Tutogen bis 1999. Das Gewebe stammte von einem deutschen Spender, der an verschiedenen Krankheiten litt, unter anderem auch an neurologischen Störungen. Der Geschäftsführer von Tutogen in Deutschland, Koschatzky, in anderen Funktionen seit über 20 Jahren bei der Firma und ihren Vorgängern tätig, versichert, die Infektion sei seinerzeit nicht sicher auf das Transplantat zurückzuführen gewesen. Dennoch rief die amerikanische Tutogen Medical Inc. ein Jahr nach dem Tod von Karen Bissell sämtliche Dura-Mater-Produkte zurück, die vor 1994 in den USA vertrieben worden waren.

Welche Folgen der aktuelle Gewebeskandal in den USA für Patienten haben wird, ist noch nicht abzusehen. Die FDA bezeichnet das Risiko von Infektionen als gering, weil die Knochenprodukte stark verarbeitet wurden. Hans-Joachim Mönig vom gemeinnützigen Deutschen Institut für Zell- und Gewebeersatz (DIZG) teilt diese Einschätzung nicht: »Mir stellen sich schon die Nackenhaare auf, wenn ich höre, dass die Gewebe unter völlig unkontrollierten Bedingungen entnommen wurden. Das kann eigentlich nur ein deutlich höheres Infektionsrisiko für die Empfänger bedeuten.«

Es wäre nicht das erste Mal, dass amerikanische Patienten durch Gewebetransplantate geschädigt wurden. Besonders tragisch war die Geschichte eines jungen Manns aus dem Bundesstaat Nevada. Brian Lykins hatte Ende 2001 bei einer Knieoperation ein Stück Knochen eines Verstorbenen transplantiert bekommen. Seine Beschwerden nach dem Eingriff wurden als harmlose Wundschmerzen gedeutet. Wenige Tage später war der 23-Jährige tot.

Lykins' Transplantat stammte von einem Spender der Firma CryoLife, einem kommerziellen Unternehmen mit einem Jahresumsatz von rund 80 Millionen Dollar im vergangenen Jahr. Die Leiche war 19 Stunden ohne Kühlung gewesen, sodass sich in ihr das Bakterium Clostridium sordelli vermehren konnte. Lykins' Angehörige beauftragten die renommierte amerikanische Anwaltskanzlei Keenan Law Firm aus Atlanta mit der Wahrung ihrer Interessen. Die Kanzlei hat sich mittlerweile zum Spezialisten auf dem Gebiet verseuchter Transplantate entwickelt. Keenan schloss seit Lykins' Tod nicht weniger als 30 weitere Fälle dieser Art ab, in die meisten war ebenfalls die Firma CryoLife verwickelt. Das Unternehmen verarbeitet nicht nur Knochen, sondern versteht sich auch auf die Konservierung von Herzklappen – womit sie viele Jahre auch deutsche Kliniken belieferte.

Die Keenan Law Firm teilte auf Anfrage mit, im Zuge ihrer Recherchen habe sie festgestellt, dass zweifelhafte amerikanische Gewebe auch exportiert worden seien. Details, etwa zu den beteiligten Firmen, will die Kanzlei nicht mitteilen, nur so viel: »Wir untersuchen fünf solcher Fälle in Europa, einige in Deutschland und einen in Österreich. Alle haben als gemeinsame Grundlage verseuchtes Gewebe.«

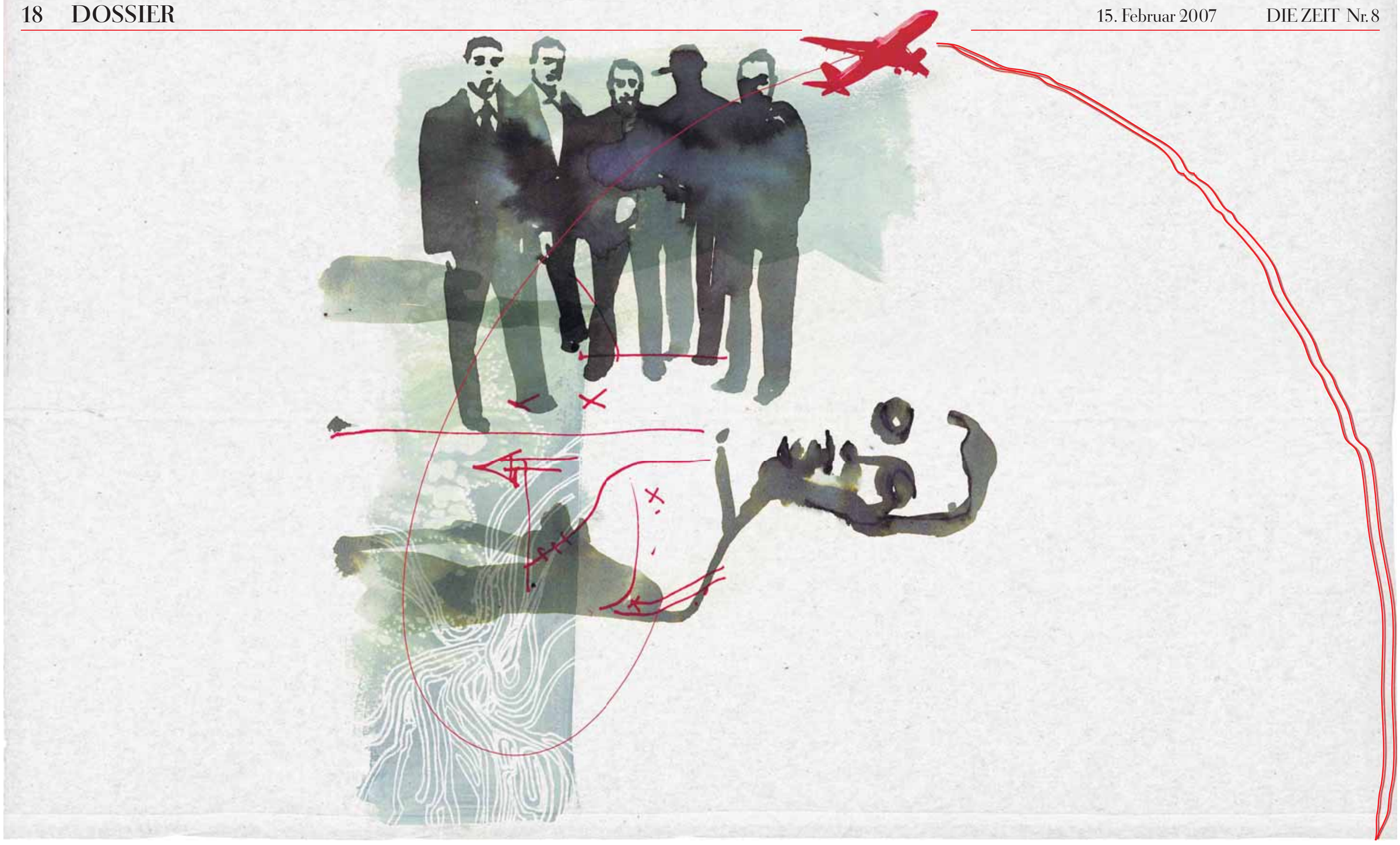
Von deutschen Behörden ist ebenfalls keine Aufklärung zu erwarten. Bis vor Kurzem brauchten Krankenhäuser keine Genehmigung, wenn sie Gewebe aus dem nichteuropäischen Ausland importierten. So deckten erst die Medien im vergangenen Sommer auf, dass drei süddeutsche Kliniken zweifelhafte Herzklappen aus Südafrika eingeführt hatten. Im September 2006 hat sich die Rechtslage geändert, seitdem müssen Krankenhäuser nach dem Arzneimittelrecht eine Einfuhrerlaubnis beantragen.

Fortsetzung *auf Seite 18*

SOLVITA OLSENA,
lettische Rechtsanwältin

VELTA VOLKSONE,
Leiterin der Rechtsmedizin in Riga

Foto: Andrejs Zemdega (li.); Rojs Maizitis (re.)



Frische Leichenteile …

Fortsetzung *von Seite 17*

Sind die strengen Auflagen des AMG vielleicht doch das richtige Instrument, um den Gewebemarkt stärker zu kontrollieren? Oder lassen sich Transparenz und Sicherheit genauso gut in einem anderen Rechtsrahmen erzielen, wie die Bundesärztekammer versichert? Immerhin ist Deutschland der einzige EU-Mitgliedsstaat, der die europäische Geweberichtlinie im Arzneimittelrecht umsetzt. Drohen amerikanische Verhältnisse, wenn die letzten Hürden für die Kommerzialisierung fallen? Bietet Gemeinnützigkeit besseren Schutz gegen Missstände?

Mit Befremden registriert mancher Kritiker den Eifer, mit dem sich die gemeinnützige Deutsche Stiftung Organtransplantation (DSO) seit Jahren der Gewebespende widmet. Bereits 1997 gründete sie die ebenfalls gemeinnützige Gesellschaft für Gewebetransplantation mit beschränkter Haftung (DSO-G). Bis heute ist die DSO alleinige Gesellschafterin der DSO-G, obwohl sie seit dem Jahr 2000 gesetzlich lediglich den Auftrag hat, Organspenden zu koordinieren. Der Verband der Angestellten-Krankenkassen (VdAK) sah sich veranlasst, zu prüfen, ob Mittel für die Organspende zweckentfremdet würden. »Die Zahlen waren in Ordnung«, sagt Daniela Riese vom VdAK, »aber diese Verflechtung bleibt problematisch.«

Das findet DSO-Vorstand Günter Kirste ganz und gar nicht. »Wir haben immer gesagt: Organspende und Gewebespende in einer Hand ist das Beste.« Für die DSO-G stimmt das auf jeden Fall. Das Unternehmen ist zwar im Prinzip nur eine Gewebeeinrichtung wie andere auch – aber recht privilegiert: Die DSO-Koordinatoren können das eigene Tochterunternehmen bedenken, wenn bei einer Organspende auch Gewebe entnommen wird – Regeln für die Verteilung von Gewebe existieren, anders als bei der Organspende, nicht. »Tatsächlich ist es zu Situationen gekommen, wo eine Bevorzugung der DSO-G erkennbar wurde«, sagt der Herzchirurg Roland Hetzer vom Deutschen Herzzentrum Berlin.

Früher hätten seine Entnahmeteams bei Einsätzen in anderen Krankenhäusern Herzklappen für die hauseigene Bank mitgenommen, wenn die entnommenen Herzen für die Transplantation nicht taugten. Seit es die DSO-G gibt, wandern laut Hetzer weniger Klappen in die am Deutschen Herzzentrum angesiedelte Klappenbank. Vor einigen Jahren gab es in Göttingen sogar fast Streit am OP-Tisch, erinnert sich Hetzer, »wo dann mein Entnahmechirurg gesagt hat, jetzt würde er das Herz mitnehmen, und wo der Koordinator der DSO gesagt hat, nein, das muss jetzt zur DSO-G gehen. Um keinen weiteren Streit zu produzieren, ging es dann an die DSO-G.«

Gewebe ist eben auch unter gemeinnützigen Einrichtungen ein begehrtes Gut. Die DSO-G arbeitet überdies mit einer kommerziellen Firma zusammen, was in gewisser Weise naheliegt: Sie hat ihren Sitz im Medical Park von Hannover, neben der Medizinischen Hochschule (MHH). Im selben Haus wie die DSO-G ist Cytonet eingemietet, eine Ausgründung von Roche-Diagnostik, bei der sich außerdem SAP-Gründer Dietmar Hopp engagiert. Cytonet entwickelt eine alternative Therapie zur Organtransplantation bei Leberversagen. Aus nicht für die Transplantation geeigneten Lebern wird eine Zellsuspension gewonnen, die erkrankte Patienten in die Pfortader gespritzt bekommen sollen.

DSO-G-Geschäftsführer Martin Börgel würde zwar lieber mit einem gemeinnützigen Partner zusammenarbeiten. Aber da nun mal Cytonet das Know-how habe, gebe man sich mit der zweitbesten Lösung zufrieden. So halten die Firmen gute Nachbarschaft: Die DSO-G lagert bei Cytonet Herzklappen ein, weil die Firma die dafür nötige Herstellungserlaubnis hat. Zudem liefert sie dem Partner die für ihr Produkt benötigten Lebern.

Der Gewebehunger von Cytonet scheint außerordentlich. Obwohl erst einzelne experimentelle Heilversuche gewagt wurden, einer mit durchaus beeindruckendem Erfolg, hat Cytonet von 2002 bis 2006 bereits 193 Organe bekommen. Teilweise sollen die Gewebe unter fragwürdigen Umständen geliefert worden sein. In einem internen Protokoll der DSO-Organisationzentrale Nord in Hannover, das der *ZEIT* vorliegt, heißt es: »Die Gewebsentnahme und Gewebsweitergabe für die DSO-G beziehungsweise Firma Cytonet« habe nicht nur »zahlenmäßig erheblich an Umfang zugenommen, sondern es haben sich auch eine ganze Reihe von ungünstigen Ereignissen und gravierenden Problemen ergeben«. Für Cytonet bestimmte Gewebe, die nicht aus der Region Nord stammten, seien nur selten mit sämtlichen Dokumenten angeliefert worden: »Häufig werden Organe ohne Vorankündigung und ohne Angabe des Absenders, mehrfach auch ohne jegliche Dokumente durch Boten angeliefert.«

Cytonet erklärt dazu: »Die Ihnen angeblich vorliegenden Informationen entbehren jeder Grundlage.« Das Unternehmen könne versichern, »dass für jede bei Cytonet angelieferte und verarbeitete Leber eine lückenlose Dokumentation vorliegt, einschließlich der Einwilligungserklärung zu einer Leberzellspende. Organe ohne Angabe des Absenders und ohne Dokumente werden bei Cytonet zu keinem Zeitpunkt zur Verarbeitung angenommen«.

In einer gemeinsamen Stellungnahme betonen der Vorstand der DSO und die Geschäftsführung der DSO-G, es sei durchaus üblich, noch fehlende Informationen in den Tagen nach Eingang einer Spende in einer Gewebebank zusammenzutragen. »Die erneute Durchsicht aller Akten aus 2003 hat bestätigt, dass alle erforderlichen Dokumente vorliegen«, heißt es darin weiter.

Auch der Medizinischen Hochschule Hannover (MHH) wirft das der *ZEIT* vorliegende Protokoll Unregelmäßigkeiten aus dem Jahr 2003 vor. Danach hätten es die Chirurgen an der Abteilung für Herz-, Thorax- und Gefäßchirurgie mit der Dokumentation ihrer Arbeit nicht so genau genommen: »In keinem der Fälle der Gewebsanlieferungen aus der MHH lag eine dokumentierte Einwilligung des Spenders bei der DSO vor.«

Alle drei Einrichtungen – DSO, DSO-G und MHH – erklären dazu wortgleich: »Da die DSO alle Organspenden in Deutschland betreut, hat der DSO in jedem Fall eine dokumentierte Einwilligung des Spenders vorgelegen, da es sonst nicht zu einer Organ- oder Gewebeentnahme kommt.«

Wenn im heiklen Bereich der Gewebespende womöglich leger gearbeitet wird, dürfte es mit der Akzeptanz schwierig werden. Viele Experten befürchten, dass auch die Organspende Schaden nimmt. »Wenn die Organe altruistisch gespendet und verwandt werden, während die Gewebe einer Kommerzialisierung zugeführt werden, besteht die Gefahr, dass die Menschen am Ende sagen, dann spende ich gar nicht mehr«, sagt BÄK-Referentin Wiebke Pühler. Der Bundesrat sieht Organ- und Gewebespende künftig sogar in unmittelbarer Konkurrenz: Es bestehe die Gefahr, »dass eine Gewebeentnahme einer ganzheitlichen Verwendung der Organe vorgezogen wird, um diese Organe dann dem kommerzialisierten Gewebesektor zuzuführen«. Interessenkonflikte könnten zum Beispiel »bei gleichzeitigem Betrieb … der Koordinierungsstelle und einer Gewebeeinrichtung auftreten«. Das zielt auf die DSO. Die hat unterdessen eingesehen, dass sich ihr Modell der Gewebespende nicht durchsetzen lässt. »Die DSO-G wird es in drei bis vier Monaten in der jetzigen Form nicht mehr geben«, teilte Vorstand Kirste der *ZEIT* mit. »Wir werden uns als DSO weiter um die Spende von Gewebe und Organen bemühen, das Banking und Processing sollen jedoch andere übernehmen.«

Die Präparatoren

geben sich Mühe, den Körper nach der Entnahme des Gewebes wiederherzurichten. »Wir dürfen den Trauerprozess der Angehörigen nicht stören, indem wir schlechte ästhetische Arbeit leisten«

Das Universitätsklinikum Hamburg-Eppendorf (UKE) denkt unterdessen schon weiter. Dietmar Horch, bis Dezember 2006 kaufmännischer Leiter des Instituts für Rechtsmedizin, plädiert dafür, Organ- und Gewebespende zumindest eine Zeit lang voneinander zu trennen: »Von den Organspendern sollten wir die Finger lassen, bis die Gewebespende in der Bevölkerung wirklich akzeptiert ist.« Im Moment sieht es da noch schlecht aus. Wenn Angehörige gefragt werden, ob sie mit der lebensrettenden Organspende einverstanden sind, stimmen gut 60 Prozent zu. Fragt man aber nach der Gewebespende, bei der es meist nicht um Lebensrettung geht, sondern nur darum, Patienten Erleichterung zu verschaffen, sind laut UKE nur 13 Prozent einverstanden. »Sie können sich vorstellen, was passieren würde, wenn man die Aufklärung über die Organ- und Gewebespende zusammenführen würde.« Das UKE will ausschließlich Leichen nutzen, die schon länger tot sind und für die Organspende nicht mehr infrage kommen. »So wie die DSO deutschlandweit agiert, will das UKE gern mit den rechtsmedizinischen Instituten ein eigenes System in Deutschland etablieren«, sagt Horch. Mehr als 20 Institute sollen im Projekt Gewebespende nach Hamburger Vorbild mittun.

Sogar am zweiten Weihnachtstag morgens um elf Uhr ist ein zweiköpfiges Entnahmeteam des UKE im Einsatz. Auf dem Sektionstisch im Keller liegt die Leiche einer 90-jährigen Frau. Sie ist nackt, nur Kopf, Bauch und Scheide sind mit Tüchern abgedeckt, um das Operationsfeld möglichst keimfrei zu halten. Die Haut der Spenderin ist für ihr Alter erstaunlich glatt und sieht gelblich aus – sie wurde mit Desinfektionsmitteln eingerieben.

Mit einem langen Schnitt trennt Rechtsmediziner Christian Braun die Haut am linken Bein auf, vom Beckenkamm bis zum Innenknöchel. Dann beginnt er Schicht für Schicht den ersten Knochen freizulegen. Die Entnahme wird sich heute auf das Minimalprogramm beschränken: Oberschenkelknochen, Schienbeine, Fersenbeine, Oberarmknochen und ein Stück Beckenkamm rechts und links. »Wenn diese Dame jünger wäre, dann müsste ich hier an der Außenseite vom Oberschenkel sehr aufpassen, weil wir dann auch die sogenannte Fascia Lata entnehmen würden«, sagt Braun, während er sich mit dem Skalpell langsam vorarbeitet. Doch der Verwertung einer 90-Jährigen sind Grenzen gesetzt. Das schwammartige Innere von Knochen kann nach Prüfung verwertet werden, Sehnen oder Häute nicht.

Die Spenderin wurde am Vortag von ihrem Sohn tot in der Wohnung gefunden. Da der Hausarzt über die Feiertage nicht zu erreichen war, um einen natürlichen Tod zu bescheinigen, wurde die Frau in die Rechtsmedizin gebracht. Die äußeren Bedingungen für eine Gewebespende waren günstig: eine schnell gekühlte Leiche, an Vorerkrankungen nur Alzheimer und ein Lungenleiden bekannt. In solchen Fällen telefoniert Braun mit den nächsten Angehörigen, um zu fragen, ob sie einer Gewebeentnahme zustimmen.

Es gab Zeiten, da deutsche Pathologen diesen Anruf als überflüssig ansahen. Bis in die neunziger Jahre entbeinten sie Leichen vielfach auch ohne Genehmigung und Wissen der Angehörigen und verkauften die Gewebe an Firmen. Diese Praxis bescherte auch Deutschland seinen Gewebeskandal. *Geplündert ins Grab* titelte der *Spiegel* Ende 1993. Die Gewebe waren nicht nur unter fragwürdigen Voraussetzungen entnommen, sondern teils auch unzureichend bearbeitet worden. Mehr als hundert Patienten weltweit, die Lyodura-Hirnhäute der hessischen Firma Braun-Melsungen transplantiert bekommen hatten, infizierten sich mit der Creutzfeldt-Jakob-Krankheit. Die Firma stellte die Lyodura-Produktion 1996 ein.

Im Falle der 90-jährigen Spenderin ist alles ordnungsgemäß verlaufen, die Zustimmung ihres Sohns liegt vor, die Staatsanwaltschaft hat die Leiche freigegeben. Drei Stunden nach Beginn der Entnahme liegen die herausgelösten Knochen auf dem Sektionstisch. Braun packt sie einzeln in Plastiktüten und Baumwollstrümpfe, klebt jeweils Schildchen mit Spenderkennung und Knochenbezeichnung auf die Hüllen und bringt sie in einen Gefrierschrank. Bei minus 80 Grad werden die Gebeine hier gelagert, bis eine größere Sendung an den Empfänger abgeht, die DIZG in Berlin.

Präparator Jürgen Brillinger macht sich unterdessen daran, den entbeinten Körper wieder herzurichten. »Wir haben die Verantwortung, den Trauerprozess der Angehörigen nicht dadurch zu stören, dass wir schlechte ästhetische Arbeit leisten«, sagt Dietmar Horch. Brillinger steckt anstelle der Knochen vorher zugeschnittene Stücke von Besenstielen in die Gelenke – Holz brennt im Krematorium rückstandsfrei – und formt mit Zellstoff die Konturen der Gliedmaßen nach. Dann näht er in groben Stichen die langen Schnitte zu und säubert die Leiche mit Schwamm und Brause. Wenn der Bestatter sie angezogen hat, sieht man nichts mehr.

Korrekte Organisation ist das eine. Doch die Gewebespende wirft grundlegendere Fragen auf. Für viele ist nicht selbstverständlich, den Menschen als Ersatzteillager zu sehen. Der tote Körper ist juristisch keine Sache, über die man beliebig verfügen kann. Sogenannte postmortale Persönlichkeitsrechte gelten weiter. »Der Schatten ist größer als der Körper«, sagt der Philosoph Matthias Kettner von der Universität Witten-Herdecke. So kann eine Person ihren Willen über den Tod hinaus im Testament geltend machen. Auch muss dem Leichnam Respekt bezeugt werden, die Totenruhe zu stören ist strafbar.

Daher ist ein Eingriff wie die Gewebespende für die Juristin Brigitte Tag nur dann mit dem Wertesystem des Grundgesetzes vereinbar, wenn der Verstorbene – oder stellvertretend seine Angehörigen – ihm zugestimmt haben. »Wer sich der Gewebespende verweigert, hat ein gutes Recht dazu«, sagt Tag, die im Arbeitskreis Autopsie der Bundesärztekammer mitarbeitet. Mancher Pathologe sieht das anders und schimpft über den neumodischen Trend zur Verbrennung. Vielleicht ist es nur eine Frage der Zeit, bis die bloße Bestattung der Leiche als Verschwendung gilt. Das vorsichtige Abwägen von Rechtsgütern ist jedenfalls nicht sehr populär, wie ausgerechnet die EU in ihrer Direktive erkennen lässt: Sie fordert Sensibilisierungs- und Informationskampagnen unter dem Motto: »Wir sind alle potenzielle Spender.«

Tutogen-Geschäftsführer Koschatzky, von Haus aus Chemiker, hat das schon immer so gesehen. Seine Firma habe früher Gewebe aus den Ostblockstaaten eingeführt, weil dort »eine materialistische Einstellung« vorherrschte. Auch nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion lässt sich Gewebe im östlichen Ausland leichter bekommen als hierzulande. Viele Staaten, und so auch Lettland, haben eine Art Widerspruchslösung eingeführt – wenn eine Person nicht kundtut, dass sie die Gewebeentnahme ablehnt, wird dies als Zustimmung gewertet. Das Problem ist nur: Die lettische Bevölkerung kennt ihre Rechte nicht. »Die meisten Menschen auf dem Land wissen ja nicht mal, dass es die Gewebespende gibt«, sagt die Anwältin Solvita Olsena, die zwei betroffene Familien vertritt. Koschatzky mag sich zu solchen Fragen nicht äußern. »Ich bin kein Ethikspezialist. Punkt, aus.«

Auch Velta Volksone, Direktorin des rechtsmedizinischen Zentrums in Riga, wird wortkarg, wenn man sie auf die Verstörung der Familien anspricht, deren Angehörige an ihrem Institut entbeint wurden. »Ich kenne diese Beispiele leider nicht und kann nicht über Dinge diskutieren, die ich nicht kenne.«

Inara Kovalevska, die Lehrerin aus Riga, hat ihrer älteren Tochter bis heute nicht erzählt, was mit dem Vater geschah, nachdem er sich erhängt hatte. Die Tochter arbeitet im Ausland als Opernsängerin; Inara hat Angst, dass sie ihre Stimme verliert, wenn sie von den Vorfällen erfährt. Für sich selbst hat sie Vorsorge getroffen und beim Amt für Staatsangehörigkeit und Migration ihre Haltung zur Gewebeentnahme dokumentiert. Nur etwa 300 von 2,3 Millionen lettischen Bürgern haben wie sie von dieser Möglichkeit Gebrauch gemacht. Etwa 50 stimmen der Gewebeentnahme zu.

Nr. 8 | DIE ZEIT | S. 18 | SCHWARZ | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 20
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

LESERBRIEFE

TOM-NOAH 4. Klasse, geht in St. Angbert/Saarland zur Schule

Finger weg von Rankings

Welche Schule für mein Kind? »Plädoyer für Schulrankings« und weitere Beiträge zum Thema, **ZEIT NR. 6**

Foto: Jörg Gläscher für DIE ZEIT

ALMA besucht eine 2. Klasse in Dresden

Sie haben ein entscheidendes Kriterium bei der Schulwahl vergessen, nämlich die Frage, ob und wieweit eine Schule gewährleistet, dass die eigenen Kinder mit den Kindern jener Schicht unter sich bleiben, zu der man sich selber zählt. Die Antwort darauf wird im Zweifel entscheidender sein als pädagogische Erwägungen.
In einem Vortrag wies ein Bildungsforscher die Vertreter von Gesamtschulen kürzlich darauf hin, dass ihre Hoffnung, durch ein pädagogisch überzeugendes Profil auch Kinder des Bildungsbürgertums gewinnen zu können, sich als Illusion erweisen werde. Eine Mehrheit der Bildungsbürger werde die eigenen Kinder auch dann aufs Traditionsgymnasium schicken, wenn dort schlechterer Unterricht stattfände. Will heißen: Die Schulwahl ist offenbar nicht primär eine pädagogische, sondern eine Frage gewollter sozialer Segregation. Gewiss ist dies schwer zu verändern, aber Gegensteuern ist schon möglich. Zumindest kann es vermieden werden, den genannten Trend noch durch Maßnahmen wie die Veröffentlichung von Schulrankings zu verschärfen.

DIETER WEILAND, NIEMETAL-ELLERSHAUSEN

Vor der Idee, Schulrankings einzuführen, kann ich nur warnen. Seit fast sechs Jahren lebe ich in England und erlebe seither jedes Jahr im November die Aufregung anlässlich der Veröffentlichung der Zahlen für die englischen Schulen.
Eines stimmt: Eine gute Schule bemüht sich um Öffnung und Öffentlichkeit. Die offenen Türen in den englischen Schulen haben mich als deutsche Lehrerin zunächst positiv überrascht und auch beeindruckt. Öffentlich zugängliche Berichte über die letzte Schulinspektion fand ich äußerst hilfreich bei der Schulauswahl für meine Kinder.
Alljährliche Rankinglisten jedoch sagen über die Qualität einer Schule vergleichsweise wenig aus, kosten aber enorm viel Geld, Zeit und Energie und basieren im Wesentlichen nur auf dem Abschneiden der englischen Schüler in landesweiten Examen.
Die Qualität einer Schule an deren Abschneiden in Rankinglisten zu beurteilen sei, als ob man die Qualität des Essens an der Anzahl seiner Kalorien messen wollte, schrieb kürzlich die *Sunday Times.*
Schlimmer noch: Nach den sogenannten *mock exams* (Probeprüfungen) im Winter wird der Unterricht für die Examensklassen für einige Monate quasi »stillgelegt«; er reduziert sich auf die Wiederholung alten Stoffs, Bearbeiten vergangener Testpapiere und Vermittlung von Examenstipps. Geradezu eine Katastrophe für neugierige und wissbegierige Schüler.
Der Druck, in den öffentlichen *»performance tables«* gut abzuschneiden, scheint an vielen Schulen dazu zu führen, pädagogische Grundsätze fahren zu lassen und nur noch auf Examensergebnisse zu schielen. Da werden zuweilen sogar Schüler bei der Auswahl ihrer Prüfungsfächer auf die »einfacheren Fächern« gelenkt, um am Ende bessere Resultate vorweisen zu können.
Mir scheint es viel angebrachter, in Deutschland die Ergebnisse der sogenannten Schul-TÜVs zu veröffentlichen. So kann Qualität und Leistung einer Schule viel differenzierter als in Rankinglisten beurteilt werden. In England sind solche Inspektionen Teil des sogenannten *monitoring,* was den Gedanken der Beratung, nicht der Prüfung in den Vordergrund stellt. So stehen nach jeder Inspektion hinreichend Mittel zur Verfügung, qualifizierte Fort- und Weiterbildungsangebote für einzelne Lehrer oder ganze Kollegien anzubieten. Vielleicht mangelt es daran in Deutschland?

KLARA MEYER-NOTBOHM
ULLESTHORPE, ENGLAND

Und was ist mit der Suche nach einem Schulplatz für Kinder mit Förderbedarf? Was meinen Sie, welch bürokratische Widrigkeiten Eltern da erst entgegenschlagen! Es steht ihnen niemand zur Seite, denn oft genug wissen diejenigen, die über das weitere Schulschicksal der Kinder entscheiden, selbst nicht Bescheid. Das große Thema »Integration« und wie es in den einzelnen Bundesländern umgesetzt wird …, das würde ich mir von Ihnen wünschen.

ANJA ROSENGART, MÜNCHEN

Alttestamentarische Unkenrufe

Ulrich Greiner: »Am Tor des Unheils«, **ZEIT NR. 6**

Das Bösesein gehört zum Menschen, und leider in schaurig vielfacher Weise. Es ist aber je Ausdruck einer Not, und dieser kann begegnet werden. Herrn Greiners Interpretation des Bibelmythos ist überholt, und der Schluss, das Böse, die Gewalt sei dem Menschen eingepflanzt und ein ewig währendes Joch, ist erfreulicherweise widerlegt.
Kains Leiden unter Gottes Missachtung heißt Scham (»überläuft es ihn heiß und er senkt seinen Blick«): Ein selbstvernichtendes Gefühl. Er versucht dies in etwas umzuwenden, das vermeintlich weniger zu schmerzen scheint: Wut und Mord. Aggression hat im Gegensatz zu Scham identitätsstiftendes Potenzial, sie macht den Menschen zumindest handlungsfähig – zur Wiederherstellung von Stolz und Anerkennung. Der »Dämon Aggression« ist eine Reaktion auf Missachtung und Beschämung, will heißen auf Verweigerung der Beziehung.
Hierin liegt der springende Punkt, denn der Mensch ist, das belegt die moderne Neurobiologie, ein »aus neurobiologischer Sicht auf soziale Resonanz und Kooperation angelegtes Wesen … Aggression ist weder eine Bestimmung des Menschen noch sein Schicksal. Die Bestimmung des Menschen ist es, ihn tragende Beziehungen zu finden und diese zu bewahren und zu schützen« (Joachim Bauer *Das Prinzip Menschlichkeit,* 2006).
Der neurobiologische Zweck von Aggression ist es somit, Schmerz und Isolation abzuwenden. Camus' berühmter Mörder mordet in diesem Sinne nicht teuflisch grundlos, wie Greiner interpretiert, sondern weil er ein Beziehungsarmer, ein Fremder ist.
Es geht also darum, die Gewalt in unserer Gesellschaft – und gerade die der Jugendlichen – mit einer Kultur der Kooperation und des Beziehungsangebots zu begegnen und nicht mit alttestamentarischen Unkenrufen.

STEPHAN DIETIKER, ZÜRICH

Wir Heuchler

Jens Jessen: »Kein letztes Gefecht«, **ZEIT NR. 6**

Der Argumentation von Jens Jessen vermag ich nicht zu folgen. Wenn Mohnhaupt und Klar Mörder wie andere auch wären, warum hat man dann bei ihrer Verurteilung so viel Aufhebens gemacht und macht es jetzt wieder? Welcher »normale« Mörder« hat schon Besuch von einem Innenminister erhalten und findet Unterstützung eines ehemaligen für seinen Antrag auf Bewährung beziehungsweise Begnadigung? Der Staat braucht sich nicht eine Debatte oder gar Rechtfertigungstheorie aufzwingen zu lassen. Solche Scheinargumente sollte man schlicht ignorieren.
Der Staat braucht auch keine Zeichen der Buße oder Entschuldigung, aber genau wie jeder »Lebenslängliche« Anspruch auf Resozialisierung hat, sollte jedes Opfer oder seine Angehörigen einen Anspruch auf ein Zeichen des Bedauerns der Täter haben, auch wenn es nicht im Gesetz steht. Wie sollte ein Gewaltverbrecher resozialisiert werden, der nicht einmal zu solch einer Geste fähig ist?

ROLF R. RADKE, MÜNSTER

Ich bin wie Herr Jessen der Ansicht, die ehemaligen Terroristen der RAF sollten wie normale Kriminelle behandelt werden. Es widerspricht aber meinem Gerechtigkeitsgefühl, dass ein mehrfacher Mörder – zu mehrfach lebenslänglich verurteilt – nach der gleichen Zeit im Gefängnis auf Bewährung entlassen wird wie jemand, der für einen Mord verurteilt wurde. Für 5, 10, 20 … Morde die gleiche Strafe wie für einen? Mengenrabatt für Morde also? Wenn ein Täter – gleichgültig, was er getan hat, wieder in Freiheit gesetzt werden muss, warum dann eine Grenze von 25 Jahren? Warum nicht – vom Einzelfall abhängig – 40 oder 50 Jahre, nach Schwere der Schuld?
Nach dieser jetzigen Rechtsprechung wäre auch ein Pol Pot oder Hitler nach 25 Jahren wieder freizulassen.

DIETER TELP, HOLZMINDEN

Es ist verdienstvoll, dass Jens Jessen aller Legendenbildung entgegenwirkt, die sich mit der RAF verbinden könnte. Mord, aus welchen »hehren« Motiven auch immer, ist ein Verbrechen, das zu keiner Heldentat hochstilisiert werden sollte. Aber in Anbetracht eines partiellen Gedächtnisschwundes und einer damit verbundenen Heuchelei in unserer Gesellschaft darf vielleicht darauf hingewiesen werden, dass die RAF nicht vom »Himmel fiel«, sondern dass es für ihr Erscheinen Gründe gab.
Zunächst: Hat Rüstungsminister Speer je echte Reue gezeigt? Zeigte jener Ministerpräsident, der für einen Justizmord verantwortlich war, je Reue? Unvergessen ist Filbingers Wort: »Was damals Recht war, kann heute nicht Unrecht sein.« Die Fälle Globke, Oberländer und andere sind bekannt. Diese Herren zeigten keine Reue. Hat der ehemalige SS-General Reinefahrt, der Bürgermeister werden konnte in unserer Republik und der für Massaker im Warschauer Ghetto mitverantwortlich war, je Reue gezeigt? Vor Anklageerhebung verschwanden seine Akten auf mysteriöse Weise.
Die Gesellschaft der Adenauer-Ära und ihrer Nachfolger war geprägt von der Doppelmoral des »Kalten Krieges«, die Demokratie nach Osten verkündete, deren Repräsentanten aber zu großen Teilen verstrickt waren in die Verbrechen des »Dritten Reichs«. Niemand aus der Richterschaft, fast niemand aus der Ärzteschaft, aus der Wirtschaft, dem Militär oder dem Bildungsbereich wurde zur Verantwortung gezogen. Diese Verlogenheit war es, die die Studentenrevolte provozierte, aus der leider die RAF hervorging, nicht zuletzt durch die Erfahrung des Vietnamkrieges.
Die RAF ist nicht zu verstehen, wenn das geistig-politische Klima unberücksichtigt bleibt, vor dessen Hintergrund sie entstand. »Und wir wissen doch: Auch der Hass auf die Ungerechtigkeit verzerrt die Züge« (Brecht).
Ich kannte einen der Terroristen, ich habe mit ihm zusammen Abitur gemacht. Er erschien mir schon damals wie ein Kohlhaas, also wie jene Figur von Kleist, die aus übersteigertem Rechtsgefühl zum Verbrecher wird. Genug. Noch einmal: Es gibt kein Motiv, das einen Mord rechtfertigen könnte. Aber unsere Gesellschaft sollte sich ihrer Geschichte stellen, und sie wird entdecken, dass es keinen Anlass für Selbstgerechtigkeit gibt. Also: Lasst Gnade walten.

THOMAS HODINA, LÖRRACH

Endlich mal alles verstanden

Helmut Schmidt: »Beaufsichtigt die neuen Großspekulanten«, **ZEIT NR. 6**

Ich könnte mir vorstellen, dass die *ZEIT* eine Vorreiterrolle übernimmt, um diesen Artikel in den Köpfen von Entscheidungsträgern zu verankern, indem sie immer wieder Bezug darauf nimmt und ihn dauerhaft ins Internet stellt. Sie könnten einen vom Inhalt überzeugten Redakteur mit der einzigen Aufgabe betrauen, alle künftigen Finanzskandale, feindlichen Übernahmen oder neu konstruierten Finanzanlage-Strategien mit diesem Artikel in Bezug zu setzen: »Hier ist wieder so ein Einzelfall, wie Helmut Schmidt ihn beschrieben hat«, oder: »Hier ist ein Fall, wie er ihn vorausgesehen hat.«
Wenn ein solcher Redakteur zu teuer ist: Ich würde 1 Prozent der zusätzlichen Kosten dauerhaft bezahlen, vielleicht finden sich 99 andere. Tun wir was!

RONALD RINNE, SULZBACH

Danke für den großartigen Artikel. Das Schöne daran ist, wie es der Altkanzler schafft, auch jemandem wie mir, die ich zwar sehr an allen politischen Ereignissen interessiert bin, aber bei finanzpolitisch-wirtschaftlichen Vorgängen oftmals nicht die Zusammenhänge erkennen kann, diese globalen Vorgänge anschaulich darzustellen.

KARIN RÖCHER-EHRHARDT, SIEGEN

Die Blödesten

Axel Bojanowski: »Der Klimabasar«, **ZEIT NR. 6**

Ich liebe Geschichte. Alles ist spannend, was bisher auf diesem Planeten passiert ist (oder passiert sein soll). Die Antike: blutrünstig; das Mittelalter: dunkel, die Nazis: verblendet. Da komme ich mir ja *so* aufgeklärt und modern vor und denke: »Wie blöd waren die denn?!«
An Kolosseum und Eiffelturm gingen kürzlich für zwei Minuten die Lichter aus, um uns den Klimawandel bewusst zu machen. Etwas dagegen *tun* heißt aber, die Lichter abgeschaltet zu lassen. Und so habe ich die Stimmen kommender Generationen im Ohr, die im Angesicht der Geschichte, die wir gerade schreiben, seufzend in der Wüste neben dem Kolosseum stehen und sagen werden: »Die waren die Blödesten von allen!«

NIVERKA KHALSA, MALSCHENBERG

Wohlhabende sind in der Pflicht

Rüdiger Jungbluth: »Wovon wir leben werden«, **ZEIT NR. 6**

Es ist gewiss keine Panik angebracht, wenn es um die Finanzierung der künftigen Renten geht. Aber auch nicht schönreden. Jungbluth schreibt, dass es nicht dramatisch sei, wenn die Anzahl der Erwerbstätigen pro Rentner von 3,6 heute auf 2,6 im Jahr 2030 sinkt. Das bedeutet einen Anstieg des Beitrags von heute 19,9 auf 27,5 Prozent. Nicht dramatisch?
Bei der Suche nach Lösungen des Finanzierungsproblems muss versucht werden, alle Faktoren zu verbessern, die das genannte Verhältnis beeinflussen. Weniger Arbeitslose, mehr Kinder und kürzere Ausbildungszeiten führen zu mehr Beitragszahlern. Größere Hürden bei Frühverrentung und späterer Beginn der Altersrente verkürzen die Dauer des Rentenbezugs.
Schließlich muss der Staat die »versicherungsfremden« Leistungen auf die Schultern aller Steuerzahler verteilen.

HEINZ WOLFERMANN, DARMSTADT

Der letzte Satz des Artikels lautete: »Ein Menschenrecht auf Wohlstand gibt es nicht.« Das sehe ich auch so! Nur zu gerne würde ich ergänzen: »… aber eine Pflicht der Wohlhabenden, auf gerechte Verteilung zu achten!« Ansonsten empfand ich den Artikel als wohltuend sachbezogen und perspektivisch vielseitig. Nun gehe ich leichter in meine zweite Lebenshälfte und bleibe optimistisch, wie ich es ohnehin bevorzugt bin.

EDELGARD GARDT, RÖDERMARK

Beilagenhinweis

Unsere heutige Ausgabe enthält in Teilauflagen Prospekte folgender Unternehmen: Archiv-Verlag, A-1080 Wien; ARTE Magazin Hamburg, 20097 Hamburg; Möbel-Krieger, 12529 Schönefeld; Spektrum der Wissenschaft Verlagsges. mbH, 69126 Heidelberg; Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 64281 Darmstadt

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.20 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 21
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

WIRTSCHAFT

Kampf um Airbus

In Deutschland stehen Tausende Jobs auf dem Spiel – und die Zukunft des gesamten Flugzeugbaus ist gefährdet
Von Claas Pieper **Seite 26**

Auf Bewährung

Der Chef von DaimlerChrysler muss seine Fehler ausbügeln

Dieter Zetsche, der Chef von DaimlerChrysler, hat ein Problem. Chrysler schreibt hohe Verluste. Genau jener Teil des Konzerns also, dessen Sanierung einst als sein Meisterstück gefeiert wurde – und ihm zum Aufstieg an die Konzernspitze verhalf. Als Chef des amerikanischen Konzernteils kürzte er Zehntausende Stellen, schloss Fabriken und brachte neue, kraftstrotzende Modelle auf den Markt. Chrysler habe als Erster die nötigen Schnitte gesetzt, lobte er sich damals selbst – und werde dafür aber auch als Erster der großen US-Autobauer genesen sein. Tatsächlich kam der Erfolg zurück, auch dank implantierter Mercedes-Technik, aber eben nicht nachhaltig. Einseitig setzten Zetsche und Co. bei den Modellen auf große Spritschlucker. Weil Benzin auch in den USA teuer wurde, lief die Chrysler-Kundschaft zuletzt in Scharen zu Toyota, Honda und Co. über, die auch sparsame, kleinere Gefährte im Angebot haben.

Zetsche hat jetzt seine Nachfolger in den USA zu einer weiteren Schrumpfkur verdonnert. Wieder sind Tausende Jobs perdu – und sein Image ist angekratzt. Zetsche will in Kooperation mit einem chinesischen Autobauer die fehlenden Kleinautos für den US-Markt liefern. Eine Strategie mit einem Schuss Verzweiflung, denn es ist zweifelhaft, ob die Chinesen so bald westliches Qualitätsniveau schaffen. Jetzt könnte der Konzern die Erfahrung seiner Expartner Mitsubishi und Hyundai dringend brauchen. Aber die wurden – auch von Zetsche selbst – gründlich vergrätzt.

Schon fordern Analysten Zetsche auf, sich von Chrysler zu trennen. Aber das brächte noch mehr Ärger und kostete weitere Milliarden. Nein, Chrysler bestimmt Zetsches Schicksal. Nun muss er leisten, was sein Vorgänger Jürgen Schrempp offenkundig nicht vermochte: den Konzern in allen Teilen und nachhaltig auf die Erfolgsspur führen. **DIETMAR H. LAMPARTER**

In dieser Ausgabe

Die deutsche Mittelschicht ist in Bedrängnis. Immer härter muss sie um ihren Wohlstand kämpfen. Auf die Verlierer wartet der Niedriglohnsektor. Neue Versprechen der Politik können das Unbehagen nicht beseitigen.

In **Frankreich (S. 23)** protestieren Jung und Alt gegen den Abstieg. In den **USA (S. 24)** erodiert die Mitte längst.
In **Großbritannien (S. 22)** verfallen die Sitten. In **China und Indien (S. 22/23)** wächst eine gigantische »Konsumentenklasse« heran

Foto [M]: Hardy Müller für DIE ZEIT

FAMILIE ERNST IN HEIDELBERG rutschte ab nach Krankheit und Jobverlust

Die Angst der Mittelschicht

Risiken im Job, mehr Konkurrenzdruck und neue Ungleichheit: Im Zentrum der Gesellschaft grassiert die Furcht vor dem Abstieg **VON THOMAS FISCHERMANN**

Mit müden, rot unterlaufenen Augen sitzt Robert Ernst an seinem Stammtisch in der Bar Maria, einer Kneipe in Heidelberg, die für preiswertes Bier bekannt ist und dafür, dass man es gleich aus der Flasche trinkt. Robert Ernst, 55, ist von der Arbeit hergekommen. Er trägt das orangefarbene Dienst-T-Shirt mit dem Aufdruck der Supermarktkette, in deren Filiale er morgens ab halb sechs für 5,77 Euro die Stunde putzt und abends von fünf bis acht Uhr Kisten stapelt. In der Zwischenzeit fährt Ernst den Lkw einer Wäscherei.

Robert Ernst (Name geändert) hat Arbeit, aber er ist ziemlich weit unten. Noch vor wenigen Jahren haben er und seine Frau zur Mittelschicht gehört – vorbei. Auf einige Jahre des sozialen Aufstiegs sind bei den Ernsts andere gefolgt, in denen es bergab ging. Und der Abstieg dauert noch an.

Robert Ernst hat in den siebziger Jahren eine Lehre als Elektriker gemacht, auf dem Abendgymnasium das Abitur nachgeholt, ein paar Semester Physik studiert und sich dann selbstständig gemacht. In den achtziger Jahren hat er »einige Zeit recht gut« davon gelebt, dass er kaufmännische Software programmierte. Seine Frau Wilma, eine gelernte Näherin, die auf Kauffrau umschulte, stieg bis zur Leiterin einer Supermarktfiliale mit acht Angestellten auf. Drei Kinder haben die Ernsts großgezogen, sie sind heute erwachsen. In den späten neunziger Jahren fühlten sich die Eheleute rundum etabliert – und traten in die SPD ein. Sie machten Wahlkampf für Gerhard Schröder und sein Programm der »Neuen Mitte«. Und sie kauften sich ein Haus auf Kredit.

Der Abstieg der Familie begann schleichend. Robert Ernst erfuhr, dass man mit seinem Lebenslauf »ab 45 keine feste Stelle mehr kriegt«. Er nahm Jobs als Handlanger an, die ihm 800 Euro im Monat einbringen. Genug, solange seine Frau 1800 Euro netto im Supermarkt verdiente. Aber 2003 erkrankte Wilma Ernst und verlor die Stelle. Heute bekommt sie als Rehabilitandin Übergangsgeld von der Rentenversicherung, derzeit 1230 Euro. Im Juni wird sie auf Sozialhilfeniveau sinken, wenn sie keinen Job findet. »Ich bewerbe mich seit drei Jahren«, sagt sie.

Die Horrorvorstellung der Ernsts: dass sie die 500-Euro-Raten nicht mehr aufbringen können und ihr Haus verkaufen müssen. Dass sie zu »Abschmelzern« werden. So heißen im Jargon der Sozialarbeit Leute aus besseren Verhältnissen, die nach und nach das meiste aufbrauchen müssen, bevor sie Arbeitslosengeld II bekommen. So ist das seit der Hartz-IV-Gesetzgebung der Regierung Gerhard Schröders, für den sich das Ehepaar Ernst einst starkmachte.

Abstiegsgeschichten wie die der Familie Ernst aus Heidelberg kennt inzwischen fast jeder. Immer mehr deutsche Wohlstandsbürger fürchten, ein ähnliches Schicksal zu erleiden. Gut 60 Prozent der Deutschen zählen sich zur »Mittelschicht«, viele sind in Sorge um ihren sozialen Status. Ein »Klima der Verunsicherung« beobachtet der Kasseler Soziologe Heinz Bude. Über die »bedrängte Mitte« schreibt der liberalkonservative Verfassungsrichter Udo Di Fabio. Die »Angst, die die Bürotürme hinaufkriecht«, beschäftigt den Münchner Sozialforscher Stefan Hradil. Und die Bad Homburger Herbert-Quandt-Stiftung finanziert ein Forschungsprogramm über die »Zukunft der gesellschaftlichen Mitte in Deutschland«.

Der Soziologe Ulrich Beck *(Die Risikogesellschaft)* bringt es auf den Punkt: »Die Angst vor Armut ist von den Rändern der Gesellschaft zur Mitte gewandert.« Das neue Gefühl: Es kann jeden treffen. Nicht der Klimawandel oder der Terrorismus verbreiten hierzulande die meiste Angst, am größten ist die Furcht vor dem sozialen Abstieg. Nichts beunruhigt die Deutschen dabei mehr als die Tatsache, dass selbst bei Unternehmen, denen es gut geht, die Arbeitsplätze nicht mehr sicher sind. 72 Prozent der Bundesbürger finden das unheimlich, ermittelte das Institut für Demoskopie Allensbach.

Allianz, Telekom, Siemens – einst verhießen solche Namen maximale Jobsicherheit, heute lösen sie mit ihren Konzernumbauten vor allem gesellschaftliches Unbehagen aus. Die Reizwörter lauten Rationalisierung und Globalisierung. Bemerkenswert schnell mündete die Debatte über die Unterschicht, die im Herbst ausbrach, in eine Diskussion über die Nöte der Mitte. SPD-Chef Kurt Beck will sich verstärkt um die »Mitte der Gesellschaft« kümmern. Und Guido Westerwelle positioniert seine FDP als Partei für die »vergessene Mitte«.

Wer ergründen will, wie die Menschen mit dieser Angst umgehen, wird in Heidelberg fündig, dieser Musterstadt deutscher Bürgerlichkeit, wo hübsche Einfamilienhäuschen den Neckar säumen und die Warmmiete für eine 100-Quadratmeter-

Fortsetzung *auf Seite 22*

30 SEKUNDEN FÜR

Undertaker

In Deutschland bürgert es sich ein, Branchen, in denen nichts industriell hergestellt wird, als Industrien zu bezeichnen – so wie es in Großbritannien und den USA üblich ist. Das sind Staaten, die industriell eher schwachbrüstig sind. In unserer Muttersprache entspricht das nicht der Konvention. Ebenso wenig, wie die englische *billion* eine deutsche Billion ist und *pregnant* gleichbedeutend mit prägnant, bilden Unternehmensberater oder Musicalfirmen hierzulande eine Industrie, auch wenn sie das gern hätten, weil Industrie groß und mächtig klingt. In Wahrheit handelt es sich um zwei einträgliche, aber eher dünne Wirtschaftszweige des Showgeschäfts. Ein *undertaker* wiederum ist oft auch ein Unternehmer, aber umgekehrt gilt das nicht. Echte Industrielle aus, sagen wir, Ostwestfalen sollten für ihre englischsprachigen Visitenkarten ein passenderes Wort wählen. **RÜDIGER JUNGBLUTH**

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.21 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | 2. Fassung! | S. 22
SCHWARZ | cyan | magenta | yellow

Großer Sog

China: Der Wohlstand erreicht die Mitte der Gesellschaft **VON GEORG BLUME**

Überall in der Pekinger Innenstadt hängen riesige Plakate, die für Laptops, iPods, Flachbildschirme und Designermode werben. An den Autobahnen dominiert Schnaps- und Zigarettenreklame. Einzelhandelsriesen locken landesweit mit westlichen Marken – und Shanghaier Clubs mit ausländischen DJs. Stets zielen solche Angebote auf die gleiche Klientel: den neu aufstrebenden, jungen Mittelstand in Chinas Städten.

Weil China lange Zeit ein armes Land war und es im Durchschnitt noch immer ist, bleibt Mittelstand für die meisten Chinesen gleichbedeutend mit Reichtum. In diesem Sinne reich ist schon, wer eine Eigentumswohnung und ein Auto besitzt, reisen kann – und einen Universitätsabschluss gemacht hat. Die Pekinger Regierung begreift Mittelstand als Gruppe derer, die inklusive Wohnung und Auto ein Vermögen von 100 000 Euro bis 300 000 Euro und ein stabiles, monatliches Einkommen von mindestens 500 Euro haben. Die chinesische Akademie der Sozialwissenschaften geht davon aus, dass heute grob geschätzt 150 Millionen Menschen dazugehören. Einig sind sich die Forscher in der Erwartung, dass der Mittelstand jährlich um einen Prozentpunkt wachsen und 2020 schon etwa 40 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen werde, also mehr als eine halbe Milliarde Menschen.

Andrew Grant, China-Chef von McKinsey, stimmt dieser Einschätzung zu. Im Jahr 2020 könnte eine halbe Milliarde Chinesen zur »Konsumentenklasse« gehören und mindestens 10 000 Euro pro Jahr verdienen. Die allermeisten von ihnen würden in den großen Städten leben. »Heute hat Chinas Konsummarkt etwa die Größe des italienischen, aber in zwei Jahren wird China beginnen, jedes Jahr um ein Italien zu wachsen«, glaubt Grant.

Längst gibt es den neuen Mittelstand nicht mehr allein in den reichen Ostküstenregionen um Peking und Shanghai, sondern auch in zunehmendem Maße in den Zentren des Kernlands. Kein Wunder also, dass der weltweit größte Hersteller von Mikrowellenherden, Galanz, seine potenzielle Kundschaft in China mit 1,2 Milliarden Menschen beziffert, also den allergrößten Teil der chinesischen Bevölkerung anvisiert. »Da liegt unsere Zukunft«, so Galanz-Marketingdirektorin Chen. Während McKinsey heute noch rund 77 Prozent aller Chinesen als »arm« klassifiziert, werde dieser Anteil bis zum Jahr 2025 unter zehn Prozent sinken.

Ein großes Wenn ist immer dabei in diesem Land – wenn die Wirtschaft weiter in Riesenschritten wächst wie bisher. Dann könnte der Mittelstand in einigen Jahren wirklich das Rückgrat der Volksrepublik China bilden, sagt auch der Sozialforscher Li Qiang von der Tsinghua-Universität. »Studien zeigen, dass eine olivenförmige Sozialstruktur mit dem Mittelstand als Rückgrat stabiler ist als eine Pyramide mit starker Polarisation zwischen Arm und Reich.«

Saufen oder Bürger sein?

Großbritannien: Ein wachsender Teil der Mittelschicht pflegt den proletarischen Lebensstil
VON JOHN F. JUNGCLAUSSEN

FAMILIE DOYLE: Haus, Auto, Privatschule für die Kinder – sie kann sich alle Insignien der Mittelklasse leisten

Foto [M]: Alfred Bailey für DIE ZEIT

Julian Webber hatte sich in seinem Leben noch nie so geschämt wie an dem Tag, als er in einem Fahrstuhl im australischen Melbourne stand. Vom zwölften Stock bis ins Erdgeschoss eines Luxushotels brauchte die Kabine kaum zwei Minuten, doch als Webber in die Lobby trat, wäre er am liebsten im Boden versunken. Der empfindsame Londoner Theaterregisseur schämte sich, ein Mitglied der englischen Mittelschicht zu sein.

Webber stieg im 20. Stock in den Lift, hinter ihm eine englische Familie. »Sie waren klein und fett, alle vier«, erinnert er sich. »Der Vater und sein Sohn hatten fast kahl rasierte Schädel, die Mutter und ihre Tochter blondierte Haare und künstliche Fingernägel.« Sie hatten sich die Englandfahne quer über ihr Gesicht gemalt. Es waren ein Bauunternehmer und seine Familie, die sich ein Kricketmatch zwischen Australien und England anschauen wollten.

Als der Fahrstuhl im zwölften Stock hielt, stiegen zwei elegante australische Geschäftsfrauen zu. Der Vater musterte sie und stimmte dann ein Lied an. »Ihr lebt in 'ner Gefangenenkolonie …«, krakeelte schnell die ganze Familie. »Was für Proleten«, stöhnt Webber über seine Landsleute, die die Australierinnen daran erinnern wollten, dass die ersten Siedler *down under* Strafgefangene waren.

Statistisch gehören beide, der Regisseur und die Familie, zur Mittelschicht. Doch die Familie zählt sich mit großem Stolz zur Arbeiterklasse und benimmt sich daneben. Dabei ist der Vater ein erfolgreicher Bauunternehmer aus Bristol, wie er in einem späteren Gespräch mit dem Regisseur betonte. Aber wer sich in Großbritannien offen zur Mittelklasse zählt, gilt als Spießer. Das begann schon während der industriellen Revolution. Die Arbeiterklasse verachtete die Bürger als opportunistisch gegenüber der Aristokratie, und die Oberschicht verlachte das Bürgertum als zu ambitioniert. Nie hat sich seither ein Lebensstil der bürgerlichen Mittelschicht als gesellschaftliches Vorbild etabliert.

Dieses Phänomen belegen auch zwei Statistiken. Um die Mittelschicht zu ermitteln, werden die Briten in Einkommens- und Berufsgruppen eingeteilt, daraus ergeben sich folgende »Klassen«: 33,5 Prozent gehören zur »Mittelklasse«, zu der statistisch auch die ganz Reichen zählen. Darunter gibt es die »Arbeiterklasse«, die laut Regierung 31,5 Prozent der Briten umfasst. Zur »sozialen Unterschicht« gehören rund vier Prozent der Bevölkerung, Menschen, die wegen einer Behinderung nie gearbeitet haben oder langzeitarbeitslos sind. Rentner und Studenten bilden eine eigene Gruppe.

Die meisten Briten zählen sich zur Arbeiterklasse

Wenn man demgegenüber die Briten selbst fragt, zählen sich 57 Prozent zur Arbeiterklasse, aber nur 37 Prozent zur Mittelschicht. Es ist noch immer »schick, zur Arbeiterklasse zu gehören«, resümiert Alison Park vom National Centre for Social Research.

Die Familie Doyle aus Nazeing in der Grafschaft Essex ist ein gutes Beispiel dafür, wie schwierig es für viele ist, Wohlstand und Klassenverständnis in Einklang zu bringen. David Doyle ist Schreiner, wie sein Vater. Mit 16 verließ er die Schule und ging in die Lehre. »Seitdem habe ich nur gearbeitet«, erzählt er. »Und zwar ziemlich hart, denn meine Familie sollte es besser haben als ich, das war mein größtes Ziel.«

Heute, mit 44, führt Doyle ein mittelständisches Unternehmen, das Ladeneinrichtungen nach Maß anfertigt. »Unsere Kunden sitzen mittlerweile in der ganzen Welt«, sagt er stolz. Doyle und seine Frau Gail umgeben sich mit allen Attributen, die den Aufstieg in die auch bildungsbürgerliche Mittelschicht widerspiegeln: Designerkleidung, große Autos, ein Swimmingpool im Garten und, am wichtigsten, die Privatschule für die Kinder. Das Internat Haileybury in Hertford ist eine dieser traditionsreichen Lehranstalten; wer seine Kinder dort ausbilden lässt, braucht viel Geld. Die Schulgebühren für Georgia und Joe liegen bei rund 35 000 Pfund (52 000 Euro) im Jahr.

Und dennoch: »Ich weiß gar nicht, zu welcher Schicht wir wohl gehören«, sagt Gail. Eigentlich will sie zur Mittelschicht gehören, aber irgendwie ist ihr das auch ein bisschen peinlich, denn schließlich war ihr Vater Lkw-Fahrer.

Die Doyles aus Essex und die Kricket-Proleten aus Bristol – gemeinsam entwerfen sie ein Bild, das den Zustand der englischen Mittelschicht beschreibt. Nie ging es den Briten besser als heute, nie konnten, ökonomisch gesehen, mehr von ihnen zur Mittelschicht gezählt werden. Gleichzeitig aber werden die gesellschaftlichen Normen und Wertvorstellungen der Mittelschicht unaufhaltsam proletarisiert.

Wer am Freitag- oder Samstagabend in irgendeiner Innenstadt unterwegs ist, wird daran nicht mehr zweifeln. Zum Beispiel Newcastle, kurz nach elf, Sperrstunde, die Pubs und Bars spülen mehrere Tausend Bürger auf die Straßen. Die meisten haben sich systematisch ins Delirium gesoffen. Männer pinkeln an Hausecken und gegen Schaufensterscheiben, einige Frauen liegen halb bewusstlos auf dem Boden. An jeder zweiten Straßenecke stehen Polizisten. »Heute ist es ganz friedlich«, meint einer. »Aber das kann schnell umschlagen.«

Ein zivilisiertes Miteinander soll durch Strafzettel erzwungen werden

Rund 200 000 Briten landen jedes Jahr volltrunken im Krankenhaus. Die enthemmte Sauferei kennt keine Klassenunterschiede. Benjamin Moore ist Banker und wohnt mit seiner Freundin Natascha in der schicken Kings Road in London. »Wenn wir in den Pub gehen, trinke ich locker sechs oder sieben Pints«, erzählt der 32-Jährige. »Und Natascha, die trinkt mindestens zwei Flaschen Wein.« Und die berühmte *stiff upper lip,* die vornehm steife Oberlippe, wird nicht nur durch Alkohol gelockert. Nirgendwo in der Europäischen Union ist der Pro-Kopf-Verbrauch von Marihuana, Kokain oder Ecstasy höher als in Großbritannien.

Premierminister Tony Blair hat seinem Volk eine »Respekt-Agenda« verordnet, mit der ein zivilisiertes Miteinander erzwungen werden soll. Wer sich in der Öffentlichkeit nicht benimmt, bekommt einen Strafzettel für unsoziales Verhalten. Aber der stört viele Briten nicht – angesichts ihres wachsenden Wohlstands können sie sich die Bußgelder leisten.

Die Angst der Mittelschicht

Fortsetzung *von Seite 21*

Wohnung fast überall bei 1000 Euro liegt. Die Mehrheit der Bevölkerung hat mit der Universität oder den privaten Instituten und Kliniken zu tun.

In der Tanzschule Nuzinger arbeitet Isabella Sulzmann als Lehrerin. »85 Prozent der jungen Leute, die hier tanzen, sind Gymnasiasten, die meisten haben Elternhäuser aus der gehobenen Mittelschicht«, sagt sie. Zu jedem Anfängerkurs gehört die »intensive Einführung« in das richtige Grüßen, Essen, Anziehen und Smalltalken. Sulzmann hat sich auf dieses Thema spezialisiert und ist auf Gold gestoßen. Ihr Tischsitten-Training im nahen Grand-Plaza-Hotel, Benimmunterricht für Auszubildende, für Burschenschaften und für mittlere Manager – alles ausgebucht. Trendforscher haben Vergleichbares in der ganzen Republik beobachtet: die »neue Bürgerlichkeit«, jene gesellschaftliche Mode, zu der Benimmkurse genauso gezählt werden wie Gehorsam in der Schule, das Krawattetragen und das Hausmusizieren, das Heiraten und das Kinderkriegen.

Karin Schuster, deren 15- und 17-jährige Söhne in die Tanzschule Nuzinger gehen, möchte ihren wahren Namen nicht in der Zeitung lesen, weil sie ihre Familie nicht als »Gewinner« einer sozialdarwinistischen Auslese dargestellt wissen will. Das Fortkommen ihres Nachwuchses liegt ihr gleichwohl sehr am Herzen. »Unser ältester Sohn kommt jetzt in die Internationale Schule. Da bewegte ihn schon: Gucken die auch, wie ich esse?« Man kann die Formen der neuen Bürgerlichkeit als Vorboten eines »Kokon-Szenarios« für die deutsche Mittelschicht sehen, wie es der Politikwissenschaftler Kai Wegrich vom Forschungsinstitut Rand Europe in Berlin beschrieben hat: Versuche einer Abgrenzung nach unten, die über Formen und Symbole einen Rest an wirtschaftlicher Sicherung bewahren soll. Selbstvergewisserung und Erkennungszeichen, eine Art Mitgliedsausweis für den Club der Bessergestellten.

Selbst viele von denen, die es sich nicht mehr leisten können, halten an der bürgerlichen Lebensweise fest, solange es geht. Thomas Seethaler kennt sich aus, er ist Schuldnerberater bei der Caritas. »Arbeitslosigkeit ist zwar der häufigste Grund für eine Überschuldung, aber 37 Prozent meiner Klienten haben ein Arbeitseinkommen. Und es kommen mehr und mehr aus der Mittelschicht. Zehn Prozent haben eine Hochschulausbildung.« Auch das ist Teil eines bundesweiten Trends, den Wirtschaftsauskunftsdienste bestätigen. Bei Seethaler sitzen höhere Angestellte, Facharbeiter, Wirte oder kleine Informatikunternehmer – darunter viele mit Brüchen in der Biografie. »Den Job fürs Leben, die Frau fürs Leben hat heute kaum einer mehr.«

Oft sagt Seethaler den Ratsuchenden unangenehme Dinge: »Wenn sie Anfang oder Mitte 40 sind, dann finden die nix anderes mehr, ist es vorbei mit dem gesellschaftlichen Wiederaufstieg. Dann muss ich mit den Leuten diskutieren, was sie sich ab jetzt noch leisten können.« Da geht es um den Wechsel in eine billigere Wohnung, den Verzicht auf das Auto, die Kündigung von Versicherungen. »Da gibt es Leute, die kommen mit Schulden zu mir und zahlen weiter in ihren Bausparvertrag ein!«, klagt Seethaler, obwohl er das auch verstehen kann. »Die Leute wehren sich dagegen, Dinge zu tun, die klare Zeichen sind: Es geht jetzt bergab.«

Die Hartz-Reformen können das Leben hart machen für diejenigen, die mal was hatten. »Unter der Mittelschicht tut sich ein tiefer Graben auf, in den man wirklich reinfallen kann«, sagt ein Schuldnerberater beim Paritätischen Wohlfahrtsverband. Da gibt es den Ingenieur Ende 40, der einen Ein-Euro-Job auf dem Recyclinghof hat und Elektrogeräte auseinandernimmt. Den früher erfolgreichen Gastronomen, der als Museumswächter arbeitet. Den Staubsaugervertreter, der ein Lebensmittelgeschäft in der Innenstadt besaß. Ob solche Geschichten repräsentativ sind oder nicht – ihren Eindruck in der Gesellschaft haben sie hinterlassen.

Mehr über diesen sozialen Klimawandel erfährt man auf einem Berg am Neckarufer, wo das Forschungsinstitut Sociovision seinen Sitz hat. Es ermittelt für Kunden aus Industrie und Marketing, worüber in Deutschlands Wohnzimmern diskutiert wird und wie die Menschen über die Zukunft denken. Den Trend hin zur demonstrativen Bürgerlichkeit kennen sie bei Sociovision gut. Derlei könne zum umfassenderen Trend des Re-Groundings gezählt werden, erklärt der Sozialexperte Berthold Bodo Flaig, einer Neigung zur gesellschaftlichen Rückversicherung in Zeiten der Angst. Daneben gehe es um »Selbstaufrüstung«, den Wunsch nach Selbstverbesserung, um in schwierigen Zeiten zu bestehen. »Man will sich wappnen vor dem Absturz«, sagt Flaig.

Gerade der Kleinbürger ist ein ängstlicher Mensch und stets bemüht, sich nach unten abzugrenzen. »Diese Gruppe hat einfach eine hohe Sensibilität für das Thema Abrutschen«, fügt Institutschef Thomas Perry an. Die Mittelschicht habe sich vom Geist des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Aufstieges verabschiedet. »Das Verhindern des Abstiegs ist seit den neunziger Jahren das Modell geworden«, sagt Perry.

Kein Wunder, denn für viele verbessert sich wenig. Bereinigt um Inflation und Abgaben, verdient der durchschnittliche Arbeitnehmer heute nicht mehr als vor sechs Jahren und etwas weniger als vor sechzehn Jahren – und das, obwohl die Anforderungen am Arbeitsplatz härter wurden. Den zusätzlichen Wohlstand schöpften indes die Vermögenden ab.

In den goldenen fünfziger bis siebziger Jahren gab es einen ungeschriebenen Gesellschaftsvertrag: Es würde allen besser gehen. Schon Konrad Adenauer war um eine Politik des sozialen Ausgleichs bemüht und begründete damit Erwartungen und Anspruchsdenken. »Die CDU wurde zum Garanten des kleinbürgerlichen Justemilieus«, schreibt der Göttinger Politologe Franz Walter, »zur Schutzmacht der Langsamkeit, der Zufriedenheit, der Vorsicht, der Sicherheit.« 1953 machte der Soziologe Helmut Schelsky in Deutschland eine »nivellierte Mittelstandsgesellschaft« aus. Karl Martin Bolte verglich die Sozialstruktur 1966 mit einer Zwiebel – dick in der Mitte, aber oben und unten schmal.

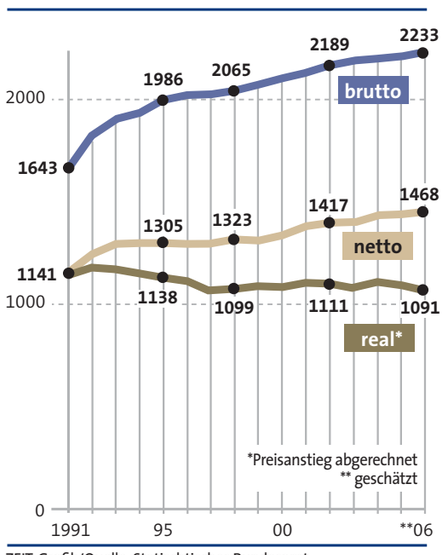
Auch in den Jahrzehnten nach Adenauer wurde Politik in erster Linie für die Leute in der Mitte gemacht: Eigenheimförderung, Lohnfortzahlung für kranke Arbeitnehmer und eine großzügige Arbeitslosenunterstützung, die sich nach dem früheren Einkommen bemaß. Erst mit Gerhard Schröders Agendapolitik änderte sich das, und die Große Koalition setzt die neue Linie vorsichtig fort. Jetzt ist die Eigenheimförderung weg, die Pendlerpauschale gekürzt, und Arbeitslose aller Klassen drohen auf das Niveau des Existenzminimums zu geraten.

Oder sie lassen sich auf die Achterbahnfahrt mit neuen Arbeitsformen ein. Globalisierung und technischer Fortschritt, der Umbau vieler Unternehmen und das Outsourcing habe jene Gruppe ausgeweitet, die von Soziologen als das »Prekariat« bezeichnet werden. Das sind 25 bis 30 Prozent der Bevölkerung, die ihren Wohlstand als einen Zustand auf Zeit betrachten, für die Berufs-, Familien- und Gesundheitssituation so instabil sind, dass ein Schicksalsschlag sie auf Sozialhilfeniveau absinken lassen kann. Früher war ein Aufstieg meist möglich, wenn man gut gebildet war und sich anstrengte. Heute gibt es kaum mehr sichere Karrieren. Gut situierte Eltern machen die Erfahrung, dass ihre fleißigen und studierten Sprösslinge keinen Job

Fortsetzung *auf Seite 23*

Die Lohnillusion

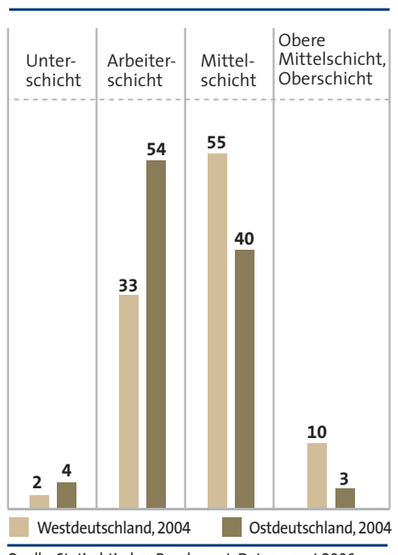
Durchschnittlicher monatlicher Verdienst eines deutschen Arbeitnehmers, in Euro



ZEIT-Grafik/Quelle: Statischtisches Bundesamt

Ab in die Mitte

Selbsteinschätzung der Deutschen über ihre Schichtzugehörigkeit, in Prozent



Quelle: Statischtisches Bundesamt, Datenreport 2006

Was den Deutschen Angst macht

Antworten auf die Frage »Was beunruhigt Sie, was ist Ihnen unheimlich?« (Umfrage 2006)

»Selbst bei Unternehmen, denen es gut geht, sind die Arbeitsplätze nicht mehr sicher«	72 %
»Die Gesundheitsversorgung bei uns verschlechtert sich«	67 %
»Die Sozialleistungen werden immer mehr gekürzt«	58 %
»Immer mehr deutsche Unternehmen wandern ins Ausland ab«	57 %
»Die globale Erwärmung, die Klimaveränderung«	54 %
»Die Gefahr von Terroranschlägen«	48 %
»Deutsche Unternehmen werden von ausländischen Firmen oder Finanzinvestoren aufgekauft«	46 %
»Der hohe Ausländeranteil in Deutschland«	44 %
»Man kann immer weniger planen, weil alles immer unsicherer wird«	41 %

ZEIT-Grafik/Quelle: Institut für Demoskopie Allensbach

Nr. 8 | DIE ZEIT | 2. Fassung! | S.22 | SCHWARZ | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | 2. Fassung! | S. 23
SCHWARZ | cyan | magenta | yellow

Aufstieg ist teuer

Indien: Vier Prozent der Bevölkerung gehören zur oberen Mittelschicht. Die anderen streben dorthin **VON BRITTA PETERSEN**

FAMILIE SUBRAMANIAN: Luxus der eigenen vier Wände

Foto (Ausschnitt): Anay Mann/Photoink/Agentur Focus

Die Firma Cidex hat ihr Büro in einem unscheinbaren dreistöckigen Gebäude in Süd-Delhi. Der Putz bröckelt, lose Kabel hängen über der Straße von einem Haus zum anderen, der Parkplatz ist ungeteert und staubig. Was für mitteleuropäische Verhältnisse wie ein Armenviertel aussieht, ist in Delhi eine begehrte Wohn- und Arbeitsgegend. Sie heißt Savita Vihar, und dort haben sich die Immobilienpreise in den vergangenen zwei Jahren verfünffacht. Häuser, die vor Kurzem noch für umgerechnet 200 000 Euro zu haben waren, sind nun dank des Wirtschaftsbooms eine Million Euro wert.

Hier arbeitet Lata Subramanian, 36. Sie ist Marketingleiterin des Messeveranstalters Cidex, eines Joint Ventures der Messe Düsseldorf mit der Kölnmesse International. Das Handy klingelt. Es ist Tochter Shreya, 7, die ihre Mutter vermisst. »Ich gehe morgens um halb neun und komme erst um 21 Uhr zurück«, sagt Subramanian. Ihrem Mann Vijendra, der sich kürzlich mit einer Marketingfirma selbstständig gemacht hat, geht es ähnlich. Daran ist auch das Pendeln schuld. Die Familie lebt außerhalb Delhis. Dort hat die Familie vor einigen Jahren eine Dreizimmerwohnung für 30 000 Euro auf Kredit gekauft. Eine Stadtwohnung können sie sich nicht leisten.

»Seit mein Mann die Firma gegründet hat, müssen wir uns finanziell zusätzlich einschränken«, sagt Subramanian. »Aber das ist kein großes Problem, denn wir haben ja eigentlich alles. Eine Wohnung, ein Auto, einen Fernseher. Ich hätte nur gern mehr Zeit für die Familie.« Ihr Mann sieht das etwas anders. »In diesem Jahr will ich ein neues Auto kaufen«, sagt er. Der alte Kleinwagen macht nicht mehr genug her. Sein Job als Betriebswirt in einer Textilfirma langweile ihn. Vijendra will höher hinaus.

Etwa 670 Euro bringt Lata Subramanian im Monat nach Hause. Ihr Mann verdiente früher das Gleiche. Damit zählten sie in Indien schon zur »höheren Mittelklasse«, sagen Sozialwissenschaftler wie Yogendra Yadav und Sanjay Kumar. Beide forschen am Lokniti-Institut für Sozial- und Demokratieforschung in Delhi. Yadav und Kumar zufolge reiche es schon, eine Klimaanlage zu besitzen oder schon einmal mit dem Flugzeug geflogen zu sein, um zur höheren Mittelschicht zu gehören. Nur vier Prozent der mehr als eine Milliarde Inder gehören in diese Kategorie. »Es handelt sich eigentlich um die herrschende Klasse, an der sich alle orientieren«, so die Sozialwissenschaftler. Als »untere Mittelklasse« gilt, wer zwischen 90 und 330 Euro verdient und Telefon, Fernseher oder Motorroller besitzt. Das ist rund ein Fünftel der Bevölkerung. Der Rest ist arm, großteils lebt er von weniger als zwei Euro am Tag.

Letztlich kommen also nur vier Prozent der indischen Gesellschaft der aus dem Westen stammenden Vorstellung von Mittelklasse nahe. Ihr sozialer Aufstieg basiert auf Arbeit, sie sind moderat konsumorientiert, Bildung gilt als hoher Wert, und ihr Individualismus wächst. Gleichzeitig sind die materiellen Errungenschaften einzelner Aufsteiger permanent bedroht, denn Millionen andere drängen von unten nach, um bei acht Prozent Wirtschaftswachstum ihre Chance zu suchen. »Wir könnten uns heute wegen der steigenden Preise gar keine Eigentumswohnung mehr leisten«, sagt beispielsweise Subramanian.

Ein zweites Kind kommt für sie nicht infrage, auch wenn die Schwiegermutter Druck macht. »Wir müssen ja schon für die Ausbildung unserer Tochter sparen, und der Kredit für die Wohnung ist erst in 20 Jahren abgezahlt.« Dem maroden staatlichen Schulsystem vertraut selbst die untere Mittelklasse ihre Kinder schon lange nicht mehr an. Denn einen guten Job bekommt in Indien nur der, der Zeugnisse von – meist privaten – Spitzenschulen und -universitäten vorweisen kann, am besten aus dem Ausland. Außerdem nimmt die Tochter Tanzstunden und besucht Förderkurse in Mathematik. Denn »da ist sie besser aufgehoben als vor dem Fernseher«, meint die Mutter.

Dass Mädchen und Jungen die gleichen Ausbildungschancen haben, ist in der oberen Mittelklasse üblich. »Darauf haben schon meine Eltern Wert gelegt«, sagt Subramanian. Dennoch hat sie sich mit ihrer Mutter überworfen, als sie auf einer »Liebesheirat« bestand. Nach wie vor werden die meisten Ehen von den Eltern arrangiert. In Latas Fall kam hinzu, dass die Brahmanentochter sich in einen Mann aus der darunterrangierenden Kriegerkaste verliebte. Ein Tabubruch. »Meine Mutter redet bis heute nicht mit meinem Mann«, sagt sie. »Aber ich bereue die Entscheidung nicht, ich habe mein Leben selbst gestaltet.«

Materieller Druck und auseinanderdriftende Wertvorstellungen in den Familien sorgen für eine Art von Stress, der früher unbekannt war. »Meine Eltern waren praktisch nie krank, aber ich habe eigentlich ständig Kopfschmerzen und Rückenschmerzen«, sagt Subramanian. »Ich träume von einem Haus mit Garten und davon, dass wir zu dritt in den Urlaub fahren können.« Doch dafür muss die Firma ihres Mannes erst mehr Geld verdienen – für ein Haus sogar sehr viel mehr.

Generation »Non«

Frankreich: Die Jugend trägt ihre Zukunftsangst auf die Straße – und bringt ihre Eltern gleich mit **VON MICHAEL MÖNNINGER**

Als im vergangenen Frühjahr Hunderttausende Schüler und Studenten wochenlang gegen Arbeitsmarktreformen demonstrierten, fürchteten viele Politiker in Frankreich den Ausbruch einer Protestbewegung wie 1968. Doch beim Blick auf die Kriterien, an denen die Tragweite von Aufständen gemessen wird, konnte schnell Entwarnung gegeben werden. Denn eine Revolution, so meinen Historiker, findet in Zeiten wachsenden Wohlstands statt, wenn Aufsteiger beteiligt werden wollen. Sie braucht antagonistische Klassenverhältnisse, in denen nachrückende Schichten gegen Besitzstandswahrer kämpfen, und es muss radikale Vordenker geben, die das Establishment wegfegen wollen.

Kurz: Revolutionen brauchen Optimismus. So rebellierte 1968 überwiegend die Jugend der Mittelschicht, die in einer Wohlstandsphase enorme Zukunftshoffnungen entwickelte und sich in Bildung, Konsum und Kultur ganz neue Lebensstandards erkämpfte. Und die Mittelschichtskinder waren Hoffnungsträger für Unterprivilegierte, die davon träumten, dass der soziale Wandel und Aufstieg eines Tages auch sie erreichen könnte.

Dagegen waren die Proteste von 2006 vor allem ein Aufstand aus Angst. Das Schlagwort, mit dem die Jugendlichen gegen die Lockerung des Kündigungsschutzes für Berufsanfänger protestierten, lautete *précarité* – Gefährdung oder Unsicherheit. Auffällig war, dass bei den Umzügen viele Eltern aus der 68er-Generation mitmarschierten, deren Kämpfe in besseren Zeiten stattgefunden hatten. Nun treibt sie der Gedanke um, dass es für ihre Kinder kaum Lebenszeit-Jobs und ausreichende Renten geben könnte. Bösartig kommentierte *Le Monde* damals den Schulterschluss zwischen Bedrohten und Behüteten: »Die Outsider demonstrieren mit den Insidern, die Opfer mit den Verantwortlichen: Was für eine soziale Konfusion.«

Der Pariser Soziologe Alain Touraine vergleicht die jüngsten Jugendproteste gar mit den schweren *banlieue*-Krawallen in armen Pariser Vorstädten vom Herbst 2005: »Die Immigrantenkinder und die Studenten verbindet das Gefühl von Diskriminierung und Exklusion. Die Vorstadtjugend steht längst außerhalb der Gesellschaft, während die Studenten fürchten, dass ihre Zukunft verbaut ist und sie morgen ebenfalls zu Ausgeschlossenen gemacht werden.«

Schon beim Referendum zur Europäischen Verfassung im Mai 2005 zeigte sich, dass nicht mehr nur Regionen mit hoher Arbeitslosigkeit, sondern auch Gegenden mit einem großen Anteil an Angestellten, Beamten und Freiberuflern mit *»non«* gestimmt hatten. Seitdem ist die Zukunftsangst der Mittelschicht zum politischen Thema geworden.

In seiner viel beachteten Studie über das »Abgleiten der Mittelschichten« hat der Pariser Jugendsoziologe Louis Chauvel die Grundzüge der Krise beschrieben: Obwohl mittlerweile fast achtzig Prozent aller Schüler das Abitur machen, garantiert die Hochschulreife längst keinen sicheren Beruf mehr. Nach dem Zweiten Weltkrieg konnte ein Angestellter sein Gehalt in 20 Jahren verdoppeln; heute muss er 140 Jahre warten.

Neuerdings hängen der Wohlstand und die Zukunftschancen der Jugend weitaus stärker vom Vermögen ihrer Eltern ab als von der eigenen Arbeit. Das liegt daran, dass die rapide gestiegenen Einkünfte durch Kapital und Immobilien die Erwerbstätigkeit massiv entwertet haben.

Als Mitte Januar nun auch Frankreichs Lehrer in großer Zahl auf die Straßen gingen, wurde das Dilemma überdeutlich. Sie protestierten dagegen, dass ihre Gehälter mit der Preisentwicklung nicht mithalten konnten. Nach Angaben des französischen Amts für Statistik verloren die Lehrer in den vergangenen 20 Jahren 20 Prozent ihrer Kaufkraft. Und deren Bezüge sind von jeher schmal: Ein Junglehrer beginnt bei 1500 Euro brutto und erreicht nach 30 Berufsjahren maximal 3000 Euro.

Das widerspricht dem allgemeinen Eindruck, dass sich französische Beamte und ihre Gewerkschaften regelmäßig aus dem Staatshaushalt selbst bedienen. In Wahrheit haben sie jahrelang vor allem gegen Stellenstreichungen, aber kaum für Gehaltserhöhungen gestreikt. Das zeigt die Verlagerung der Thematik: Hauptsache, Arbeit, die Bezahlung kommt später.

Zwar gehört Frankreich zu den Industrieländern, in denen seit 20 Jahren die Einkommensschere am geringsten auseinandergedriftet ist. Das erklärt auch, warum sich der allergrößte Teil der Bevölkerung in irgendeiner Weise als Mittelschicht empfindet. Doch bald werden die Franzosen vielleicht ihre klassische Revolutionsmerkmale um ein neu- es erweitern müssen.

Zu den klassischen Konfliktlinien kommt dann die zwischen Jung und Alt. Für die explosive Mentalität der Nachrücker gibt es auch schon die passende Verweigerungshymne, die auf allen Demos gesungen wird. Sie heißt »*Génération non, non*«.

Die Angst der Mittelschicht

Fortsetzung *von Seite 22*

finden und jahrelang in unterbezahlten Praktikumsstellen verharren. Das Studium garantiert kein Einkommen, das weit über dem des erfolgreichen Facharbeiters liegt.

Ob die Abstiegsängste berechtigt sind, ist unter Experten umstritten. Der Soziologe Stefan Hradil sieht in den Sorgen der Mittelschicht einen »subjektiven Tatbestand«. In Wahrheit wachse der Anteil derer in der Einkommensmitte. Zwar sänken immer wieder Menschen in die Armut ab, aber deren Zahl habe sich »seit 1983 nicht wesentlich verändert«. Ähnlich sieht es Gert Wagner vom Deutschen Institut für Wirtschaftsforschung in Berlin, das seit 22 Jahren das Wohlergehen von 12 000 Haushalten verfolgt. Einen Abstieg in Massen gebe es nicht. Wagners Vorhersage: »Wenn der Wirtschaftsaufschwung sich nicht abkühlt, wird die ganze Debatte in einem Jahr vergessen sein.«

Wirklich? Viele derer aus der Einkommensmitte erleben jedenfalls, wie der Druck steigt. »Viele Angestellte sehen: Es wird mehr von ihnen gefordert«, sagt der Soziologe Martin Kronauer von der Fachhochschule der Wirtschaft in Berlin. Längere Arbeitszeiten, eingefrorene Gehälter und eine zunehmende Belastung sind die neue Norm, dazu ein wachsendes Gefühl der Ohnmacht: »Ob die Firma Arbeitsplätze abbaut, ob man im Alter etwas hat, alles hängt mehr von den Aktienmärkten ab als von der individuellen Leistung.« Besonders bitter ist Unsicherheit für Menschen, die sich ihren Status erkämpft haben, »berufliche und soziale Aufsteiger, die nach den Mühen der Vergangenheit nun mit der Ungewissheit der Gegenwart und der Fragwürdigkeit der Zukunft konfrontiert sind«, wie der Hamburger Soziologe Berthold Vogel formuliert.

Die Angst der Mittelschicht hat in unterschiedlichem Ausmaß alle Industriestaaten erfasst. Während in China oder Indien neue Mittelschichten heranwachsen, herrscht bei den Etablierten des Wohlstands ein gewisser Katzenjammer. In Frankreich ist die Zukunftsangst der Mittelschicht zum politischen Thema geworden, seit beim Referendum zur Europäischen Verfassung im Mai 2005 auch Gegenden mit einem hohen Anteil an Angestellten, Beamten und Freiberuflern mit Nein gestimmt haben. Ein Grund, sagen Soziologen, ist das gebrochene Versprechen von der Leistung, die sich lohne. In Japan gilt das Ideal einer klassenlosen Gesellschaft noch, aber Gräben tun sich trotzdem auf. Die Einkommensunterschiede wachsen. Eine Umfrage der Zeitung *Nohon Keizai Shinbun* ergab, dass sich 37 Prozent aller Japaner mittlerweile der Unterklasse zuordnen und nur noch 54 Prozent der Mittelklasse. Vor zwei Jahrzehnten hatten diese Werte bei 20 und 75 Prozent gelegen. Die Entwicklung schreitet in einer Zeit fort, in der nach Jahren der Flaute ein Aufschwung Fuß gefasst hat.

Auch in den USA ist die Bedrohung der Mittelschicht ein Dauerthema. 1989 schrieb die Autorin Barbara Ehrenreich den Bestseller *Fear of Falling* – Furcht vor dem Fall. Ein Jahrzehnt später beklagte der Ökonom Paul Krugman das Ende der amerikanischen Mittelklassegesellschaft.

Sogar auf dem Weltwirtschaftsforum in Davos sorgte man sich um die Mittelschicht. »Sie ist eindeutiger Verlierer der Globalisierung«, klagte der ehemalige US-Finanzminister Larry Summers – und, so fügten andere hinzu, könnte in ihrer Unzufriedenheit für einen neuen Protektionismus stimmen.

Die Deutschen tun sich nach Einschätzung des hannoverischen Soziologen Michael Vester mit der neuen Unsicherheit schwerer als Amerikaner und Briten. Das »sehr differenzierte System der Berufsbildungen«, das sich noch »aus der mittelalterlichen ständischen Tradition« ableite, behindere das schnelle Anpassen. Viele Bürger hätten »Statusprobleme«, klammerten sich an die Vorstellung eines »standesgemäßen« Einkommens und an repräsentative Symbole und Titel. Bei einigen sei das Sicherheitsbedürfnis so ausgeprägt, dass sie »bis zur Kriecherei« an ihrem Job festhielten, statt sich nach etwas Neuem umzuschauen.

In Heidelberg lebt ein Brite, dem das nicht passieren kann. Seit zehn Jahren arbeitet Graham Clack als Clown und Zauberer Mr Graham. Angefangen hat er als Straßenjongleur, dann fand er über Agenturen Auftrittsmöglichkeiten, die ihm mal 150, mal 250, mal 500 Euro einbringen. Clacks Frau arbeitet ebenfalls künstlerisch. Die beiden haben, wie sie sagen, »ein schönes Leben« mit Zeit für die Kinder und Theaterbesuche, einem Mietshäuschen am Philosophenweg und Mitgliedschaft in der Sozialversicherung für Künstler. Zukunftsangst kennt Clack nicht. Wenn es mit dem Clowngeschäft einmal bergab gehen sollte, »dann werde ich etwas anderes machen«, sagt er.

Weitere Informationen im Internet:
Die türkische Mittelschicht kämpft um den Aufstieg
EU-Sozialkommissar Spidla im Interview
www.zeit.de/2007/08/mittelschicht

Nr. 8 | DIE ZEIT | 2. Fassung! | S.23 | SCHWARZ | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | 2. Fassung! | S. 24
SCHWARZ | cyan | magenta | yellow

Comeback der Populisten

USA: Linksliberale Politiker machen sich die Abstiegsängste der Mittelklasse zunutze

VON THOMAS KLEINE-BROCKHOFF

Foto [M]: Alan Schein Photography/corbis

DELRAY BEACH, FLORIDA: Mittelschichtsidylle

Abends um sechs beginnt im amerikanischen Fernsehen die Stunde des kleinen Mannes. Bei CNN tritt dann ein älterer Herr auf und präsentiert Geschichten, deren Inhalt er »empörend«, »alarmierend«, »idiotisch« oder »widerlich« nennt. Es sind Varianten der Erzählung vom fleißigen und ehrlichen amerikanischen Arbeitnehmer, dem es ständig schlechter gehe. Gegen die Kälte des globalisierten Marktes empfiehlt der Moderator der Sendung die Heizkraft des Protektionismus und den Zaun-Bau an Amerikas Südgrenze.

Lou Dobbs heißt der Mann, unverrückbar steht er an der Seite des kleinen Mannes. Oder gibt es jedenfalls vor. Denn sein gepflegter Nadelstreifen-Populismus ist Ergebnis einer Konversion jüngeren Datums. Noch in den neunziger Jahren war Dobbs ein Jubeljunge des Börsen-Booms.

Wie bei seinem deutschen Pendant Gabor Steingart vom *Spiegel*, der einst die Globalisierung pries und nun als Autor die Zugbrücken des Westens gegen die chinesische Bedrohung hochziehen will, war der Kurswechsel ziemlich abrupt. Dobbs stellte fest, dass die Zahl der E-Mail-Schreiber anschwoll, wenn er berichtete, dass wieder mal Jobs exportiert oder billige Arbeitskräfte illegal importiert würden. Drum legte er nach und erregte sich tüchtig – bis er zum Tribun der bedrängten Mittelschicht aufstieg.

Diese Strategie wäre nicht erfolgreich, wirkte der Empörungsjournalismus nicht wie ein Seismograf, der in der Bevölkerung eine Unterströmung aus Verunsicherung aufnimmt. Denn das Gefühl, benachteiligt und in unsichere Arbeitsverhältnisse geworfen zu werden, gibt es durchaus in Amerika.

Wo die Medien zu profitieren suchen, ist die Politik nicht weit. Die Instrumentalisierung von Mittelschichtsängsten ist in Amerika eine erprobte Wahlkampftaktik. Im Augenblick hat es die Linke nach sechs Jahren konservativer Regierung leichter, diese Ängste für sich zu nutzen. So geschah es im November bei der Kongresswahl. Viele der erfolgreichen Senatskandidaten der Demokraten hatten im Wahlkampf ökonomischen Populismus gepredigt. Sherrod Brown aus Ohio etwa schrieb eigens ein Buch über den »Mythos vom Freihandel«, der keineswegs allen Vorteile bringe. Am Abend seiner Wahl zum Senator rief Brown aus: »Heute hat hier in der Mitte Amerikas die Mittelklasse gewonnen!«

Das Argument der Klassenkampfrhetoriker geht etwa so: Die Jahrzehnte zwischen dem Zweiten Weltkrieg und der Ölkrise 1973 brachten steigenden Lebensstandard für alle Bevölkerungsschichten. Seither geht es bergab (siehe Text von Edward Wolff). Das Gegenargument lässt sich freilich ebenso gut begründen. Danach ist der Durchschnittsamerikaner heute reicher als je zuvor. Er profitiert vom Boom der neunziger Jahre sowie von vier Jahren mit mehr als drei Prozent Wachstum und weitgehender Vollbeschäftigung. Im Jahr 2006 wuchs das Einkommen normaler Arbeitnehmer schneller als in irgendeinem Jahr des letzten Vierteljahrhunderts.

Diese gegensätzlichen Interpretationen meint der linksliberale Ökonom Paul Krugman, wenn er von einem »ambivalenten Bild« spricht. Einigen Amerikanern gehe es besser, anderen schlechter. Unbestritten ist freilich, dass es den Bestverdienern während der Präsidentschaft Bushs an nichts fehlte. Zwischen 1999 und 2004 wuchs das Einkommen der unteren 90 Prozent in der US-Einkommensskala inflationsbereinigt um zwei Prozent. Das reichste Zehntel legte hingegen um 57 Prozent zu. Es ist demnach nicht die Mittelschicht, die nun die Arbeiterschicht hinter sich lässt. Die moderne Ungleichheit bildet sich innerhalb der Bürogebäude. Dort fallen die mittleren Manager hinter die Topmanager zurück.

Dennoch bleibt ein »ökonomisches Ressentiment sich mühender Mittelschichten«, wie es der Kolumnist David Brooks schreibt. Solches Unbehagen für die Demokraten zu nutzen erweist sich allerdings als kompliziert. Zwar zeigen Umfragen, dass es eine Neigung zum Protektionismus gibt. Eine Mehrheit würde lieber den Wettbewerb einschränken, als sich dem Druck der globalen Ökonomie zu beugen. Zugleich betonen aber drei Viertel der Befragten die positiven Folgen der Globalisierung: neue Jobs, niedrigere Preise, Wachstum. Deshalb fordern Parteistrategen, die Demokraten sollten die neue Weltökonomie willkommen heißen, statt sich von ihr zurückzuziehen.

Die neugewählten Senatoren der Demokraten sehen das freilich anders. Nicht zufällig kommen sie aus Staaten mit alter und sterbender Industrie: Pennsylvania, Virginia, Ohio und Missouri. Bei der Präsidentschaftswahl 2004 hatten die Republikaner dagegen 97 der 100 wachstumsstärksten Kreise Amerikas gewonnen. Die Demokraten sollten ihre Botschaft vorsichtig zwischen ökonomischem Optimismus und dem Ruf nach Staatsintervention changieren lassen, meinen ihre Parteistrategen. Das freilich wäre »die Quadratur des Kreises«, schreibt der Columbia-Professor Tom Edsall.

Die ausgepresste Mitte

Amerikas Reichen geht es gut. Der Rest des Landes leidet VON EDWARD N. WOLFF

Die amerikanische Wirtschaft wächst, aber die Mittelschicht kämpft gegen ihren Abstieg. So lässt sich die Situation in den USA seit der Jahrtausendwende beschreiben. Zwischen 2000 und 2005 expandierte die Volkswirtschaft trotz einer kurzen Rezession um 14 Prozent, die Arbeitsproduktivität wuchs jährlich im Schnitt um 2,2 Prozent. Doch in den Taschen einer durchschnittlichen amerikanischen Familie schlug sich das Wachstum kaum nieder.

Wenn man etwas über den Lebensstandard solcher Leute erfahren will, schaut man üblicherweise auf das Einkommen jener Familie, die genau im Mittel der amerikanischen Einkommensverteilung liegt. Von 2000 bis 2005 ist es um drei Prozent *gefallen*. Schon zwischen 1973 und 2000 hatte es nur um neun Prozent zugelegt. In den Jahren von 1947 bis 1973 hatte sich das Medien-Familieneinkommen dagegen noch verdoppelt.

Der Hauptgrund für die stagnierenden Einkommen: die Löhne steigen kaum noch. Zwischen 2000 und 2005 legten die realen Stundenlöhne um magere 1,7 Prozent zu. Zwischen 1973 und 2000 fielen sie gar um fast acht Prozent. Und wieder zeigt sich ein krasser Gegensatz zur Periode von 1947 bis 1973, während der die realen Löhne um 75 Prozent zulegten. Unter Berücksichtigung der Inflation entsprach ein durchschnittlicher Stundenlohn im Jahr 2005 etwa dem, was ein Arbeitnehmer 1966 bekam.

Amerikas Durchschnittseinkommen gehen nicht nur zurück, auch die Einkommensverteilung wird immer ungleicher. Um Ungleichheit zu messen, berechnen Sozialforscher den sogenannten Gini-Koeffizienten, der einen Wert von 0 bis 100 annehmen kann – je höher, desto ungleicher. 1968 erreichte der Gini-Koeffizient mit 34,8 seinen niedrigsten Wert. Seither stieg er erst allmählich, dann, in den achtziger und neunziger Jahren, schneller, um 2005 einen Wert von 44 zu erreichen. Das ist eine erhebliche Zunahme der Einkommensungleichheit.

Auch die Vermögenssituation der amerikanischen Mitte hat sich verschlechtert. Von 1983 bis 2001 hat sich ihr Vermögen – der Wert von Häusern, Grundstücken, Konten, Aktien, Anleihen und so weiter, abzüglich ausstehender Schulden – noch um 24 Prozent erhöht. Das lag nicht zuletzt am boomenden Aktienmarkt der späten neunziger Jahre. Doch von 2001 bis 2004 fiel das Vermögen um ein Prozent, obwohl etwa der Wert von Immobilien rasant anstieg.

Nichts hingegen macht den *middle class squeeze,* das Auspressen der Mittelschicht, so deutlich wie ihre steigenden Schulden. Zwei verschiedene Maße werden dafür verwendet. Erstens: das Verhältnis der Schulden zum Nettovermögen einer Familie. Dieses fiel von 37 Prozent 1983 auf 32 Prozent 2001, doch dann stieg es auf 62 Prozent im Jahr 2004. Zweitens: das Verhältnis der Schulden zum jährlichen Einkommen einer Familie. Es stieg von 67 Prozent im Jahr 1983 auf 100 Prozent 2001, um dann 2004 stolze 141 Prozent zu erreichen.

Diese neuen Schulden kamen auf zwei verschiedenen Wegen zustande. Die Hauspreise stiegen, sodass Familien ihre Häuser als Sicherheiten benutzen konnten, um sich höher zu verschulden. Außerdem boten Kreditkartenfirmen günstigere Bedingungen als zuvor, und viele Familien häuften dadurch gewaltige Schulden an. Dabei setzten die Mittelschichten Kredite ein, um trotz sinkender Einkommen ihren gewohnten Konsum beizubehalten.

Vom robusten Wirtschaftswachstum der Bush-Jahre haben vor allem die Unternehmen profitiert. Ihre Gewinne stiegen. Der Anteil von Nettogewinnen (darunter Unternehmensgewinne, Zinseinkünfte und Mieteinkünfte) am gesamten Nationaleinkommen lag 1970 bei 24,8 Prozent. Im Jahr 2005 hatte er 30,1 Prozent erreicht, nahezu das Nachkriegshoch aus dem Jahr 1950.

Die Regierung von George Bush hat dabei nichts getan, um die Belastungen der Mittelschicht zu lindern, um die Erosion ihres Lebensstandards umzukehren oder um die steigende Ungleichheit zu bekämpfen. Im Gegenteil: Die von ihm verabschiedeten Steuererleichterungen halfen überwiegend den Reichen.

Es gibt Möglichkeiten, gegenzusteuern. Der direkteste Weg, um den Lebensstandard der mittleren Schichten wieder zu erhöhen und die Ungleichheit zu bekämpfen, wäre eine Stärkung der Gewerkschaften. Diese vertreten in den USA nicht nur traditionelle Arbeitermilieus, sondern längst auch viele Angestellte – Polizisten oder Piloten, kaufmännische Angestellte oder Lehrer. Freilich ist der gewerkschaftliche Organisationsgrad in den Vereinigten Staaten im Vergleich zu anderen Ländern niedrig – und das wiederum scheint mir einer der wesentlichen Gründe für den wachsenden Unterschied zwischen Arm und Reich sowie für die sinkenden Reallöhne zu sein. Also sollte es in den USA wieder leichter werden, sich am Arbeitsplatz gewerkschaftlich zu organisieren. Notwendig dafür wäre eine Reform der Arbeitsgesetze, die das Etablieren neuer Gewerkschaften derzeit noch erheblich erschweren.

Aus dem Englischen von Thomas Fischermann

Edward N. Wolff lehrt Ökonomie an der New York University und ist führender Experte zum Thema soziale Gerechtigkeit

Nr. 8 | DIE ZEIT | 2. Fassung! | S.24 | SCHWARZ | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | S. 25

Bunt und riskant

Foto [M]: Stockdisc/corbis

Auch simple Plastik-Badeenten können **GIFTIG** sein

Hautcreme, Lampen, Spielzeug: Die Zahl gefährlicher Produkte steigt

VON MARCUS ROHWETTER

Wer seine Haut eincremt, will sie pflegen – aber nicht mit einer »überhöhten Konzentration von Quecksilber«. Wie sie deutsche Behörden in jenen rot-blauen Cremedosen fanden, die sie vor wenigen Monaten aus dem Verkehr zogen.

Elektrische Luftentfeuchter sollen das Raumklima verbessern – aber nicht in Flammen aufgehen, weil die Stromkabel schlecht isoliert sind. So wie bei einer Reihe von Geräten, die der Gewerbeaufsicht Cuxhaven im November auffielen.

Kleinkinder lieben niedliche bunte Plastiktiere – allerdings sollten diese keine giftigen Stoffe enthalten. Wie es beispielsweise bei jenem Babyspielzeug der Fall war, das noch bis kurz vor Jahreswechsel bundesweit bei einem deutschen Discounter verkauft wurde.

Ob Deutschland oder Frankreich, Ungarn oder Finnland: In ganz Europa ist die Zahl gefährlicher Produkte in der jüngsten Vergangenheit »drastisch gestiegen«, wie die EU-Kommission bilanziert. Wöchentlich werden über das Meldesystem Rapex die Daten all jener Alltagsgegenstände veröffentlicht, bei denen Unternehmen oder Behörden in den einzelnen Mitgliedsländern ein gesundheitliches Risiko für die Verbraucher vermuten. Verkaufsverbote und Rückrufe gibt es mittlerweile zuhauf – für heiß laufende Handyakkus und fehlerhafte Airbags, für Schreibtischlampen mit Stromschlag-Gefahr und Kunststoff-Dekoartikel, die giftige Gase ausdünsten. 1051 Produktwarnungen wurden im vergangenen Jahr registriert, ein Zuwachs von mehr als 20 Prozent gegenüber dem Vorjahr.

Angesichts der kaum überschaubaren Menge von Produktneuheiten, die Jahr für Jahr in die Elektromärkte und Warenhäuser drängen, mag die Zahl niedrig und die persönliche Gefährdung einzelner Verbraucher gering erscheinen. Dennoch ist der Trend eindeutig. »Aus unserer Sicht belegt der Anstieg der Meldungen aber auch, dass das System immer besser funktioniert«, sagt Jim Murray, Chef des europäischen Verbraucherverbandes BEUC in Brüssel. Seit vor drei Jahren die ersten Produktwarnungen europaweit über Rapex veröffentlicht wurden, ist überhaupt erst erkennbar, wie es um die Sicherheit von Alltagsgegenständen bestellt ist. In den einzelnen Mitgliedsländern der Europäischen Union scheinen demnach höchst unterschiedliche Risiken auf die Verbraucher zu lauern. Ungarische Konsumenten zum Beispiel sollten den Kauf neuer Lampen vielleicht aufschieben: In nur einer Januarwoche fielen dort gleich fünf Modelle negativ auf.

Jedes zweite gefährliche Produkt stammt aus China

Die Warnungen sind keinesfalls übertrieben. Rapex ist kein Spielplatz für Hysteriker, die einen Blumentopf schon deshalb als lebensgefährlich betrachten, weil er vom Balkon fallen könnte. Die meisten Meldungen sind als *serious risk* klassifiziert: als gravierendes Risiko. So warnte erst kürzlich ein Autohersteller vor einem seiner neuen Modelle, weil die Bremsen »aufgrund einer Verunreinigung der Bremsflüssigkeit« nicht richtig funktionieren könnten.

Dass mehr und mehr gefährliche Produkte gefunden werden, erklären sich Experten unter anderem mit den zunehmenden Importen aus Fernost. »Dort haben viele Länder immer noch Probleme mit der Qualitätssicherung«, sagt Bernd Franke, Leiter des Bereichs Strategieentwicklung beim Prüfinstitut des Verbands der Elektrotechnik (VDE) in Offenbach. Die Statistik belegt: Fast jedes zweite gefährliche Produkt stammt aus China. Das ist wenig überraschend. Europa ist einer der größten Handelspartner der Volksrepublik und bezieht von dort Tausende Schiffsladungen mit Textilien, Haushaltselektronik und Plastiknippes. Ware aus heimischer Fertigung muss andererseits nicht besser sein. Auch ein aus Deutschland stammendes Reparaturset für Fahrradreifen findet sich bei Rapex, weil es krebserregende und erbgutschädigende Stoffe enthielt.

Besonders problematisch sind Produkte für die jüngsten Verbraucher – etwa jede vierte Warnung bei Rapex betrifft Spielzeug oder Kinderkleidung. Ein Beispiel dafür sind die orangefarbenen Plastik-Badeenten für Kinder ab drei Monaten, die Mütter und Väter zwischen Juli und Dezember vergangenen Jahres in den Filialen der stark expandierenden Firma Tedi aus Dortmund (»der sympathische Ein-Euro-Discounter«) erstehen konnten. Kaufpreis: 1,50 Euro. Produktionsort: China. Problem: chemische Weichmacher – fatal bei einem Produkt, das von Kleinkindern gern mal in den Mund genommen wird.

Ein zweites, ähnliches Spielzeug wurde aus demselben Grund vom Markt entfernt. »Im Rahmen von Behördenbesuchen waren bei diesen Artikeln Proben entnommen worden, bei denen leichte Überschreitungen der Grenzwerte festgestellt wurden«, sagt Carolin Steffens, Marketingleiterin bei Tedi. »Die von uns daraufhin freiwillig angestoßene Rückrufaktion gehört zu unserer Philosophie als Start-up-Unternehmen.« Grundsätzlich lege man »großen Wert darauf, dass die Ware bereits, bevor sie in den Handel gelangt, in Labortests überprüft wird«. Erst testen, dann verkaufen? Auf den Internetseiten des Unternehmens ist der Rückruf auf den 12. Januar 2007 datiert – also mehr als sechs Monate nach dem Verkaufsstart.

Ein Rauchmelder von Aldi drohte in Flammen aufzugehen

Rapex erlaubt es, Informationen über europaweit vertriebene Produkte schnell auszutauschen. Für die Behörden ist das vorteilhaft, aus Sicht der Unternehmen hingegen bedeutet jede Meldung eine große Unsicherheit. »Die Behörden der Mitgliedsländer ziehen daraus oft unterschiedliche Rückschlüsse. Was in einem Land als wenig risikoträchtig angesehen wird, kann in einem anderen einschneidende Maßnahmen auslösen«, kritisiert Rechtsanwalt Fabian Volz, Spezialist für Produktsicherheitsrecht bei der Großkanzlei Lovells in München. Andererseits zwingt diese Unsicherheit viele Firmen dazu, ihre Warenströme innerhalb der EU genauer zu überwachen – schon allein, um im Notfall reagieren zu können.

Wichtiger noch: Das Melderegister soll ökonomischen Druck erzeugen. »Werden Hersteller und Händler namentlich genannt, können diese sehr schnell ein Imageproblem bekommen«, sagt Anwalt Volz. Selbst für den Discountgiganten Aldi war es ein Rückschlag, als das Unternehmen im vergangenen Jahr nicht funktionierende – und damit letztlich brandgefährliche – Rauchmelder zurückrufen musste. Damit steigt der Anreiz für die Firmen, ihre Produkte freiwillig zu testen. Erst recht, weil staatliche Kontrolleure die öffentliche Aufmerksamkeit zunehmend auf bestimmte Warengruppen lenken. »Behörden wählen gezielt Produkte für Stichproben aus«, sagt Volz. »Vor Weihnachten wurden zum Beispiel sehr häufig Lichterketten kontrolliert – und natürlich hat man auch zahlreiche Negativbeispiele gefunden.«

Hilfreich ist die Erkenntnis, dass auch die Ängste der Verbraucher in Bezug auf ihre Haushaltsgerätschaften regional unterschiedlich verteilt sind. Das gilt offenbar weltweit: In den Vereinigten Staaten sei derzeit die Furcht vor brennenden Möbeln weitverbreitet, berichten Experten. Osteuropäer hingegen würden implodierende Fernsehgeräte als Problem betrachten.

Der öffentliche Druck scheint langsam zu wirken. »Chinesische Hersteller haben das Problem mittlerweile erkannt«, so Volz. »Erst im September vereinbarten China und die EU eine ›Roadmap for safer toys‹, um die Qualitätskontrollen bei der Spielzeugproduktion zu verbessern.« Europäische Behörden und Unternehmen schicken seitdem Experten nach Fernost, um in den dortigen Fabriken westliche Standards zu installieren und bei den Herstellern mehr Qualitätsbewusstsein zu wecken.

Ob und wann sich dies in einer sinkenden Zahl gefährlicher Produkte niederschlägt, ist jedoch ungewiss. Keine Behörde, egal in welchem Land, ist in der Lage, wirklich alle Alltagsprodukte auf ihre Qualität zu überprüfen. Eine Pflicht zur technischen Kontrolle von Alltagsgegenständen gibt es in Europa nicht. Nicht einmal der Preis gibt einen eindeutigen Hinweis auf die Sicherheit der gekauften Ware. »Billige Produkte müssen nicht zwangsläufig gefährlich sein. Aber schlecht verarbeitete sind das oft«, sagt VDE-Stratege Franke. Das Problem sei nur: »Für Verbraucher sind Mängel so gut wie nie zu erkennen. Ein Bügeleisen kann toll aussehen, aber wenn die Materialien schon bei niedrigen Temperaturen Feuer fangen, wird es gefährlich.«

Die zahlreichen Prüfzeichen, Siegel, Logos und Symbole sind allenfalls für jene Verbraucher eine Hilfe, die bereit sind, sich durch den Dschungel der Kriterien zu quälen. Überdies müssen sie wissen, dass nicht jedes Zeichen zwangsläufig eine hohe Qualität signalisiert (siehe Kasten). Das CE-Zeichen beispielsweise ist lediglich eine Art Reisepass für Alltagsgegenstände, ohne den diese in der Europäischen Union gar nicht verkauft werden dürfen.

Mit den beiden Buchstaben bescheinigt sich der Produzent selbst, europäische Sicherheitsvorschriften beachtet zu haben. Überprüft wird das im Regelfall dann nicht mehr. »Ob die CE-Kriterien tatsächlich erfüllt sind«, kritisiert Franke, »weiß nur der Hersteller.«

Audio www.zeit.de/audio

SIEGEL UND KENNZEICHEN

Verwirrend

Wer jemals genauer auf das Ladegerät eines Handys, die Unterseite einer Computermaus oder eine Mehrfachsteckdose geschaut hat, findet dort meist eine Reihe von Zeichen. Sie alle lassen vermuten, dass das Gerät von irgendeiner Institution geprüft, zugelassen oder sonstwie zertifiziert wurde. Von wem, ist allerdings oft nur Eingeweihten verständlich. Ebenso wenig lässt sich zweifelsfrei die Frage beantworten, ob jedes Prüfsiegel eine Bedeutung für den Verbraucher hat, denn sie beziehen sich oft auf verschiedene Länder.

Zahlreiche industrielle Erzeugnisse tragen die **Kennzeichnung CE.** Hierbei handelt es sich in der Regel nicht um ein Prüfzeichen, auch wenn es so aussieht. Normalerweise erklärt der Hersteller eines Produktes durch die Verwendung des Zeichens lediglich, dass die Ware den europäischen Vorschriften entspricht. Stimmt dies nicht, macht er sich unter Umständen schadensersatzpflichtig. Richtlinien legen fest, welche Produkte ein CE-Zeichen tragen müssen – ohne das Zeichen dürfen sie in Europa nicht verkauft werden.

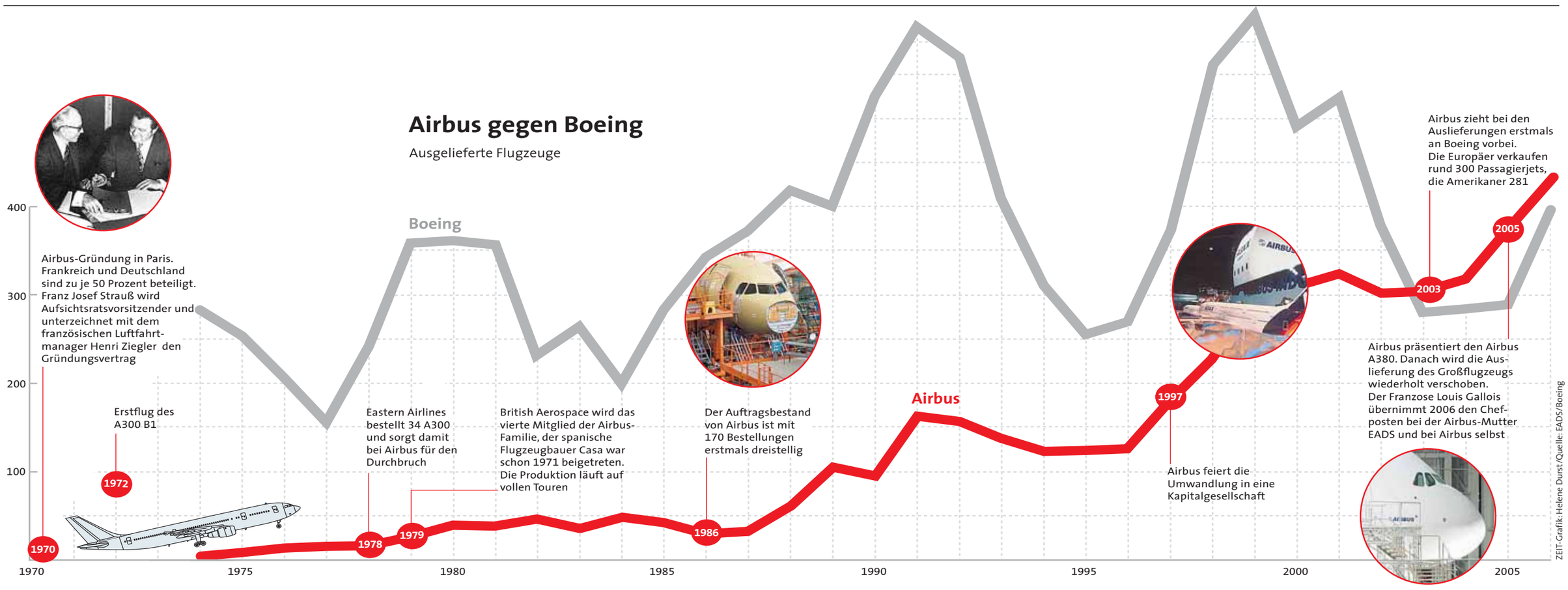
Ein freiwilliges Siegel ist das **VDE-Zeichen,** das vom Verband der Elektrotechnik, Elektronik und Informationstechnik (VDE) vergeben wird. Man findet es auf elektrotechnischen Geräten, aber auch auf medizinischen Apparaten. Um es verwenden zu dürfen, müssen sich die Hersteller einer Kontrolle des Produktes und der Produktionsstätte unterwerfen. Dafür bestätigt ihnen der VDE »die Sicherheit des Produktes hinsichtlich elektrischer, mechanischer, thermischer, toxischer, radiologischer und sonstiger Gefährdung«.

Sehr weit verbreitet ist das ebenfalls freiwillige Zeichen **GS – Geprüfte Sicherheit.** Es kann von zahlreichen Prüfinstituten vergeben werden, unter anderem vom TÜV. Diese unabhängigen Stellen bestätigen dann, dass das Produkt die Vorschriften in Bezug auf Sicherheit und Gesundheit des Benutzers erfüllt. **ROH**

Nr. 8 | DIE ZEIT | S.25 | SCHWARZ | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 26

SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow


Airbus gegen Boeing
Ausgelieferte Flugzeuge
Boeing
Airbus
400
300
200
100
1970
1975
1980
1985
1990
1995
2000
2005
Airbus-Gründung in Paris. Frankreich und Deutschland sind zu je 50 Prozent beteiligt. Franz Josef Strauß wird Aufsichtsratsvorsitzender und unterzeichnet mit dem französischen Luftfahrtmanager Henri Ziegler den Gründungsvertrag
1970
Erstflug des A300 B1
1972
Eastern Airlines bestellt 34 A300 und sorgt damit bei Airbus für den Durchbruch
1978
British Aerospace wird das vierte Mitglied der Airbus-Familie, der spanische Flugzeugbauer Casa war schon 1971 beigetreten. Die Produktion läuft auf vollen Touren
1979
Der Auftragsbestand von Airbus ist mit 170 Bestellungen erstmals dreistellig
1986
Airbus feiert die Umwandlung in eine Kapitalgesellschaft
1997
Airbus zieht bei den Auslieferungen erstmals an Boeing vorbei. Die Europäer verkaufen rund 300 Passagierjets, die Amerikaner 281
2003
2005
Airbus präsentiert den Airbus A380. Danach wird die Auslieferung des Großflugzeugs wiederholt verschoben. Der Franzose Louis Gallois übernimmt 2006 den Chefposten bei der Airbus-Mutter EADS und bei Airbus selbst
ZEIT-Grafik: Helene Durst/Quelle: EADS/Boeing

»Das ist ein Stück von uns«

Nächste Woche präsentiert der Airbus-Chef seinen Sanierungsplan. Die IG Metall redet schon von Streik **VON CLAAS PIEPER**

Seinen ersten Airbus A380 bekam Heinrich Segger vom Chef geschenkt. Als im Dezember 2000 endlich der Startschuss für die Produktion des Riesenvogels fiel, verteilte der Meister in Halle 45 an jeden Mitarbeiter ein A380-Modell im Maßstab 1 : 400. Auch an Segger, der im Airbus-Werk Varel Kleinteile fräst. Der gelernte Kfz-Mechaniker sammelt Airbus-Flugzeugmodelle, 115 stehen schon in seinen Regalen. Über seinen Arbeitsplatz sagt der 53-Jährige: »Es ist ein Geschenk, da jeden Morgen hinzugehen, und wenn es eilige Teile gibt, dann komme ich auch samstags.«

Nicht zuletzt motivierte Arbeitnehmer wie Segger haben Airbus in der Vergangenheit zu immer größeren Erfolgen verholfen. Von der Konzernmutter EADS wurde die für den Bau von Zivilflugzeugen zuständige Tochter noch im Geschäftsbericht 2005 gefeiert. Im »Jahr der Rekorde« lieferten die beiden Endmontagen in Toulouse und Hamburg zusammen 378 Flugzeuge aus, jeden Tag gingen drei Neubestellungen ein, der Gewinn vor Zinsen und Steuern (Ebit) wuchs auf 2,3 Milliarden Euro. Die Auftragsbücher sind immer noch so voll, dass es Arbeit für die nächsten fünf Jahre gibt.

Am 2. Februar 2007 steht Heinrich Segger in seiner blauen Jacke mit dem weißen Firmenemblem zwischen 8000 anderen Menschen vor dem Airbus-Werk im niedersächsischen Varel und hat Angst – um seinen Arbeitsplatz an der Fräsmaschine in Halle 45. Dem Unternehmen fehlt Geld, viel Geld, und das, weil der A380 noch immer nicht im Maßstab 1 : 1 geliefert werden kann. Erst harmonierte die Software nicht, dann gab es Probleme mit der Verkabelung in den Kabinen. Nur einer statt der ursprünglich geplanten 26 Riesenjets wird deshalb bis Jahresende beim Kunden landen. Weil jeder Flieger rund 200 Millionen Euro wert ist, fehlen dem Unternehmen damit um die fünf Milliarden Euro in der Kasse. Zudem stiegen die Entwicklungskosten des neuen und etwas kleineren Langstreckenfliegers A350 XWB gegenüber früheren Prognosen um ebenfalls sechs Milliarden Euro. Die dritte Sorge: Der Konzern, der vor allem in Europa produziert, aber in Dollar abrechnet, klagt über die Schwäche der US-Währung. Seit Segger den Mini-Airbus geschenkt bekam, büßte der Konzern deshalb 20 Prozent Wettbewerbsfähigkeit gegenüber dem Rivalen Boeing ein. Bis 2010 könnte das noch einmal zwei Milliarden Euro zusätzlich kosten.

Seit Oktober haben sich die Probleme aufgetürmt, fast täglich gibt es neue Gerüchte darüber, wie das Management diese Finanzsorgen in den Griff bekommen will. Wie Heinrich Segger wissen viele Mitarbeiter nicht, ob sie bei Airbus noch eine Zukunft haben. »Diese Ungewissheit ist das Schlimmste«, sagt Segger. Im Vareler Krankenhaus melden sich fast täglich Airbus-Mitarbeiter, die über Brustschmerzen klagen. »Es sind Männer um die 50 ohne Vorerkrankungen. Sie wirken verunsichert und gestresst«, sagt ein Arzt. Die Sorge um ihren Arbeitsplatz hat die Männer krank gemacht.

Die Unternehmensführung will die durch den A380 ausgelöste Krise zur Generalsanierung nutzen. Sie stellt alle Produktionsprozesse infrage. Braucht Airbus auch in Zukunft 16 Standorte, darunter sieben in Deutschland? Wie kann das Material günstiger beschafft werden? Was zählt zum Kerngeschäft, und was können auch Zulieferer leisten?

Fünf Monate lang ist Airbus-Chef Louis Gallois von Standort zu Standort geflogen, am 20. Februar will er endlich Details des Sanierungsprogramms mit dem markigen Titel »Power 8« bekannt geben. Bisher scheint nur sicher, dass damit von 2010 an pro Jahr zwei Milliarden Euro eingespart werden sollen.

Jeder andere Konzern hätte die Fragen, die Gallois seit seinem Amtsantritt im Oktober gestellt hat, längst beantworten müssen. Aber Airbus ist »nach politischen und historischen Verhältnissen geformt worden, nicht nach betriebswirtschaftlichen Argumenten«, sagt der Londoner Analyst einer großen amerikanischen Bank.

Deutsche und Franzosen ringen um die Macht im Konzern

Entstanden sind Airbus und die Muttergesellschaft EADS – die auch Militärjets, Hubschrauber, Raketen und Satelliten baut – einst auf Druck und mit großzügiger finanzieller Hilfe der Regierungen in Deutschland und Frankreich. Sie wollten in der Luft- und Raumfahrt ein europäisches Gegengewicht zu den dominierenden US-Konzernen Boeing, Lockheed und McDonnell Douglas schaffen. Schon deshalb haben bei EADS die Staaten das Sagen. Frankreich ist direkt und im Verein mit dem Privatkonzern Lagardère mit 22,46 Prozent beteiligt, auf deutscher Seite hielt bislang der Daimler-Chrysler-Konzern 22,47 Prozent. Aber weil das klamme Stuttgarter Unternehmen ein 7,5-Prozent-Paket seiner EADS-Anteile verkaufen wollte, haben Bund und Länder jetzt mit Großbanken diese Anteile übernommen. Die Stimmrechte nimmt weiter DaimlerChrysler wahr. Durch diese mühsam gefundene Konstruktion soll das deutsch-französische Gleichgewicht gewahrt bleiben. Und die deutsche Politik hofft, dadurch eine von den Arbeitnehmervertretern befürchtete einseitige Sanierung zulasten deutscher Standorte zu verhindern.

Das größte Politikum ist der A380. Das über 70 Meter lange Flugzeug hat Platz für 555 Passagiere und war bis zum Desaster um die pünktliche Auslieferung der Stolz aller Airbus-Leute. Den Erstflug über Hamburg feierte der größte deutsche Airbus-Standort in Hamburg-Finkenwerder mit einem Tag der offenen Tür, den 150 000 Menschen besuchten. Auch Horst Segger hatte Karten gewonnen. Er erinnert sich: »Dann bin ich reingelaufen in dieses Chaos und stand irgendwann auf einem Deich in Neuenfelde.« Dort flog der Airbus A380 über die Köpfe hinweg, und »mir sind fast die Tränen gekommen, denn das ist ein Stück von uns«. Wenn dieses Flugzeug endlich zu den Kunden abhebe, sei das »ein Inbegriff von Hightech, von Können und von Wissen«, schwärmt ein Betriebsrat.

Sollte die Endauslieferung des A380 komplett nach Toulouse abwandern, befürchten die deutschen Arbeitnehmer in der Folge weitere Verluste. Schließlich verspreche der Riesenjet angesichts der 166 Vorbestellungen ein »Renner der nächsten 30 Jahre« zu sein, glaubt Horst Niehus, der Betriebsratschef des Hamburger Werkes. Der Produktionsanteil am A380 sichere langfristig mehr als 800 Arbeitsplätze in Finkenwerder. Alternativ zum Beispiel auf die Auslieferung der nächsten A320-Generation zu setzen – die frühestens 2013 abhebt – wäre fahrlässig, sagt Niehus. Die deutschen Standortpolitiker springen ihm bei. Kein Wunder: Mit 750 Millionen Euro hat zum Beispiel Hamburg den Ausbau für den A380 unterstützt, ein halbes Dorf wurde für die Startbahnverlängerung zwangsumgesiedelt und ein Naturschutzgebiet in der Elbe, das Mühlenberger Loch, zugeschüttet. Alles gegen massive Widerstände. Sollte sich am 20. Februar zeigen, dass diese Anstrengungen vergeblich waren, wird Bürgermeister Ole von Beust (CDU) einen schweren Stand haben in Hamburg.

Aber Beust hat die Bundesregierung hinter sich. Deutschland zählt auch zu den wichtigsten EADS-Kunden, und »das Unternehmen kann sich bei Entscheidungen nicht davon lösen«, ist selbst der Analyst aus London überzeugt. Mit einem präzisen Forderungskatalog im Aktenkoffer hat Wirtschaftsminister Michael Glos (CSU) noch am Dienstag in Berlin Unternehmenschef Gallois getroffen. Bloß keine Benachteiligung deutscher Standorte, fordert Glos. Das gefällt den deutschen Betriebsräten. Die wittern schon lange eine französische Vorherrschaft und unterfüttern die Behauptungen mit Hinweisen auf die Struktur des Topmanagements. Dort sei der Anteil deutscher Führungskräfte in den vergangenen vier Jahren um 30 Prozent gesunken, sagt der Hamburger Betriebsrat Niehus.

Unabhängige Experten wie der Londoner Analyst fordern dagegen, dass sich Airbus nach betriebswirtschaftlicher Logik organisiert. Deshalb müsse sich das Management von Standorten trennen, sich auf die Kernfähigkeiten spezialisieren und nicht mehr alles »vom Ausbuchten der Metalle bis zur Innenbeleuchtung« selbst produzieren. Dann werde, so der Kapitalmarktexperte, der EADS-Aktienkurs in den kommenden Monaten auch steigen.

Sollte sich diese Logik durchsetzen, sagen die deutschen Betriebsräte ein Horrorszenario voraus: 10 000 Menschen würden hierzulande ihre Arbeit für Airbus verlieren, 5000 davon direkt in den Airbus-Werken und ebenso viele bei Zulieferern. Die Namen der niedersächsischen Standorte Varel und Nordenham fallen stets zuerst, wenn über den Verkauf von deutschen Werken geredet wird. Eine Milliarde Euro, so schätzen Insider, könnte das bringen. Nordenham und Varel wären dann zu Zulieferbetrieben degradiert wie Hunderte Mittelständler schon jetzt. Sie müssten mit Unternehmen in Osteuropa oder sogar Asien konkurrieren.

Heute bezahlt Airbus Heinrich Segger den Tariflohn der IG Metall. Bei Schichtarbeit sind Zulagen garantiert. Bei einem Unternehmensverkauf könnten diese Arbeitsverträge womöglich gekündigt werden und die Löhne sinken. »Aber können die uns denn so einfach verkaufen?«, fragt Segger.

Französische Anwälte prüfen nach Informationen einiger Arbeitnehmervertreter schon jetzt, ob die Verträge von Segger und seinen Kollegen angefochten werden könnten. Noch aber hat der Fräser eine Beschäftigungsgarantie bis 2012.

Bis zu 30 Prozent könnte Airbus noch in der Fertigung sparen

Selbst wenn die 1300 Mitarbeiter in Varel und die 2200 Kollegen in Nordenham im Konzern verbleiben, ist ihre Zukunft nicht sicher. Schon den nächsten Flieger will Airbus vor allem aus Kohlenstofffaser-Verbundstoffen (CFK) herstellen. Während nach internen Berechnungen in jedem A380 rund 60 Prozent Aluminium und 22 Prozent CFK stecken, soll der CFK-Anteil beim neuen Langstreckenflugzeug A350 XWB auf 52 Prozent wachsen. An den auf Metall spezialisierten Standorten Nordenham und Varel könnte die Produktion, die 2012 beginnen soll, vorbeigehen. Die Vareler Bewerbung, sich an der CFK-Produktion zu beteiligen, habe Toulouse im vergangenen Jahr abgelehnt, sagt ein Insider. Konzentriert wird die CFK-Fertigung stattdessen in Stade. Dort arbeiten bereits 50 Firmen daran, die mit Kohlenstofffasern verstärkten Kunststoffe in Serie und Masse zu produzieren.

Seit Anfang der achtziger Jahre experimentiert Airbus mit dem neuen Werkstoff, der Gewichtsersparnisse von bis zu 40 Prozent ermöglichen soll. »Langfristig könnte die Fertigung zudem um bis zu 30 Prozent günstiger werden«, sagt Gerhard Ziegmann, Professor der Technischen Universität Clausthal. Rivale Boeing baut seine 787-Flieger schon jetzt überwiegend aus CFK. Die Amerikaner seien Airbus voraus, sagt Ziegmann, »jetzt hetzt Airbus ein bisschen hinterher«. In Stade, so eine Analyse des Betriebsrats, könnten 150 Arbeitsplätze entstehen. Allen anderen deutschen Standorten jedoch drohe allein durch die Umstellung der Produktion auf CFK der Verlust von 1500 Stellen. Spanier und Franzosen haben sich frühzeitig auf CFK spezialisiert. Da in Toulouse bereits der A330 und der A340 montiert werden, wäre es »ökonomisch sehr kritisch«, den etwas längeren A350 XWB in Deutschland auszuliefern, sagt gar ein deutscher Betriebsrat: »Frankreich ist prädestiniert dafür.«

Sollte die Airbus-Spitze um Gallois den Verkauf von Werken beschließen, will die IG Metall streiken. Horst Segger wäre dabei. »Ich kämpfe nicht für mich, sondern für meinen Sohn.« Der hat vor 13 Jahren bei Airbus in Varel angefangen und sich im »Jahr der Rekorde« ein Haus gekauft.

Weitere Informationen im Internet:
www.zeit.de/airbus

Fotos v. l.: Airbus, Schilling/dpa, Lert + Meigneux, beide Sipa

Vor dem Aus?

Im friesischen Varel geht es um eine lange Tradition – und um 2600 Jobs

Airbus retten wollen sie alle. Allerdings verstehen beide darunter etwas anderes, der Konzern und die Mitarbeiter in Varel. Für das Unternehmen geht es um 260 Millionen Euro – so viel könnte Insidern zufolge der Verkauf des Werks in der norddeutschen Stadt bringen. Für Varel geht es um mehr als 1300 Jobs beim größten Arbeitgeber im Landkreis Friesland und um ebenso viele Jobs bei Zulieferern. »Unsere Region muss um ihre Existenz kämpfen«, sagt Bürgermeister Gerd-Christian Wagner. Der denkt an die vielen Familien, aber auch an Einnahmeausfälle bei der Gewerbesteuer. Es geht um bis zu 20 Millionen Euro in den nächsten drei Jahren. Wie soll die Stadt das ausgleichen? Solche Fragen treiben die Politiker in Stadtrat und Kreistag um, ebenso die 25 000 Einwohner.

Airbus ist in Varel Teil einer langen Tradition. 2006 feierten sie hier 50 Jahre Zerspanung. Seit 1956 werden in Varel Metalle für Flugzeuge gedrechselt, gedreht und gefräst. Höchstens der Ostfriesentee hat hier mehr Tradition als die Flugzeugwerke. Auf der Feier schwärmte der Festredner, Landrat Sven Ambrosy, noch von den Erfolgen des Unternehmens. »Voller Stolz und Zuversicht« habe Airbus Varel »in eine glänzende Zukunft« geblickt – mit Millioneninvestitionen sollte der Auftragsboom bewältigt werden, mehr als 100 Mitarbeiter wurden 2006 eingestellt.

»Wie kann das sein, dass man nach einem Jahr das Unternehmen nicht wiedererkennt«, fragt Ambrosy jetzt. Die Zukunft scheint so grau wie die Bleche, die Airbus-Werker hier Tag für Tag bearbeiten. Seit sechs Monaten bangen die hoch qualifizierten Fachkräfte um ihren Arbeitsplatz. »Und kein Tag vergeht ohne neue Gerüchte«, klagt einer. Und überhaupt: »Was können wir denn dafür, wenn der Dollar sinkt?«

Jede Äußerung zehrt an den Nerven. Wenn Unternehmenschef Louis Gallois sagt: »Wir müssen das Verhältnis zu unseren Partnern und Zulieferern neu bestimmen«, steigt der Adrenalinspiegel in Varel. Vor allem bei den Zulieferern. »Toulose wartet doch nur darauf, einen Grund zu haben, die Verträge mit Lieferanten zu kündigen«, vermutet ein Kreistagsabgeordneter. Darum schweigen alle. Keiner will sich äußern über die Zukunft seines Unternehmens. »Wir möchten keine Angriffsfläche bieten für irgendjemanden«, sagt der Prokurist eines Maschinenbauers, dessen Umsatz zu mehr als 90 Prozent von Airbus-Aufträgen abhängig sein soll. Mehr als 100 Mitarbeiter bangen dort um ihre Zukunft. Im Vareler Umland spannt sich ein Netz von Mittelständlern, die sich zum Beispiel auf Elektro- oder Steuerungstechnik spezialisiert und ohne Airbus keine Zukunft haben.

»Drei oder fünf Jahre lang wird hier noch gearbeitet, aber was dann?«, fragt Wirtschaftsförderer Bernd Bureck. »Dann droht der Hammerschlag, der richtig wehtut.« Er will die Abhängigkeit von Airbus seit Jahren aufbrechen und setzt auf den Tiefwasserhafen, der bis 2010 im 25 Kilometer entfernten Wilhelmshaven gebaut werden soll. Am Stadtrand von Varel sollen sich Unternehmen aus Chemie oder Metallverarbeitung ansiedeln. Das Hinterland hofft. Auf insgesamt 1200 Arbeitsplätze. **CLAAS PIEPER**

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.26 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | S. 27

Klima-Revolution

Bisher lehnte die Kommunistische Partei in China jede Verantwortung für die Erderwärmung ab. Nun plant die Regierung insgeheim offenbar ein riesiges Öko-Programm VON GEORG BLUME

Gewöhnlich tragen kommunistische Kader Konflikte lieber unter sich aus. Doch vergangene Woche bekamen sich Außenpolitiker und Klimaschützer in der chinesischen Regierung dermaßen in die Haare, dass ihr Streit nicht im Verborgenen blieb. Den Anstoß gab die langjährige Sprecherin des Außenministeriums, Jiang Yu: Für »unabweislich« erklärte sie die Schuld der Industrieländer an der globalen Erwärmung. Wieder einmal lud sie das Problem des Treibhauseffekts auf dem Westen und Japan ab. Das aber wollten sich die Klimapolitiker in der Regierung nicht mehr gefallen lassen. »So unflexibel sind wir nicht mehr«, antworteten sie auf die einseitige Schuldzuweisung des Außenministeriums – und ließen Informationen über ein neues Klimaschutzprogramm der Pekinger Regierung durchsickern.

Wenn es stimmt, was die *ZEIT* aus diesen Quellen exklusiv erfuhr, dann steht in China ein ähnlich weitgehender Politikwechsel bevor, wie er in den USA möglich gewesen wäre, hätte sich dort Präsident George Bush die Empfehlungen der Baker-Hamilton-Kommission zum Irakkrieg zu Herzen genommen. Dabei geht es – wie für die USA im Irak – zunächst auch in China um die Anerkennung einer unbequemen Wahrheit: Laut Internationaler Energie Agentur wird das Land 2009 zum weltweiten Klimasünder Nummer eins vor den USA aufsteigen.

Umweltszenarien wurden bislang als Staatsgeheimnis behandelt

Bisher störte das die Pekinger Regierung nicht. Sie konnte immer darauf verweisen, dass »der Klimawandel durch die historischen Langzeitemissionen der Industrieländer und ihre hohen Pro-Kopf-Emissionen verursacht wurde«, wie Sprecherin Jiang vergangene Woche noch einmal ausführte. Diese sture Abwehrhaltung aber steht nun in der Kommunistischen Partei (KP) intern zur Diskussion. Nach *ZEIT*-Informationen von chinesischen Regierungsberatern will das Pekinger Kabinett noch im ersten Halbjahr 2007 ein 100-seitiges Programm zum Klimawandel verabschieden.

Es würde sich, so die Berater, um das erste offizielle Dokument zum Klimawandel in China handeln, auf das sich die Regierung nach mühsamen mehrjährigen Verhandlungen zwischen den betroffenen Ministerien geeinigt hätte. In dem sogenannten Nationalen Plan für Klimaschutz würden erstmals wissenschaftlich anspruchsvolle Emissionsszenarien veröffentlicht werden, die zeigten, wie der chinesische CO_2-Ausstoß je nach Energiemix bis ins Jahr 2030 steigen könnte. Solche Szenarien wurden bisher als Staatsgeheimnis betrachtet. Nun wolle die Regierung mit ihnen eine solide Basis für Chinas zukünftige Energiepolitik schaffen, heißt es. Der Nationale Plan würde zudem konkrete Schritte in Richtung einer im Sinne des Klimaschutzes verbesserten Energiestruktur aufzeigen und die Höhe der dafür nötigen Investitionen benennen. Die Ausführung des Plans bliebe dann den einzelnen Ministerien überlassen.

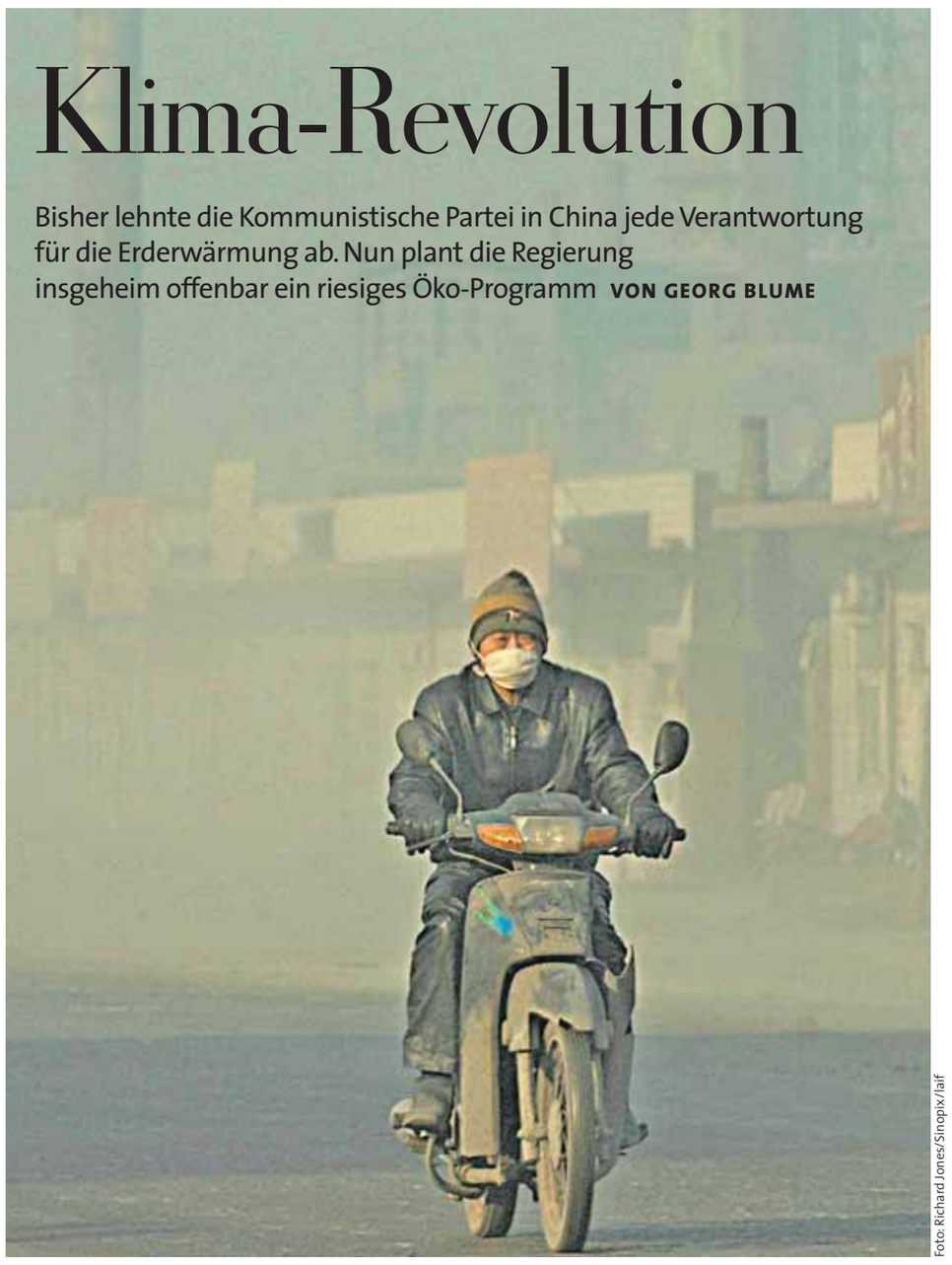


Foto: Richard Jones/Sinopix/laif

ZU DEN SCHMUTZIGSTEN ORTEN IN CHINA zählt Linfen in der Provinz Shanxi

Offenbar glauben sich die Klimaschützer in der KP ihres ersten größeren politischen Sieges bereits sicher. »Die Regierung wird dem Volk in Sachen Klimaschutz endlich die Wahrheit sagen«, sagte ein Berater des Umweltministeriums.

Ganz überraschend käme die klimapolitische Wende nicht. Erst Anfang Januar wurde Chinas lange Zeit einflussreichster Umweltpolitiker, der ehemalige Umweltminister Xie Zhenhua, zum neuen Vizepräsidenten für Umweltschutz und Energiepolitik der Nationalen Reformkommission (NDRC) ernannt. Damit zog erstmals ein Klimaschützer in die allmächtige, über den Ministerien rangierende Reformkommission ein. »Seit Xies Ernennung ist Klimaschutz für die Kommission kein Anti-Thema mehr, das an die Kommission von außen herangetragen wird, sondern wird von ihr selbst okkupiert«, beobachtet Yu Jie, Klimaexpertin von Greenpeace in Peking.

Der Zwang zu mehr Klimapolitik resultiert in China weniger aus internationalem, denn aus innerem Druck. Gerade weil die Angst vor Überschwemmungen und Trockenheit der chinesischen Zivilisation am Gelben Fluß in die Wiege gelegt wurde und bis zur »Jahrhundertflut« von 1998 mit ihren über 5000 Opfern nicht abklang, reagieren viele Chinesen sensibel auf die Warnungen der Klimaforscher – und verlangen Antworten von der Politik. Früher unterschied sich ein guter von einem schlechten Kaiser in China, indem er seinen Untertanen im Fall einer Naturkatastrophe Hilfe bot. Auf Hilfe in Zeiten des Klimawandels aber war die KP bisher nicht vorbereitet. So erlebte das bevölkerungsreiche Sichuan im vergangenen Sommer die schlimmste Dürre seit 50 Jahren. Die zuständigen Kader schienen davon völlig überrascht, während die Meteorologen die Dürre eindeutig mit dem langfristigen Klimawandel erklärten. Ebenfalls hilflos reagierte die Partei auf den seit 140 Jahren niedrigsten Pegelstand des Jangtse im vergangenen Jahr, der einen wochenlangen Trinkwassermangel für Millionen Menschen verursachte. So ahnt inzwischen auch die Masse der Bevölkerung auf dem Land, dass der Klimawandel für sie von schicksalhafter Bedeutung sein könnte. Schon haben sich Aussaat- und Erntezeiten für viele Bauern verändert. »Den meisten Bauern ist der Begriff Klimawandel zwar noch fremd, aber unbewusst reden sie ständig davon: vom viel zu warmen Winter und dem unerträglich heißen Sommer«, berichtet Vize-Bürgermeister Yang Yunbiao aus dem Dorf Nantang in der Armenprovinz Anhui.

Gefährlich, wenn das Volk schneller lernt als die Funktionäre

Kein Zufall also, dass die KP vergangene Woche mit der ersten breit angelegten Aufklärungskampagne zum Klimawandel reagierte. Sonst hätten die Massen den Treibhauseffekt möglicherweise vor der Partei begriffen; es wäre eine Chance für eine unabhängige Umweltbewegung gewesen. Dieses Risiko wollte Peking nicht eingehen. Also dürfen nun die staatlichen Medien das Thema besetzen. Im Pekinger Radio ist von Kosmetikern die Rede, die zur Hautpflege ab 23 Jahren wegen der durch den Klimawandel beanspruchten Haut raten. Das Pekinger Internetportal führt Expertengespräche über das »Überleben der Menschheit nach einer Erhöhung des Meeresspiegels«. Und die Parteizeitung *Global Times* titelt: »Der Klimareport der UN setzt jedes Land unter Druck«. Also auch China.

Fragt sich nur, wie groß die Chancen der künftigen kommunistischen Klimapolitik wirklich sind. Um die derzeit täglich zunehmende Kohleabhängigkeit der boomenden chinesischen Wirtschaft erfolgreich zu bekämpfen, müsste sich die KP zuallererst mit den fünf großen staatlichen Energiekonzernen des Landes anlegen. Kohle müsste höher besteuert und die Energiepreise müssten freigegeben werden. Vielleicht setzt der neue Nationale Plan zum Klimaschutz hier an. Vielleicht begreift die KP den Klimaschutz als neue Legitimation staatlicher Wirtschaftspolitik. Doch Greenpeace-Mitarbeiterin Yu Jie warnt vor zu hohen Erwartungen: »Noch gibt es in China nur ein diffuses Klimabewusstsein und keine öffentliche Debatte über die richtige Energiepolitik.« Dieses Jahr werde zeigen, so Yu, ob sich das ändere.

Vom Winde verweht

Der Bieterkampf um die deutsche Firma Repower zeigt, dass die hiesige Windkraft-Branche für das große Geschäft schlecht gerüstet ist VON CERSTIN GAMMELIN

Mit den Flügeln holen wir die Energie aus dem Wind.« Felix Losada gerät ins Schwärmen, wenn er von den 45 Meter langen, schlanken Rotorblättern erzählt. Sie sind das Markenzeichen von Nordex, dem Unternehmen aus Norderstedt, das seit mehr als 20 Jahren Windkraftanlagen entwickelt und baut. Rotorblätter zählen zu den streng gehüteten Geheimnissen der Branche. Schließlich haben Form und Material wesentlichen Anteil daran, wie viel Energie dem Wind abgetrotzt und in Strom verwandelt werden kann. »Die Flügel gehören zur Kernkompetenz«, erklärt Losada. Nordex produziere deshalb einen großen Teil von ihnen selbst, auch, um »den Abfluss von Know-how« zu verhindern.

Genau dieser Erfindergeist prägt den Ruf der deutschen Windbranche seit Jahren – und macht die Unternehmen interessant für potenzielle Käufer. Insidern zufolge wird Nordex umworben. Und bei dem Hamburger Windanlagen-Hersteller Repower liegen sogar schon zwei Angebote auf dem Tisch.

Vier der zehn größten Windanlagenbauer sitzen in Deutschland. Dass die drei Mittelständler Enercon, mit 13 Prozent Marktanteil das Schwergewicht, sowie Repower (3,1 Prozent Marktanteil) und Nordex (2,6 Prozent Marktanteil) mittlerweile weltweit als Übernahmekandidaten gelten, »ist angesichts des Know-hows selbstverständlich«, sagt Peter Strüven, Geschäftsführer der Boston Consulting Group (BCG). Deutsche Windenergieforscher meldeten 3,7-mal so viele Patente an wie die Konkurrenz aus den USA, die abgeschlagen auf dem nächstfolgenden Platz rangiert. Unter den 150 Technologiebranchen, die BCG jüngst in einer Studie untersuchte, sind nur zwei innovativer als die hiesige Windindustrie. Ob im Eis der Antarktis oder im monsunfeuchten Indien, überall auf der Welt verrichten Windräder made in Germany zuverlässig ihren Dienst.

So wecken die hiesigen Topunternehmen schon länger Begehrlichkeiten. Die Zahl der Übernahmen innerhalb der deutschen Ökobranche stieg 2005 binnen Jahresfrist von 65 auf 113 – »getrieben von der Windbranche«, wie der Energieexperte Helmut Edelmann von Ernst&Young erklärt. Die steigende Nachfrage nach klimafreundlicher Energie werde nun wohl Fusionen »auf höherem Niveau« befördern. In dem um jährlich etwa 25 Prozent wachsenden Markt brauchten Unternehmen eine »kritische Größe, um mehr Einheiten und effizienter zu produzieren«.

Tulsi Tanti ist auf dem Weg zu dieser kritischen Größe. Der Firmenchef der indischen Suzlon Energy will künftig auch in Europa viele Windräder bauen und dabei von deutschem Wissen profitieren. Deshalb hat Tanti in der vergangenen Woche überraschend ein Wettbieten um die Hamburger Repower ausgelöst. Zwanzig Prozent mehr will er zahlen als der bisher einzige Bewerber, der französische Atomkonzern Areva. »Warum sollte ein Windanlagenhersteller von einem Atomkonzern übernommen werden?«, fragt der Inder.

Die Familie Tanti betrieb in den achtziger Jahren im indischen Pune eine Textilfabrik, die unter exorbitanten Energiekosten und ständigen Stromausfällen litt. Mitte der 1990er Jahre schließlich platzte dem Unternehmer der Kragen – er bestellte zwei Windturbinen aus Deutschland, um endlich eine unabhängige und vergleichsweise billige Energiequelle zu haben. Als der Windanlagenbauer später die Produktion einstellen musste, übernahm Tanti einen großen Teil der Ingenieure und begann, selbst Turbinen zu produzieren. Er gab die Garnproduktion auf und ergänzte den Namen der alten Fabrik, Suzlon, um das Wort »Energy«. Inzwischen rangiert das Familienunternehmen mit gut sechs Prozent Marktanteil auf Platz fünf der Weltrangliste.

Jetzt will Tanti einen globalen Windkonzern bauen. »Von Beratung über Entwicklung, Produktion und Betrieb von Anlagen wollen wir alles selbst anbieten.« An Repower interessieren Tanti vor allem dessen Vertriebsstärke auf dem europäischen Markt, die Technologieabteilung und die leistungsstarken Fünf-Megawatt-Windmaschinen. Gelingt der Einkauf, sollen »Forschung und Entwicklung neuer Technologien in Hamburg konzentriert« werden. Repower werde »um den Faktor zwei bis drei wachsen«, wirbt der Inder für sein Konzept.

Wachstum steht auch auf dem Plan von Fritz Vahrenholt. »Wer nicht wächst, muss irgendwann aufgeben«, wusste der Repower-Vorstandsvorsitzende schon Mitte der neunziger Jahre – zu einer Zeit, als viele noch den Traum von der sauberen Energiegewinnung mit Windmühlen träumten, ohne auf strategisches Wachstum zu achten. Als die rot-grüne Koalition später das größte staatliche Förderprogramm für Windenergie auflegte, wurden die Windparks an Land größer und größer, die Träume von den mächtigen Windmühlen im Meer realistischer und die Fragen der Finanzierung immer dringlicher. »Händeringend«, erinnert sich der Repower-Vorstandsvorsitzende, habe er damals nach finanzstarken Partnern oder willigen Banken gesucht – vergebens. Um zu überleben, sagt Vahrenholt heute, bliebe Mittelständlern nur der Gang an die Börse, die Fusion mit Konkurrenten oder die Integration in Technologiekonzerne. Sonst drohe die Pleite, wie sie einst den Automobilbauer Borgward ereilte. »Die Autos waren richtig klasse, aber das Unternehmen gibt es nicht mehr«, sagt Vahrenholt.

Gleiches soll Windweltmeister Deutschland nicht passieren. Die Branche dürfe jetzt weder in der Forschung nachlassen noch strategisches Größenwachstum vernachlässigen, sagt BCG-Geschäftsführer Strüven. Auch die Regierung sei in der Pflicht. »Wenn sie die Entwicklung neuer Technologien über Jahre finanziell fördert, muss sie auch Bedingungen dafür schaffen, dass die Arbeitsplätze in Deutschland bleiben«, so Strüven. Bei der Förderung der erneuerbaren Energien müsse »ein ähnliches Desaster wie beim Luftfahrtkonzern EADS« vermieden werden.

Nr. 8 | DIE ZEIT | S.27 | SCHWARZ | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | S. 28

Was bewegt ...

Detlef Wetzel?

Foto: Bogdan Grzelak/retar.de

Pädagoge, Bienenzüchter, Funktionär: Mit frischen Ideen hat der Gewerkschafter der IG Metall in Nordrhein-Westfalen neues Leben eingehaucht. Manche sehen ihn schon in der Vorstandsspitze

VON HELMUT BADEKOW

Ein Imker für die Arbeiter

Kalter Nieselregen am Fuße des Rothaargebirges. Detlef Wetzel steht in seinem Garten, legt das Ohr an einen grünen Holzkasten und nickt zufrieden. »Da sind sie«, sagt er. Das Summen tief unten im Bienenstock ist Musik in seinen Ohren. Sieben Völker überwintern hier. Zwei mehr als vorgesehen, denn der übliche Schwund blieb aus: kein schwärmender Abgang in einen neuen Staat, keine Seuchen, obwohl die in Nordrhein-Westfalen grassieren. »Es werden immer mehr, weil alles so gut läuft«, sagt der Hobbyimker.

Für Massenorganisationen hat Detlef Wetzel offenbar ein Händchen. Im Sommer 2004 übernahm er die Leitung der IG Metall in Nordrhein-Westfalen. Dieser Bezirk ist der größte bundesweit, er zählt mehr Mitglieder als die gesamte SPD. Vergangenes Jahr gelang Wetzel dort in den Tarifverhandlungen der Pilotabschluss, der bundesweit übernommen wurde. Ob Wetzel in den bald wieder anlaufenden Tarifgesprächen erneut eine herausgehobene Rolle spielen wird, kann niemand vorhersagen. Sicher ist aber: Seit der Siegener die IG Metall in NRW leitet, schrumpft die Gewerkschaft dort nicht mehr. Während Großorganisationen aller Art Mitglieder verlieren, gelingt es Wetzel, Abgänge durch Eintritte auszugleichen. Überall sehen sich die Gewerkschaften mit dem Rücken zur Wand, aber Wetzel spricht von ihrer Renaissance.

Die Bezirksleitung NRW residiert in Düsseldorf im ehemaligen Hauptquartier der Gewerkschaft Textil und Bekleidung, die vor zehn Jahren in der IG Metall aufging. Detlef Wetzel – Dreitagebart, Straßenanzug, dunkler Teint – sitzt in seinem unauffälligen Büro, zündet sich ein Zigarillo an, nicht ohne Erlaubnis einzuholen, und erklärt, dass es den Gewerkschaften besser geht, als man denkt. »Wir haben in zwei Jahren den Trend gedreht. Daran sieht man, dass Gewerkschaften auch heute erfolgreich sein können.«

Aber der Flächentarifvertrag, dieser zentrale Bedeutungsnachweis der Gewerkschaften, verliert er nicht seit Jahren an Kraft? Regeln nicht immer mehr Betriebe Löhne und Arbeitszeiten auf eigene Faust? Wetzel spricht mit leiser Stimme, und das ist keine Attitüde. Er meidet die Schlagwörter des Funktionärs, aber wenn sich eine Formel einmal bewährt hat, dann benutzt er sie auch.

»Tarifpolitik findet eben nicht mehr in der ›Tagesschau‹ statt«

Im Falle der Erosion des Flächentarifvertrages lautet Wetzels Formel: »Tarifpolitik findet eben nicht mehr nur in der *Tagesschau* statt.« Soll heißen: Ja, die Macht der Gewerkschaftszentralen und die Kraft der Flächenverträge lassen nach, immer öfter verlagern sich Tariffragen in die Betriebe. Aber darin sieht er auch eine positive Perspektive. Die Zeit der »Stellvertreterpolitik« sei vorüber, sagt Wetzel. »Die Menschen in den Betrieben müssen wieder mehr Verantwortung für sich und andere übernehmen, und die IG Metall hilft ihnen dabei. Teilzuhaben an den Entscheidungen, empfinden viele als sehr attraktiv.«

Teilhabe ist Wetzels Leitbegriff, seit Willy Brandt den Werkzeugmacherlehrling 1969 mit der Parole »Mehr Demokratie wagen« faszinierte. Als 1972 das neue Mitbestimmungsgesetz kam, war Detlef Wetzel Jugendvertreter. Später holte er auf dem zweiten Bildungsweg das Abitur nach und studierte Sozialarbeit. Nebenbei hielt er gewerkschaftliche Seminare, um junge Arbeitnehmer in die Widersprüche zwischen Kapital und Arbeit einzuführen und darin zu schulen, wie man Interessen durchsetzt. Wer politisch so geprägt ist, hält eine Drift gewerkschaftlicher Macht aus den Zentralen hinaus zu den Belegschaften kaum für die Katastrophe schlechthin. Ist es nicht Teilhabe, wenn es auf die einzelnen Mitglieder ankommt?

Diese Sicht erscheint manchen Funktionären unorthodox. Das zeigt sich auf einer tarifpolitischen Tagung. Wetzel sitzt auf dem Podium, vor und neben ihm Funktionäre verschiedener Gewerkschaften und Wissenschaftler, die das Schicksal der Arbeitnehmervertretungen forschend begleiten. Wetzel legt seine Sicht dar und stellt sich der Diskussion. Wenn er Unterstützung erfährt, sieht man ihm einen Anflug von Genugtuung an. Wenn er kritisiert wird, macht er sich Notizen. Und er muss viel aufschreiben.

Es geht um die Pforzheimer Öffnungsklausel, mit der die IG Metall 2004 betriebliche Tarifabweichungen erleichterte. Wetzel sagt: »Ich arbeite seit 26 Jahren hauptamtlich in der IG Metall. Betriebliche Abweichungen gab es schon immer, aber sie wurden unter der Hand geschlossen und kamen in den Giftschrank. Seit Pforzheim sind diese Vorgänge öffentlich, und wir können die Auseinandersetzung darüber im Betrieb führen. Wenn wir dort stark sind, kommen wir raus aus der Defensive.« Nein, wird ihm entgegnet, die Dezentralisierung sei eine Spirale nach unten. Ein Teilnehmer sagt: Würdest du die Straßenverkehrsordnung aufgeben, nur weil einige sich nicht daran halten? Und ein Professor lässt sich freundlich herab: »Das finde ich ja sympathisch, diese pragmatische Herangehensweise. Aber man muss sich doch auch überlegen: Was kommt da heraus?«

Das tut Wetzel, spätestens seit er 1997 als Erster Bevollmächtigter die Verwaltungsstelle Siegen übernahm. Die damalige Stahlkrise hinterließ im Siegerland tiefe Spuren, und die örtliche IG Metall stand auf verlorenem Posten. »Alle in der Verwaltungsstelle haben viel gearbeitet«, erinnert sich Wetzel, »aber am Ende ging der Verlust an Ansehen, an Mitgliedern, an Durchsetzungsfähigkeit immer weiter.« War das unabänderlich, oder lief etwas falsch? »Am Anfang war das wichtigste, die Krise klar zu beschreiben«, sagt Wetzel, »die Ziele zu kommunizieren und die Konsequenzen zu benennen.« Der Maßstab für die tägliche Arbeit lautete nun: Erfolgreich ist, was der IG Metall nützt, und der IG Metall nützt, was neue Mitglieder bringt. »Wir mussten unterscheiden zwischen Aktivitäten und Projekten, die die Organisation stärken, und jenen, die zwar edel und gut sein mögen, aber für die IG Metall nichts bringen.«

Jede Woche ein neues Projekt. Was nicht funktionierte, wurde gekippt

Jeden Montagmorgen wurde die vergangene Woche bewertet: Was haben wir getan, und wie spiegelt sich das in den Mitgliederzahlen wider? Jörg Weigand war damals einer der Sekretäre in Siegen und ist Wetzel in die Bezirksleitung nach Düsseldorf gefolgt. Er erinnert sich an die Kulturrevolution: »Das war zuerst hart, sich immerzu zu fragen: Was habe ich falsch gemacht? Warum hat es Austritte gegeben? Aber diese Sicht hat eine große Klarheit in unsere Arbeit gebracht.«

Was ankommt und was nicht, mussten Wetzel und seine Mannschaft ausprobieren. Jede Woche ein neues Projekt, und was nicht rasch funktionierte, wurde wieder gestrichen. Das Gutscheinheft zur Sozialberatung von Frauen oder der Service rund um die Pflegeversicherung beispielsweise waren Erfolge, ein völliger Flop die Einkaufsvorteile. »Der Schnäppchenservice war meine größte Verirrung«, gesteht Wetzel. Aber sie war auch eine Lektion: »Die Mitglieder erwarten von uns eine hohe Kompetenz rund um die Themen Arbeit und Beruf, aber nicht, wie man eine Jogginghose billig einkauft.«

Siegen ist für Detlef Wetzel ein Fundus, von dem er zehrt. Dort wuchs er als Sohn einer Verkäuferin und eines Werkmeisters auf. Bei dem Anlagenbauer SMS Demag in der Nähe ging er in die Lehre – als Werkzeugmacher, aber auch als Interessenvertreter. Er sorgte als Jugendvertreter dafür, dass die Azubis im Grundlehrgang Lastwagenmodelle produzierten statt Schrott. Als die Computer die Fertigung eroberten, sollten die Arbeitsvorbereiter die Maschinen programmieren, was die Facharbeiter degradiert hätte. Wetzel setzte sich mit Erfolg dafür ein, dass die Facharbeiter selbst mit der Programmierung betraut wurden. Sie gewannen eine zusätzliche Qualifikation und Wetzel einen Grundsatz für sein Gewerkschafterleben: »Neue Herausforderungen muss man gestalten, und zwar so, dass sie sich für die Arbeitnehmer positiv auswirken.«

Als Bezirksleiter muss er das vor allem in der Tarifpolitik versuchen. »Wetzel war als Verhandlungspartner nicht leicht, aber immer verlässlich«, sagt Michael Jäger, der im vergangenen Jahr als Präsident der Metall-Arbeitgeber in NRW an der Tarifrunde beteiligt war. »Wenn wir unter vier Augen ausloteten, was geht und was nicht geht, dann galt das.« Darin habe sich auch das Gewicht Wetzels im eigenen Lager gezeigt. Der Abschluss entfachte die ersten Spekulationen darüber, ob Wetzels Karriere wohl in den IG-Metall-Vorstand nach Frankfurt führen werde. Sie erhielten bei der erfolgreichen Stahlrunde im Herbst 2006 neue Nahrung und sind seither nicht verstummt.

Zu Wetzels Profil haben auch Kampagnen wie »Besser statt billiger« beigetragen. »Über den Preis können deutsche Firmen nicht auf Dauer konkurrieren«, erklärt der Gewerkschafter. »Irgendwer ist immer billiger. Besser müssen sie werden!« So versucht die IG Metall Forderungen nach Tarifabsenkungen zu begegnen. Bei der Aluminiumgießerei Honsel in Meschede etwa konnte die Betriebslaufzeit verlängert und zugleich über ein besseres Schichtsystem die Arbeitszeit verkürzt werden. »Das haben wir geschafft, ohne an den Tarifvertrag zu gehen«, sagt der Betriebsratsvorsitzende Stefan Vollmer.

Ein Betrieb will den Tarif unterschreiten, und dann findet man eine bessere Lösung – so ist es Wetzel am liebsten. Aber wenn ein Opfer sinnvoll scheint, dann gibt er auch seinen Segen. Allerdings nur, wenn die Mitglieder zustimmen, wenn sie bessergestellt werden als Nichtgewerkschafter und wenn neue Mitglieder eintreten. »Was hat die Gewerkschaft sonst davon? Wir sind doch kein Wohlfahrtsverband«, sagt Wetzel. Und tatsächlich geht die Rechnung auf. Bei Honsel gewann die IG Metall über 400 neue Mitglieder während der Auseinandersetzung um »Besser statt billiger«.

Die Konsequenz liegt für Wetzel auf der Hand: »Gut organisierte Belegschaften werden gute Tarifverträge haben, schlecht organisierte werden schlechte haben.« Und während Kritiker in Wetzels betriebsnaher Politik immer noch so etwas wie Verrat am System sehen, kann er beweisen, dass sein Vorgehen es stabilisiert: Von 40 Betrieben, die in Wetzels Amtszeit Tarifflucht begangen haben, sind 35 wieder in den Tarif zurückgekehrt.

»Manche von denen, die Wetzels Linie bekämpft haben, tun jetzt fast so, als wären sie der Erfinder«, stellt ein Insider fest. Wetzel macht unbeirrt weiter. In Düsseldorf, wo er als Fernpendler wohnt, ist er »immer im Dienst«. Am Wochenende fährt er ins Siegerland in das Eigenheim. Arbeit hat er nicht dabei, das Handy ist meistens aus. Kochen mit seiner Frau oder mit Freunden ist dann angesagt, ein Krimi zur Entspannung vielleicht. Und natürlich die Bienenzucht. Was reizt ihn daran? »Es geht um sehr komplexe Abläufe. Die Kunst des Imkers ist es, wenig, aber gezielt einzugreifen und das Bienenvolk so zu unterstützen, dass am Ende ein gesundes Volk, guter Ertrag und allgemeine Zufriedenheit stehen.« Ganz ähnlich wie bei der Kunst des Gewerkschaftsführers.

Der Bezirksleiter

Detlef Wetzel wird **1953** in Siegen geboren. Nach der Schule beginnt er eine Lehre als Werkzeugmacher. Er macht auf dem zweiten Bildungsweg Abitur, studiert in Hamburg Sozialpädagogik und erwirbt **1978** das Diplom. **1980** wird er Gewerkschaftssekretär in der Verwaltungsstelle Siegen der IG Metall, deren Leitung er **1997** als Erster Bevollmächtigter übernimmt. **2004** steigt er zum Bezirksleiter Nordrhein-Westfalen auf. Im vergangenen Jahr handelte er die Tarif-Pilotabschlüsse für die Metall- und Elektroindustrie sowie die Stahlindustrie aus

Foto (Ausschnitt): Kai Pfaffenbach/Reuters

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 29
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Die Bank gewinnt immer

Manager von Aktienfonds lassen sich ihre Arbeit von den Kunden hoch entlohnen – unabhängig vom Erfolg. Neuerdings kassieren sie noch einmal, wenn ihre Anlagestrategie tatsächlich aufgeht VON CHRISTOPH HUS UND OLAF WITTROCK

Sie gelten als eine Mischung zwischen Hellseher und Zauberkünstler: die Manager aktiv verwalteter Aktienfonds. Allein ihren besonderen Talenten sei es zu verdanken, wenn der Wert der Anteilscheine im Depot kräftig steigt – so jedenfalls stellt es die Branche dar. Die Kunden glauben das gern und sind bereit, dafür zu zahlen. Alljährlich entrichten sie eine Verwaltungsgebühr, die sich nach einem festen Prozentsatz des Fondsvermögens berechnet. Inzwischen ist in der Branche allerdings die Erkenntnis gereift, dass besondere Erfolge auch besonders honoriert werden sollten. Seit einiger Zeit erheben die Fondsgesellschaften bei vielen ihrer Produkte deshalb so genannte Performance Fees.

Damit lassen sie sich ihre Leistungen noch einmal extra bezahlen, sofern ihr Fonds bestimmte Ziele erreicht hat – zum Beispiel, dass der Wert des Vermögens stärker gestiegen ist als ein Vergleichsindex. Wobei manch ein Kunde bislang geglaubt haben mag, dass ihm der Kauf eines aktiv gemanagten Fonds ohnehin bessere Gewinne verspreche als die kostengünstigere Investition in einen Indexfonds, dessen Zusammensetzung sich schematisch an einem ausgewählten Aktienindex orientiert.

Was Laien zunächst nur fragend die Augenbrauen hochziehen lässt, sorgt bei Kennern der Szene für Verärgerung. Natalia Wolfstetter, Analystin beim Fonds-Analysehaus Morningstar, ist auf erfolgsabhängige Gebühren nicht gut zu sprechen. Sie fordert: »Wenn ein Fonds eine solche Gebühr erhebt, dann müssen die übrigen Kosten geringer sein als bei Fonds ohne erfolgsabhängige Komponenten.« Die fixe Gebühr dürfe in diesem Fall ein Prozent nicht übersteigen.

Bei einigen Gebühren fehle zudem der konkrete Leistungsbezug, kritisiert Wolfstetter weiter. Ihr Verdacht: »Es geht allein darum, festzustellen, ob die Anleger auch höhere Gebühren zahlen würden, und das dann auszunutzen«, sagt die Analystin. »Die Anbieter wissen genau, dass nur wenige Kunden beim Kauf eines Fonds auf die Verwaltungsgebühren schauen.« Im Klartext: Die Branche nimmt, was sie kriegen kann – und was ihr die Kunden durchgehen lassen.

Illustration: Birgit Lang für DIE ZEIT, www.birgitlang.de

Warum er wie viel zahlen soll, versteht der Laie nicht

Fast alle großen Fondsgesellschaften haben mittlerweile eine Zusatzgebühr für ausgewählte Produkte eingeführt. Beim Marktführer DWS etwa steht sie schon bei rund einem Drittel aller Fonds im Kaufvertrag. Dit-Nachfolger Allianz Global Investors erhebt Performance Fees auf rund drei Dutzend seiner Aktienfonds. Aber auch Union Investment, Cominvest und Oppenheim bitten, wie zahlreiche andere Anbieter, die Kunden im Erfolgsfall zur Kasse, zusätzlich zur Fixgebühr. Insgesamt enthielten im Oktober 2006 rund 19 Prozent der deutschen Aktienfonds mit aktivem Management eine Klausel für eine Performance Fee, hat das britische Analysehaus Lipper Fitzrovia festgestellt. Vier Jahre zuvor waren es gerade einmal drei Prozent.

Wer wissen will, ob die eigenen Produkte betroffen sind, muss in den Prospekt schauen. Denn ein nachvollziehbares System, nach dem sich die erfolgsabhängigen Gebühren richten, gibt es nicht. Vielmehr erklärt etwa die Cominvest verklausuliert, man beobachte die »marktseitigen Entwicklungen« und passe sich an – weshalb man neben den bestehenden zwanzig Fonds im September 2007 zehn weitere mit Klauseln für eine Performance Fee versehen wird. Die Sparkassen-Tochter Deka, die ebenfalls für mehrere Fonds Performance Fees einführen will, beruft sich dabei nicht nur auf den Markt, sondern auch auf allgemein gestiegene Kosten – ein Argument, das vielleicht eine höhere Fixgebühr rechtfertigt. Aber eine Erfolgsgebühr?

Einleuchtende Erklärungen sind eher selten. »Einen stringenten Algorithmus«, ob ein Fonds aus dem bestehenden Portfolio mit einer Erfolgsprämie ausgestattet ist oder nicht, kann der Sprecher von Marktführer DWS, Claus Gruber, bisher zwar nicht erkennen. Bei neuen Produkten werde sie aber eingeführt, wo immer man einen sinnvollen Vergleichsmaßstab für deren Erfolg finde. »Wenn wir eine gute Benchmark haben, wird das gemacht«, sagt Gruber. »Das unterstreicht die Leistungsorientierung unseres Hauses.«

Allianz Global Investors erhebt die Gebühr nach eigenen Angaben bei Aktienfonds, die einen *»satellite*-Ansatz« verfolgten – was man kryptisch mit »höheren Freiheitsgraden gegenüber der zugrunde liegenden Benchmark« übersetzt. Die Fondsgesellschaft verlangt zusätzliche Gebühren also für jene Produkte, die ihren Kunden überdurchschnittliche Erträge versprechen – und dieses Versprechen dann auch halten.

Wer in der Fachliteratur nachschlägt, findet freilich andere Argumente, die die Einführung von Erfolgsgebühren erklären. So verweist Georg Wübker von der Unternehmensberatung Simon Kucher & Partners im Ratgeber *Power Pricing für Banken* auf psychologische Aspekte, wenn es um die Vorteile von Gebühren gegenüber dem Ausgabeaufschlag geht. »Die Managementgebühr wird wesentlich schwächer von den Kunden wahrgenommen, als es der tatsächliche Kostenanteil vermuten lässt«, schreibt Wübker – und rät: »Diese Erkenntnisse sind für die Preisgestaltung äußerst wichtig.« Die Kostenschraube sollte also dort angezogen werden, wo es dem Käufer nicht auffällt – und wen schmerzt schon eine kleine Zusatzgebühr, wenn ein Produkt gerade besonders erfolgreich ist?

Aus Anlegersicht sind die erfolgsabhängigen Gebühren gleich aus mehreren Gründen fragwürdig. Erstens zahlt der Kunde damit für ein Leistungsversprechen der Fondsgesellschaft, das schon mit der fixen Verwaltungsgebühr abgegolten ist: die so genannte Outperformance, also den Versuch, mit einem aktiven Fondsmanagement bei der Rendite besser abzuschneiden als der allgemeine Markt. Allein wegen dieses Versprechens verlangen aktiv verwaltete Fonds bereits eine deutlich höhere fixe Verwaltungsgebühr als Fonds, die nur einem Aktienindex folgen. Mit der erfolgsabhängigen Komponente zahlen Anleger somit unterm Strich doppelt, wenn die Manager ihre Arbeit vernünftig erledigen. »Das ist reine Geldschneiderei«, sagt Eric Wiese, Geschäftsführer des Geldanlage-Centrums in Hamburg, einer unabhängigen Finanzberatung.

Laut Vertrag müssen die Kunden selbst bei Verlusten extra zahlen

Zweitens sind die Maßstäbe, an denen die Fonds ihren Erfolg messen, manchmal höchst zweifelhaft. So ist die Performance Fee zum Beispiel nach manchen Vertragsklauseln fällig, wenn sich der Fonds besser entwickelt als der Vergleichsindex. Diese Voraussetzung ist in schwachen Börsenjahren selbst dann erfüllt, wenn der Fonds tatsächlich an Wert verloren hat – weil der Index gleichzeitig noch stärker absackt ist. Zwar schrecken die meisten Fondsanbieter davor zurück, bei Verlusten noch extra zu kassieren. Aber auf dem Papier steht ihnen ein Erfolgshonorar auch dann zu, wenn der Fonds real Minus gemacht hat.

Auch andere Messlatten sind nicht schlüssiger. »Wenn Aktienfonds sich etwa mit dem Geldmarkt messen, ist das einfach unfair«, sagt Christian Michel, Analyst bei Feri Rating & Research. Und der Schweizer Vermögensverwalter Rainer Konrad rät, sich nur auf allgemein anerkannte Benchmarks einzulassen: »Wenn Fondsgesellschaften selbst entwickelte Indizes als Erfolgsmaßstab heranzieren, sollten Anleger aufpassen.«

Drittens machen die erfolgsabhängigen Gebühren die Kosten des Fonds intransparent und unvorhersehbar. In der Kennzahl *Total Expense Ratio* (TER), die alle Fondsanbieter laut Gesetz angeben müssen, sind die zusätzlichen Gebühren nicht enthalten – als Quote der Gesamtkosten taugt die Kennziffer somit nicht. Hinzu kommt: Wie hoch die Kosten am Ende des Geschäftsjahres ausfallen, wissen die Anleger am Anfang nicht. Schließlich ist beim Kauf ja noch nicht klar, ob die Voraussetzungen für die erfolgsabhängige Gebühr erfüllt sein werden. Klar ist nur: Je erfolgreicher das Produkt ist, desto höher sind die Kosten.

Viertens entsteht durch die Erfolgsgebühr in Wahrheit kaum ein Anreiz für Fondsmanager, höhere Renditen zu erwirtschaften – auch wenn die Anbieter die Extragebühr genau damit immer wieder rechtfertigen. Zwar haben alle Unternehmen einen Bonustopf für gute Ergebnisse, die Outperformance von Fonds ist dabei aber nur ein Maßstab unter vielen. Keine der großen Gesellschaften reicht die Einnahmen also direkt an die Angestellten weiter, die sich um die Anlage der Kundengelder kümmern.

Tatsächlich führt dieses Argument sogar in die Irre. Würden einzelne Fondsmanager direkt für besonders gute Ergebnisse belohnt, entstünden Fehlanreize: Sie wären geneigt, besonders hohe Risiken einzugehen – was möglicherweise nicht im Sinne der Anleger ist. Die Fondsmanager könnten dabei in jedem Fall mehr gewinnen als verlieren. Denn während sie im Erfolgsfall stärker zulangen, müssen sie im Verlustfall finanziell nicht für die verloren gegangenen Wetten geradestehen.

Verlockend ist der Trend zu Erfolgsgebühren also allein für die Investmentgesellschaften. So verlockend, dass ihm in Deutschland nur noch wenige widerstehen können. Der einzige größere Anbieter, der hierzulande noch gegen den Trend schwimmt, ist Pioneer. Nach Übernahme der HypoVereinsbank-Tochter Activest verzichtet das Haus weitgehend auf Performance Fees – bis Ende März wird dort bei zwei von drei Fonds die Performance Fee wegfallen.

Weitere Informationen im Internet: **www.zeit.de/lebenslagen**

FONDSGEBÜHREN

Die Renditekiller

Wer in Fonds investiert, wird gleich mehrfach zur Kasse gebeten.

Der Ausgabeaufschlag wird einmalig beim Kauf berechnet, ein Teil der investierten Summe geht damit direkt verloren. Meist beträgt er zwischen drei und sechs Prozent. Die Gebühr dient als Provision für den Vermittler, der dem Anleger den Fonds verkauft hat – sei es eine Bank oder ein freier Vermögensberater. Vor allem Direktbanken werben inzwischen mit Fonds, bei denen nur ein reduzierter Aufschlag fällig wird. Manchmal fällt er komplett weg.

Die Verwaltungsgebühr berechnen Fondsgesellschaften einmal jährlich als festen Anteil des angelegten Vermögens. In der Regel beträgt sie ein bis zwei Prozent, als international vergleichbarer Wert hat sich die *Total Expense Ratio* (TER) etabliert. Aus der Verwaltungsgebühr bestreiten Fondsgesellschaften ihre laufenden Kosten. Nicht enthalten sind die Transaktionskosten, die Makler für den Handel mit Wertpapieren kassieren – und die bei Aktienfonds über das Jahr und alle Transaktionen hinweg in der Summe etwa 0,2 bis 0,3 Prozent des Fondsvolumens ausmachen.

Wenn ein Anleger 5000 Euro bei einer Rendite von sieben Prozent pro Jahr investiert, wächst sein Vermögen binnen 20 Jahren auf 19 348 Euro, sofern keine Gebühren anfallen. Bei einem Prozent an Gebühren pro Jahr bleiben ihm 16 036 Euro und bei drei Prozent sogar nur 10 956 Euro. Denn die Gebühren zehren jedes Jahr aufs Neue einen Teil der Rendite auf.

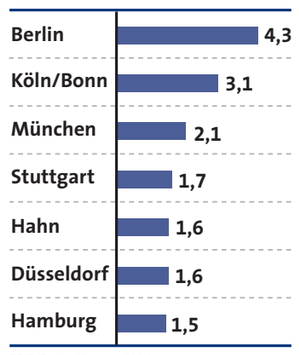
Die erfolgsabhängige Gebühr gibt es in zwei Varianten. Bei der absoluten Erfolgsmessung kassiert die Gesellschaft einen festen Anteil der Rendite. Wenn sie zehn Prozent beträgt und der Fonds im vergangenen Jahr acht Prozent Plus gemacht hat, beläuft sich die Gebühr auf 0,8 Prozent des Fondsvermögens. Die gebräuchlichere relative Erfolgsmessung orientiert sich an einem Vergleichindex oder einer Zielrendite. Wenn die erfolgsabhängige Gebühr zehn Prozent beträgt und der Fonds um 15 Prozent zugelegt hat, während der Index nur zehn Prozent gewann, werden Gebühren auf die Rendite-Differenz von fünf Prozent fällig – hier also 0,5 Prozent des Vermögens.

Die Rückgabegebühr ist eine einmalige Gebühr beim Verkauf der Anteile. Meist verzichten die Fonds im Gegenzug auf einen Ausgabeaufschlag. Allerdings: Die Rückgabegebühr fällt auch auf den Betrag an, um den sich das investierte Geld vermehrt hat. **CHH/WITT**

DIE WELT IN ZAHLEN

Günstig starten

Zahl der Passagiere von Billigfluglinien im ersten Halbjahr 2006 (in Millionen)

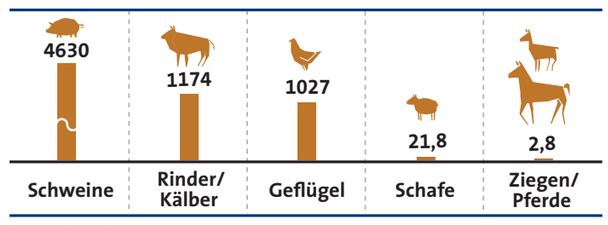


ZEIT-Grafik/Quelle: IW Köln

Rund 20 Millionen Passagiere – und damit fast jeder vierte Fluggast – reisten im ersten Halbjahr 2006 in Deutschland mit einer Billigairline. Die meisten von ihnen starteten oder landeten in Berlin: 4,3 Millionen. Während diese Zahl allerdings alle drei Flughäfen in Schönefeld, Tegel und Tempelhof umfasst, kam Köln/Bonn allein auf 3,1 Millionen Passagiere. Hahn im Hunsrück meldete zwar nur 1,6 Millionen Billigflugkunden. Dennoch wird der Flughafen, den sicher die meisten direkt mit Low-Cost-Carriern in Verbindung bringen, seinem Ruf gerecht: 99 Prozent der Passagiere hatten ein Billigticket. Damit lag Hahn bei der Spezialisierung klar an der Spitze.

Mehr Fleisch

Gewerbliche Schlachtungen im Jahr 2006 in Deutschland (in tausend Tonnen)

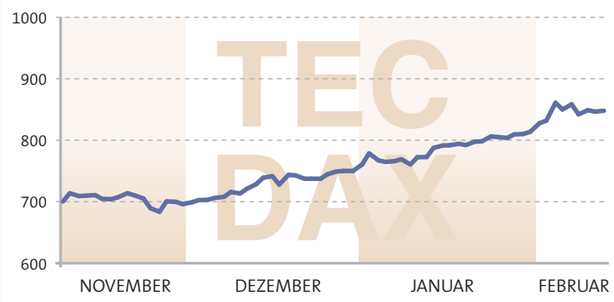


ZEIT-Grafik/Quelle: Destatis

Trotz Gammelfleischskandalen verarbeiteten deutsche Schlachtereien im vergangenen Jahr 2,8 Prozent mehr Fleisch als 2005. Insgesamt kamen die gewerblichen Schlachtereien auf knapp 6,9 Millionen Tonnen. Ganz vorn lag mit rund 4,6 Millionen Tonnen die Produktion von Schweinefleisch, gefolgt von Rind- und Kalbfleisch mit knapp 1,2 Millionen Tonnen sowie Geflügel mit rund einer Million Tonnen. Weit unbeliebter war nach den Zahlen des Statistischen Bundesamts Ziegen- und Pferdefleisch: Produziert wurden davon nur 2800 Tonnen.

Aktien

Entwicklung des Aktienindex TecDax in den vergangenen drei Monaten



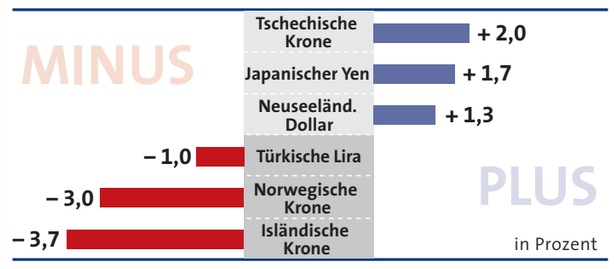
Weltbörsen

Nasdaq	2457	(+0,1 %)	Dow Jones	12 641	(+2,4 %)
Nikkei	17 621	(+9,5 %)	S & P 500	1442	(+2,9 %)
Euro Stoxx 50	4239	(+3,9 %)	Dax	6895	(+7,5 %)

Stand: 13. 2. 2007, 18.30 Uhr, 3-Monats-Änderungen

Tops und Flops

Entwicklung der drei besten und schlechtesten Währungen zum Euro in den vergangenen vier Wochen



Zinsen

Anlagedauer	Stand 12.02.07	
	Täglich verfügbare Anlage	1,00 - 4,50
1 Monat	Termingeld (Zinsen)	1,00 - 3,20
1 Jahr	Finanzierungsschätze	3,60
5 Jahre	Bundesobligationen Serie 149	4,00
6 Jahre	Bundesschatzbriefe Typ A	3,85
7 Jahre	Bundesschatzbriefe Typ B	3,96
10 Jahre	Sparbriefe (Zinsen)	3,30 - 4,30
	Börsennotierte öff. Anleihen	4,06 - 4,22
	Pfandbriefe	4,16 - 4,30

Hypothekenzinsen von Banken	Effektivzins
5 Jahre fest	4,21 - 5,19
10 Jahre fest	4,13 - 5,23

Quelle: FMH Finanzberatung

Konjunktur

Kennziffern ausgewählter Länder

Länder (Angaben in Prozent)	BIP-Wachstum zum Vj.-Quartal	Erwerbslosenquote*	Inflationsrate
Deutschland	3,5 IV/05-IV/06	7,9 12/06	1,6 1/07
Euroland	3,3 IV/05-IV/06	7,5 12/06	1,9 1/07
USA	3,4 IV/05-IV/06	4,6 1/07	2,5 12/06
Japan	1,7 III/05-III/06	4,1 12/06	0,3 12/06
Belgien	3,1 III/05-III/06	8,2 1/07	1,7 1/07

*Quelle: Eurostat

ZEIT-Grafik/Quelle: Datastream

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.29 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 30
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

MACHER & MÄRKTE

Gemüse: Verseucht

Die gute Nachricht vorweg: »Weniger Gift im Essen muss nicht teurer sein,« sagt **Manfred Krautter,** Chemieexerte von **Greenpeace.** Das ergab die zweite große Aktion der Umweltorganisation, in der Obst und Gemüse aus Supermärkten getestet wurde. Bedeutend besser als beim ersten Mal schnitt diesmal der Discounter **Lidl** ab und rückte vom letzen auf den ersten Platz vor. Krautter: »Wenn sie nur wollen, können die Handelsketten offensichtlich sehr schnell auf bessere Ware umstellen.«

2005 hatte Greenpeace erstmals eine solche Aktion gestartet, beim zweiten Test wurden jetzt fast 600 Obst- und Gemüseproben auf 250 Pestizide untersucht. Die Belastung sei insgesamt »unverändert hoch«, so das Resultat. Uneingeschränkt empfehlenswert sei nur Bioware. Erneut müsse ein Viertel aller anderen getesteten Produkte als »nicht empfehlenswert« eingestuft werden. Vor allem in Weintrauben und Kopfsalat steckten manchmal so hohe Belastungen, dass ihr Verzehr die Gesundheit von Kleinkindern gefährden könne. Weil aber die Grenzwerte in den vergangenen Jahren vielfach erhöht wurden, ist deren Verkauf oft sogar legal.

Warum er eine solche Entwicklung zugelassen habe? Verbraucherminister **Horst Seehofer** verschanzte sich vergangene Woche hinter dem Rat von Fachleuten. »Ich bin kein Lebensmittelchemiker,« sagte er den Reportern von *Frontal 21.*

Formal zuständig für die erlaubte Höchstbelastung ist das **Bundesamt für Verbraucherschutz.** Doch was dort als gesundheitlich noch akzeptabel eingestuft wird, beurteilt das **Institut für Risikobewertung** manchmal bereits als gefährlich. Dessen Fachleute legen für jedes Gift fest, wie viel davon ein Kind am Tag verträgt. Das nennen sie die akute Referenzdosis. Doch diese Dosis kann durchaus überschritten werden, wenn der vom Minister abgesegnete Grenzwert darüber liegt. »Ein ungeregeltes Problem«,

Foto: Henrik Freek/StockFood

KOPFSALAT und Weintrauben sind am höchsten belastet

sagt **Andreas Krämer,** Sprecher der **Rewe-Group.** Die Handelskette gehört zu jenen, die sich im zweiten Test von Greenpeace verschlechterten. Um die Rückstände bei Obst und Gemüse künftig zu senken, schreibt der Konzern seinen Lieferanten jetzt vor, eine Grenze nicht mehr zu überschreiten, die bei 70 Prozent der gesetzlichen Höchstmengen liegt. Außerdem muss die Referenzdosis des Instituts für Risikobewertung eingehalten werden.

Horst Seehofer argumentiert derweil anders: Wenn sich Wissenschaftler nicht einig seien, müsse man sich auf der sicheren Seite bewegen. Die Seite der Verbraucher kann er damit nicht gemeint haben. **LÜT**

Infineon: Versorgt

Es war nur eine Frage der Zeit, bis er in den Vorstand eines Dax-Konzerns wechselt: **Rüdiger Günther,** der Chef von Europas größtem Landmaschinenhersteller **Claas.** Ein gelernter Banker. Ein Kapitalmarktprofi. Ein Mann mit Ambitionen. Aber warum muss es ausgerechnet **Infineon** sein? An diesem Donnerstag soll der 48-Jährige zum Finanzvorstand des kriselnden Chipherstellers ernannt werden. Und nun überschlagen sich die Spekulationen, ob der ehemalige Investmentbanker dort nur den Boden bereitet für den Einstieg eines Finanzinvestors.

Wer Günther kennt, kann sich ein solches Szenario kaum vorstellen. Schrieb nicht auch Claas Verluste, bevor er 1993 dort anfing? Unter seiner Ägide nutzte das Unternehmen immer wieder komplizierte Finanzgeschäfte, um sich die Unabhängigkeit zu sichern: Als erster Familienbetrieb überhaupt brachte Claas eine Euro-Bond-Anleihe auf den Markt; in den USA platzierte man eine Schuldverschreibung, lange vor adidas oder Porsche. Bei Infineon steht der Neue nun vor einer ähnlichen Aufgabe – die Unabhängigkeit zu sichern und gleichzeitig das geplante Wachstum zu finanzieren. Fehlen dürften dem Manager an seinem neuen Arbeitsplatz allerdings die Mähdrescher. »Das Geräusch des Motors, der Geruch, die Lichter, das hat was«, schwärmte Günther gern von den PS-Monstern – und schickte selbst hochrangige Gäste zur Probefahrt auf die hauseigene Teststrecke. Mit den kleinen Industriechips wird Günther nicht so viel Eindruck schinden. **BRO**

Diakonie: Verbilligt

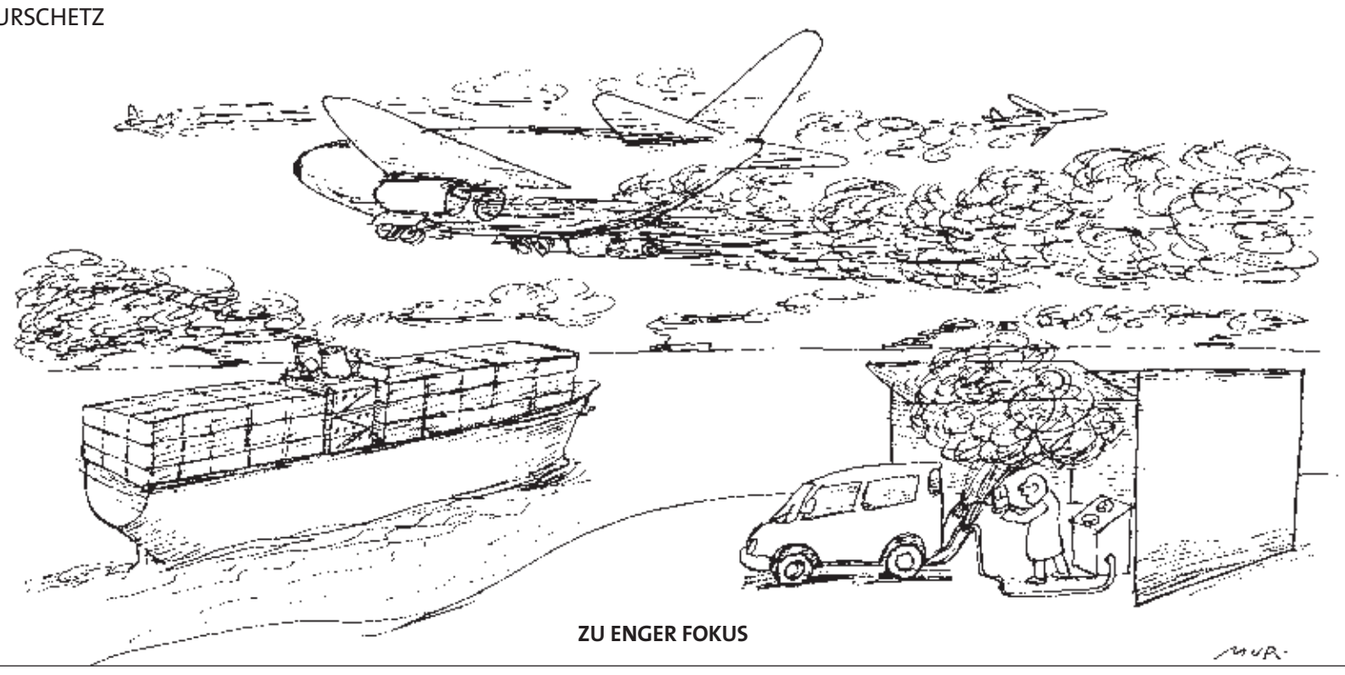
Die Dienstleistungsgewerkschaft **ver.di** fordert die evangelische **Diakonie** in Württemberg zu Tarifverhandlungen auf. Den rund 40 000 Beschäftigten drohten Gehaltseinbußen von durchschnittlich zehn Prozent, wenn die Diakonie ihre Pläne wahrmache und die Bezahlung nicht mehr an den öffentlichen Dienst anlehne. Tatsächlich seien Kostensenkungen um zehn Prozent nötig, bestätigt Diakonie-Finanzvorstand **Rainer Middel.** »Es gibt auch bei uns verschärften Wettbewerb.« Der Diakonie werde oft vorgehalten, dass andere soziale Einrichtungen billiger seien, und manche Sozialämter würden nur noch nach dem Preis gehen, wenn sie etwa Pflegeheimplätze suchten. Deshalb werde schon seit Langem mit dem Personal über Kostensenkungen verhandelt – ohne Erfolg. Über eine Änderung des Kirchenrechts soll es künftig möglich sein, einen niedrigeren bundesweiten Diakonie-Tarif einzuführen. Dagegen wehrt sich ver.di. »Im Wettbewerb zählt häufig eher die Qualität als der Preis«, sagt **Günter Busch,** der zuständige Fachbereichsleiter. Deshalb müsse der Konkurrenz mit mehr Effizienz und Modernisierungen begegnet werden statt mit niedrigeren Löhnen. **RUD**

US-Notenbank: Versagt

Die Nachricht vom Rücktritt der US-Notenbank-Gouverneurin **Susan Bies** schreckte Banker weltweit. Eigentlich sollte sie bis 2012 bleiben, nun will sie angeblich mehr Zeit mit ihrer Familie verbringen. Die 59-Jährige war die einzige Frau und langjährige Geschäftsbankerin in der Runde der US-Notenbanker. Vor allem war sie bei der **Fed** verantwortlich für die Umsetzung der internationalen Eigenkapitalvorschriften für Banken. Diese Reform, Basel II, droht in den USA zu scheitern. Während für die europäischen Konkurrenten der Startschuss zum Jahresanfang fiel, wird in den Staaten weiterdebattiert.

Ziel der Reformen ist es, das internationale Bankensystem krisensicherer zu machen. Dazu haben die Bankenaufseher der großen Industrieländer 1988 gemeinsame Regeln beschlossen. Basel II ist deren Fortentwicklung. Doch während amerikanische Finanzkonzerne wie **Citigroup** und **JP Morgan** auf die Reform drängen – sie verspricht eine Verringerung des vorgeschriebenen Eigenkapitals –, fürchten kleinere US-Banken einen Wettbewerbsnachteil. Sie mobilisierten die Politik. Der Fed droht ein peinliches Tauziehen. Am 26. März endet die Anhörungsperiode für Basel II. Da wird Susan Bies bereits bei ihren Lieben in South Carolina sein. **HBU**

MURSCHETZ



ZU ENGER FOKUS

ARGUMENT

VW kann froh sein, dass es Piëch gibt

Die Kritik an dem Aufsichtsratschef und Porsche-Großaktionär ist überzogen **VON RÜDIGER JUNGBLUTH**

Wahrscheinlich liegt es auch an seinem mephistophelischen Gesichtsausdruck, dass Ferdinand Piëch so viel Argwohn und Misstrauen entgegenschlägt. Außerdem fällt es ihm schwer, diesen Eindruck zu korrigieren, denn Piëch ist nicht talkshowtauglich.

Die Wirtschaftspresse hat sich auf den VW-Chefaufseher eingeschossen. Machtbesessen und egoman sei er, lautet das fast einhellige Urteil. »Wie der Großkapitalist Ferdinand Piëch bei VW wütet, schadet dem Ansehen der Marktwirtschaft«, schrieb die *Süddeutsche Zeitung* nach dem Abgang von Konzernchef Bernd Pischetsrieder. Und ein prominenter Exchef des *Spiegels* und des *manager magazins* meint sogar, dass Piëchs Wirken bei VW »zum Schaden für den Konzern und Deutschland« sei.

Es ist ein Zerrbild, das da gezeichnet wird. Tatsächlich ist Piëch einer der erfolgreichsten Automobilmanager, die Deutschland je hatte. Ein genialer Konstrukteur. Ein wagemutiger Unternehmer. Und ein Kapitalist mit sozialem Weitblick. Der Typus Piëch ist das Gegenteil jener Finanz-Heuschrecken, deren Vordringen allgemein beklagt wird. Piëch ist ein Industrieller im besten Sinn des Wortes – einer von denen, deren Fehlen in deutschen Debatten so oft beklagt wird. Ihn interessiert in erster Linie das Produkt und erst dann die Profitabilität. Piëch hat mehr Freude an Autos als an Geld. Er sieht sich in einer familiären Kontinuität, war es doch sein Großvater Ferdinand Porsche, der den Käfer entwickelte.

Piëch ist Großaktionär von Porsche. Weil sich die Sportwagenfirma mit knapp 30 Prozent an dem Wolfsburger Konzern beteiligt hat, meinen viele, er dürfe bei VW nicht Vorsitzender des Aufsichtsrats bleiben. Er sei nicht mehr neutral. Dahinter steht die Befürchtung, Piëch könnte Porsche zulasten von VW und den anderen Aktionären begünstigen.

Die Vorstellung ist absurd. VW liegt Piëch mehr am Herzen als Porsche, dessen Erfolg ihn zum Milliardär gemacht hat. Woher man das weiß? 1992 hatte Piëch die Wahl, an die Spitze von Porsche zu treten oder an die von VW. Er entschied sich für VW, weil er ehrgeizig ist und die größere Aufgabe bevorzugte. Er hat sie glänzend gemeistert. Als Piëch kam, betrug der Jahresverlust 1,8 Milliarden Mark. Als er den Vorstandsposten abgab, standen unterm Strich 4,4 Milliarden Euro Gewinn. Die Schlussbilanz war zwar aufgehübscht, aber das ändert nichts daran, dass sich VW unter Piëch gut entwickelt hat. Dazu gehört, dass die VW-Arbeiter mehr verdienten als die meisten anderen in der Autoindustrie. Massenentlassungen hat es nicht gegeben, auch wenn der Absatz schwächelte und die Werke nicht ausgelastet waren. Der Shareholder-Value-Ideologie hat Piëch nie angehangen. Über die Börse sagte er in einem Interview *(ZEIT* Nr. 39/00): »Sie hat es lieber, wenn man 30 000 Leute entlässt. Doch bei 30 000 Entlassungen hätten wir 30 000 Kunden verloren. In Wolfsburg und Umgebung wäre jeder Dritte arbeitslos geworden.«

Inzwischen hat auch der niedersächsische Ministerpräsident Christian Wulff erkannt, was VW an Piëch hat. Er hatte sich zunächst gegen eine Wiederwahl Piëchs zum Aufsichtsratsvorsitzenden gestellt, weil er »Interessenkollisionen« sah. Jetzt hat Wulff seinen Widerstand aufgegeben. Anscheinend hat er eingesehen, dass der Einstieg von Porsche ein Segen für VW ist – vor allem, weil die EU das sogenannte VW-Gesetz kippen wird, das die Stimmrechte eines Aktionärs auf 20 Prozent beschränkt und eine feindliche Übernahme bislang unmöglich macht.

Unternehmer gesucht

Der deutschen Wirtschaft mangelt es an Industriellen vom Typus des kantigen Porsche-Enkels. Dass er in der Lage ist, Bündnisse mit dem Arbeitnehmerlager zu schließen, sollte man ihm nicht ankreiden

Sicher, VW hat Produktivitätsprobleme, und Piëchs Phaeton ist keine Erfolgsgeschichte. Aber der Maybach bei Mercedes ist es ebenso wenig, und BMW hat mit Rover etliche Milliarden verloren. Wer nichts riskiert, ist kein Unternehmer. Manchen teuren Fehler hat Piëch vermieden. An den Erfolg des Smart, vom Schweizer Uhrenfabrikanten Nicolas Hayek als Swatch-Mobil erdacht, glaubte er 1993 zum Beispiel nicht – und überließ das Projekt Daimler-Benz. Dort hat das Wägelchen Unsummen verschlungen. Dass sich die VW-Tochter Audi heute mit Mercedes und BMW messen kann, ist zum großen Teil Piëchs Verdienst. Von 1972 bis 1992 arbeitete er für Audi, die letzten vier Jahre als Chef. Er richtete Audi als innovativen Hersteller in der oberen Mittelklasse und Oberklasse neu aus. Piëch, der PS-Verrückte? Ja, er schwärmt für Bugatti und Lamborghini. Aber zu seiner letzten Hauptversammlung als VW-Vorstand fuhr er 2002 von Wolfsburg nach Hamburg mit einem Einliterauto. Zudem brachte er den VW Lupo als Dreiliterauto heraus, das sich indes schlecht verkaufte.

Oft wird Piëch vorgeworfen, er lasse verdiente Leute fallen wie eine heiße Kartoffel. Mit seinen Rauswürfen befriedige er Machtgelüste. Richtig ist, dass Piëch im Laufe der Jahre eine Vielzahl von Karrieren geknickt hat, in den meisten Fällen vermutlich zu Recht. Aber Piëch ist nicht das managermordende Wesen, das Kritiker in ihm sehen. Martin Winterkorn, den er zum VW-Chef kürte, hat Piëch schon 1988 entdeckt und zum Chef der Audi-Qualitätssicherung befördert. Und Wendelin Wiedeking ist seit 14 Jahren Chef von Porsche mit Piëch im Aufsichtsrat.

Manche hätten es gern gesehen, wenn Piëch in den Strudel der Betriebsrats- und Bordellaffäre hineingeraten wäre. Das ist nicht geschehen. Der Prozess gegen seinen langjährigen Weggefährten Peter Hartz endete mit der Verurteilung zu einer Bewährungs- und Geldstrafe. Zweieinhalb Millionen Euro hat Hartz als Personalchef veruntreut. Von dem Geld flossen 1,9 Millionen im Laufe vieler Jahre als Sonderzahlungen an den Betriebsratschef Klaus Volkert, der bei VW außergewöhnlich viel Macht hatte und den man sich gewogen halten wollte. Zusammengefasst lässt sich sagen, dass VW Volkert in illegaler Weise wie einen Top-Personalmanager bezahlt hat. Ohne Zweifel haben sich Hartz und Volkert unanständig verhalten. Aber der Schaden für die Konzernkasse, der entstanden ist, weil man bei VW nicht zwischen Geschlechtsverkehr und Geschäftsverkehr unterscheiden konnte – dieser Schaden ist nicht größer, als wenn dort beim Rangieren auf dem Hof ein paar Golfs verbeult werden.

Die *FAZ* sieht bei VW »eine unsägliche Mesalliance und Kungelei zwischen Gewerkschaft, Betriebsrat und Kapitalseite«. Man muss Mitbestimmung nicht mögen, man sollte sie aber auch nicht diffamieren. Manche hätten es gern gesehen, wenn Hartz auch für die nach ihm benannten Sozialgesetze verurteilt worden wäre. Andere werfen ihm vor, dass er bei VW nicht mehr Personal abgebaut hat. Der neue Konzernchef Martin Winterkorn hat jetzt angekündigt, dass keine weiteren Stellen gestrichen werden sollen. »Wir brauchen die Mannschaft in ihrer jetzigen Stärke, um zusätzliche Produkte zu realisieren, die wir jetzt gerade anschieben«, sagte Winterkorn vergangene Woche der *Süddeutschen Zeitung.* Das ist Piëchs Geist.

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.30 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 31

SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

WISSEN

Die Präsidentin

Zum ersten Mal in der 371-jährigen Geschichte der Harvard University steht mit Drew Faust eine Frau an der Spitze der Elitehochschule **Seite 32**

Spur der Gene

Urteil zum Vaterschaftstest

Bei Kaiserpinguinen ist der Vaterschaftstest einfach: Die Jungen erkennen ihren Papa am Gesang, den sie sich schon im Ei eingeprägt haben. Obendrein gehen Pinguineltern während der Brutsaison niemals fremd.

Beim Menschen ist die Biologie dagegen unübersichtlicher. In westlichen Industriestaaten liegt die Kuckucksei-Quote zwischen 5 und 15 Prozent. In Deutschland sagt jedes zehnte Kind zum falschen Mann Papa.

Das Unglück der Scheinväter soll nun ein Ende haben. Am Dienstag gab das Bundesverfassungsgericht dem Gesetzgeber auf, die Feststellung der Vaterschaft zu ermöglichen, auch wenn die Kindesmutter sich dagegen wehrt: Das Recht des möglichen Vaters auf Kenntnis seiner Vaterschaft rechtfertige die Einschränkung der informationellen Selbstbestimmung des Kindes. Das unerwartet deutliche Urteil ist ein Durchbruch für die im deutschen Familienrecht oft benachteiligten Väter und eine Ohrfeige für den Gesetzgeber, der die Grundrechtsverletzung jahrzehntelang festgeschrieben hatte.

Doch wie sollte die vom Verfassungsgericht eingeforderte Neuregelung aussehen?

Zunächst muss Bundesjustizministerin Zypries (SPD) ihren unglücklichen Plan überdenken, heimliche Tests unter Gefängnisstrafe zu stellen; der Schwarzmarkt für ausländische Labors wäre vorhersehbar, verunsicherte Vielleicht-Väter würden zu Kriminellen. Das grundlegende Anliegen der Ministerin, den Bürger vor den zunehmenden Möglichkeiten des genetischen Datenraubs zu schützen, ist richtig und wichtig. Doch die Identität des Vaters ist keine geheime genetische Information, auch wenn sie unter anderem mittels Gentechnik festgestellt werden kann.

Der Vater ist normalerweise öffentlich bekannt, genauso wie die Hautfarbe, das Geschlecht oder der (meist väterliche) Familienname. Eheschließungen werden im Standesamt, Rechtsstreitigkeiten am Gerichtssaal ausgehängt. Auch die Identität der Mutter ist eine öffentliche Information, die wohl niemand ernsthaft unter Datenschutz stellen wollte. Die Identität des Vaters ist ebenso trivial, jedenfalls zum Zeitpunkt der Geburt.

Richtig wäre es deshalb, zweifelnden Vätern in den ersten Lebensmonaten grundsätzlich zu erlauben, die Vaterschaft diskret und ohne Gerichtsverfahren feststellen zu lassen. In den allermeisten Fällen wäre das ein Segen für den Familienfrieden. Etwa 80 Prozent der Tests beweisen, dass der Zweifler in Wahrheit der echte Vater ist. Erst wenn das Kind – etwa nach sechs Monaten – eine feste emotionale Bindung zur Vaterfigur entwickelt, sollte ein Gericht den Test zuvor anordnen müssen.

Die Kenntnis des genetischen Vaters kann auch für das Kind wichtig werden, weil Ärzte sonst Veranlagungen für Krankheiten nicht richtig zuordnen und möglicherweise falsche Entscheidungen treffen. Medizinisch wäre es sinnvoll, den Vaterschaftstest bei der Geburt zur Regel zu machen, auch im Hinblick auf künftige Heilungschancen durch genetische Methoden. Angesichts der hohen Zahl von Kuckuckskindern wäre das nur konsequent – oder die Menschen werden doch noch treu wie Pinguine. **ALEXANDER KEKULÉ**

Foto (M.): Max Missal für DIE ZEIT

Gib doch Gas!

Da Rußfilter verschmutzen, müssen Fahrer von Dieselautos regelmäßig auf die Autobahn – denn nur beim Rasen verbrennt der Dreck. Ein Irrsinn, der die Umwelt belastet und die Automobilisten viel Geld kostet **VON BURKHARD STRASSMANN**

Zuerst staunte Herr K. nur. Als Reisereporter unterwegs im Gebirge, bemerkte er am Armaturenbrett des funkelnagelneuen Audi A4 1,9 TDI ein blinkendes Warnlämpchen. Das Kästchen mit Punkten, klärte die eilig konsultierte Betriebsanleitung auf, symbolisiere einen verstopften Rußpartikelfilter. Die Empfehlung: mindestens zehn Minuten auf freier Strecke fahren, und zwar schneller als 60 Kilometer pro Stunde. Herr K. schimpfte über den ökologischen Schwachsinn, tat aber, wie ihm geheißen. Und siehe, das Lämpchen erlosch.

Bei der nächsten Reise war leider, als die Warnung erneut aufflackerte, keine freie Strecke zur Hand. Herr K. zockelte weiter durch enge Serpentinen – »plötzlich leuchtete ein ganzer Christbaum von Lämpchen auf«. Er musste das Auto abstellen, den Service anrufen. Der Audi wurde abgeschleppt, Herr K. nahm sich einen Leihwagen. Das Auto konnte er eine Woche später bei der Werkstatt abholen. Die notwendige Operation am Hightechfahrzeug, erfuhr er, heißt unter Spezialisten »manuelles Freibrennen«.

Freibrennen – das war in den Sechzigern ein Thema unter Jugendlichen, die eine getunte Kreidler Florett fuhren und gelegentlich die Ölkohle im Auspuff abfackeln mussten. Piloten von Kleinflugzeugen geben vor dem Start gern noch mal Dauervollgas, um die Zündkerzen »freizubrennen«. Doch der Atavismus aus einer Zeit, als man fossile Brennstoffe fröhlich und bedenkenlos verheizte, hat gute Chancen, unter Autofahrern wieder zum Gesprächsthema zu werden.

Denn nach jahrelanger Bockigkeit bauen die Hersteller den Rußpartikelfilter jetzt in immer mehr Dieselfahrzeuge serienmäßig ein. Für Gebrauchte sind Nachrüstfilter im Angebot. Und das Gezerre um die steuerliche Förderung der Filter hat auch ein Ende. Das Gesetzgebungsverfahren ist eingeleitet, von April an gibt es für »Filterlose« eine Strafsteuer und für Nachrüster eine Förderung. Der Filter kommt, doch mit ihm Stress für so manchen Autofahrer.

Herr K. ist nämlich kein Pechvogel und sein Audi auch kein Montagsauto. Der Aachener Klaus Walmrath kaufte sich einen Opel Zafira, eine Familienkutsche mit der nicht unüblichen Zweckbestimmung Schule-Schwimmen-Einkauf. Dreimal in wenigen Wochen blieb er mit dem Neuwagen liegen: Notfahrprogramm, Werkstatt. Dort »manuelles Freibrennen« und Gefummel an der Software. Nachdem er erfahren hatte, dass dieses Auto gelegentlich mal richtig gejagt werden muss, fuhr er nächtens die Strecke Essen–Aachen, über 100 Kilometer, in einer guten halben Stunde. Half auch nichts. Jetzt wartet Walmrath auf den nächsten Aussetzer. Dann gibt es für ihn nur noch eins: Er will sein Geld zurück und ein anderes Auto.

In den Kummerkästen der Autofahrer, den einschlägigen Internetforen, finden sich Leidensberichte Betroffener zuhauf. Mal schaltet beim Škoda Superb die Bordelektronik bei Tempo 200 auf der linken Spur wegen Verstopfung in ein »Notprogramm« (60 Kilometer je Stunde). Zum Schock kam noch der Rüffel vom Händler: Sie fahren zu wenig und zu langsam! Taxifahrer schimpfen über den hohen Spritverbrauch ihres Daimlers, den der Filter im Stadtverkehr verursacht. Renault-Besitzer verschreckt ein Schreiben des Herstellers, das sie auf ihre Pflichten im Falle der Meldung »Partikelfilter regenerieren« hinweist: Umgehend 80 Sachen fahren, bis Meldung erlischt, sonst Werkstatt. Womöglich plus Ölwechsel. Mal hätte sich sogar, erzählt ein Betroffener, sein Automatik-Opel automatisch in Bewegung gesetzt, als die Bordelektronik vor einer Ampel selbsttätig einen Freibrennversuch unternahm und die Motordrehzahl deshalb stieg.

Die Probleme mit der Verstopfung und deren Bekämpfung führen mitten hinein in die Diskussion über technischen Sinn oder Unsinn von Rußpartikelfiltern. Sie erklären zum Teil den Widerstand der Hersteller, die (bekannte) Technik in Serie zu realisieren. Die Forderung, Partikel einzufangen, bevor sie Lungen schädigen, ist zwar verständlich; doch die technische Umsetzung ist alles andere als trivial.

Ein Partikelfilter ist ein System von winzigen Kanälen, in die das rußige Abgas hineingepresst wird. In den porösen Wänden der Kanälchen bleibt der Ruß zurück. Je fleißiger der Filter sammelt, desto mehr Verstopfung richtet er im Auspufftrakt an. Das kostet – man kennt das von Schalldämpfern – Leistung oder steigert den Verbrauch. Bei Nutzfahrzeugen, zum Beispiel Stadtbussen, wird schon länger gefiltert, regelmäßig muss der Filter gereinigt werden. Das kommt für einen Pkw nicht infrage. Hier muss der Ruß möglichst vollständig an Bord verbrannt werden. Das Problem: Wie Grillkohle, die zum Anzünden einen Brandbeschleuniger braucht, benötigt Ruß 500 bis 600 Grad Celsius, um zu verbrennen. Im Filter herrschen aber oft 300 Grad oder weniger.

Peugeot und Citroën hatten die Zeichen der Zeit als Erste richtig interpretiert. Sie warfen im Jahr 2000 eine zwar verzwickte, aber funktionierende Filtertechnik auf den Markt. Der Trick im weltweit ersten Serien-Pkw mit Partikelfilter, dem 607 HDi: Ein Zusatzstoff, der in einem speziellen Tank mitgeführt und über eine Pumpe dosiert wird, setzt die Verbrennungstemperatur des Rußes drastisch herab. Allerdings muss das Additiv nach spätestens 80 000 Kilometern nachgefüllt werden. Der Filter wird ausgetauscht, denn dummerweise produziert der Brandbeschleuniger selbst auch Asche. Kein billiger Spaß.

Die Konkurrenz wollte eine Filtertechnik, die man vergessen kann. So entwickelte etwa Eberspächer für Mercedes, Renault, VW und andere einen katalytischen Partikelfilter, der die Verbrennungstemperatur von Ruß um 200 Grad senkt. Er fischt die schwarzen Bröckchen aus dem Abgas, bis er Verstopfung (korrekter: erhöhten Abgasgegendruck) misst. Dann entscheidet der Bordrechner, dass »regeneriert« wird. Ist es im Filter zu kalt, schießt der Motor eine Überdosis Sprit ein – die Abgastemperatur erhöht sich. Im Idealfall werden 97 Prozent des Rußes abgefackelt.

Doch die Wirklichkeit weicht vom Ideal ab, wenn der Fahrer gern oder erzwungenermaßen bummelt, im Gebirge, in der Stadt. Bleibt die Temperatur im Filter dauerhaft auf 200 oder gar 100 Grad, klappt das Freibrennen nicht mehr zuverlässig, trotz Zusatzstoff und Extrasprit. Wer in der Stadt als Außendienstler arbeitet, dem kann es passieren, dass er alle paar tausend Kilometer in die Werkstatt muss: Einmal Freibrennen, bitte. Ersatzweise alle 500 Kilometer für 15 Minuten auf die Autobahn! Ab und zu über Land zu brettern, sagt Volkswagen lakonisch, sei »eine technische Voraussetzung« des Partikelfilters. Das stehe ja auch in der Betriebsanleitung.

Der Eindruck bleibt, dass eine Technologie in die Serienfertigung ging, die nicht ausgereift ist. Derweil arbeiten die Entwickler eifrig an Filtern, die auch bei niedrigen Temperaturen Ruß zuverlässig abfackeln. Der Trend: mit Extrasprit freibrennen und das Zeug direkt in den Abgasstrang einspritzen.

Paradoxerweise überzeugt zurzeit eher die Technik der Nachrüstfilter für Altfahrzeuge, die nur ein Kompromiss sind. Sie werden in den Abgasstrang gehängt, sind ungeregelt, ohne Sensorik, ohne Kontakt zur Bordelektronik. Der Einbau dauert eine halbe Stunde.

Nachrüstfilter (von HJS, Twintec oder bald auch Eberspächer) sind streng genommen keine Filter, sondern »Partikelminderungssysteme«. Die Partikel im Abgas, das durch den Filter strömt, verfangen sich in metallischen Netzen. Hier werden sie kontinuierlich mit Stickstoffdioxid, das aus dem Katalysator kommt, verbrannt – selbst bei Temperaturen um 200 Grad. Allerdings lassen sie bis zu 70 Prozent des Rußes durch.

Bei den Nachrüstern kommt trotzdem Musik ins Geschäft. Besitzer von Altfahrzeugen erhalten künftig für den Nachrüstfilter, der rund 600 Euro plus Montage kostet, 330 Euro Förderung. Und: Filterlose werden mit 1,20 Euro pro 100 Kubikzentimeter Hubraum bestraft. Die Schmerzen halten sich zwar bei 24 Euro im Jahr für den 2-Liter-Diesel in Grenzen. Doch wer ungefiltert Partikel in die Luft pustet, dem droht zusätzlich Fahrverbot in Städten, in denen die Konzentration von Feinstaub den Grenzwert überschreitet.

So wird sich unter Stadtfahrern herumsprechen, dass Nachrüstfilter im Augenblick die erste Wahl sind. Sie lassen zwar viel Ruß durch. Doch die Ökobilanz serienmäßiger Hightechfilter, die immer mal wieder auf der Autobahn freigeblasen werden müssen, ist auch nicht unbedingt erfreulich.

Audio www.zeit.de/audio

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.31 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 32
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

371 Jahre lang wurde Harvard nur von Männern geführt. Mit

DREW GILPIN FAUST

steht erstmals eine Frau an der Spitze der amerikanischen Eliteuniversität

VON THOMAS KLEINE-BROCKHOFF

Die Elite wird weiblich

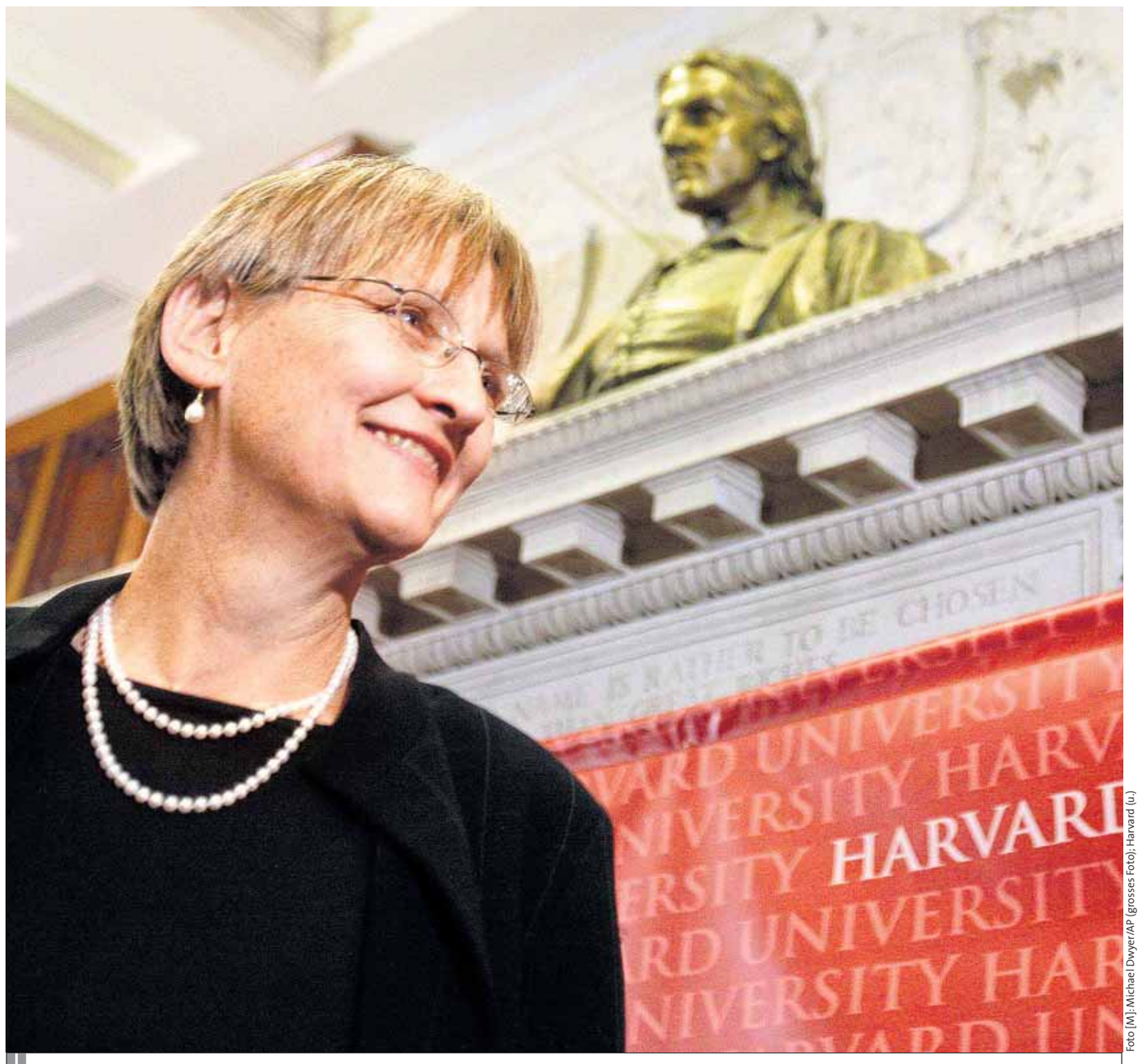


Foto [M]: Michael Dwyer/AP (grosses Foto); Harvard (u.)

Der Mensch …

Die 59-jährige Drew Gilpin Faust hat nie zuvor eine Universität geleitet. Obwohl als »fantastische Hochschullehrerin« und »exzellente Forscherin« gelobt, galt sie dennoch als Überraschungskandidatin für das Präsidium in Harvard. Als Dekanin des Radcliffe Institute hat die Professorin für amerikanische Geschichte und Frauenstudien jedoch Führungsqualitäten bewiesen; sie wandelte das an Harvard angegliederte Frauencollege innerhalb weniger Jahre in ein leistungsfähiges Wissenschaftszentrum um.

… und seine Idee

Der Posten an Harvards Spitze ist einer der einflussreichsten in der akademischen Welt; die Hochschule hat 25 000 Angestellte. Fausts Vorgänger musste zurücktreten, nachdem er die »innere Befähigung« der Frauen für Naturwissenschaften in Zweifel gezogen hatte. Diese Fachrichtungen auszubauen wird Fausts zentrale Aufgabe sein; mehrere Milliarden Dollar will Harvard dafür investieren. Die Hochschule habe eine bemerkenswerte Vergangenheit. Es gelte nun, sagt Faust, diesen Ruf noch zu verbessern.

Bevor sie Loeb House erreicht, einen der Rotklinkerpaläste auf dem Harvard Campus, hält Drew Faust einen Moment lang inne und fragt sich gut hörbar: »Sollte ich jetzt wohl meinen Mann küssen?« Die Transformation einer einfachen Professorin zur Ikone der Bildungswelt umfasst kurze Momente der Selbstvergewisserung. Jeder ihrer Auftritte wird künftig von Reportern verfolgt, jede ihrer Gesten als Symbol verstanden werden. Der eheliche Kuss, denkt sich Drew Faust offenbar, ist auch in der neuen Rolle okay. »Gib's ihnen«, sagt der Gatte und schaut zu, wie seine Frau das Gebäude betritt. Es ist Sonntagmittag, der größte Moment im Leben der Drew Gilpin Faust naht.

Drinnen tritt sie ans Rednerpult, eine zarte, zerbrechlich erscheinende Frau von 59 Jahren. Nichts an ihr wirkt prätentiös, nichts pompös. Sie trägt eine schlichte schwarze Jacke, als Schmuck nur eine Perlenkette, ihre dünnrandige Intellektuellenbrille wird von einem pflegeleichten Pagenschnitt umrahmt. Es sei leicht, sagen ihre Kollegen, Drew Faust zu unterschätzen – solange sie nicht redet. Nun aber hebt sie an. Ihre Zuhörer sind ein paar Dutzend ältere Damen und Herren, die Weisen von Harvard. Es ist ein heikler Vortrag, den Faust zu halten hat, halb Bewerbung, halb Antrittsrede. Sie entscheidet sich, über Wesen und Idee der modernen Universität zu sprechen, über Lehren, Lernen und Forschen; sie redet über das Vertrauen in die Kraft des Geistes, lässt aber auch Zweifel und Selbstzweifel zu. Und sie endet mit einer Liebeserklärung: »Ich liebe Universitäten, und diese ganz besonders.«

Danach tritt das Aufsichtsgremium der Universität (ohne Drew Faust) zusammen und trifft nach einer Geschäftsordnung aus dem Jahre 1650 seine Entscheidung. Als Faust wieder in den Saal darf, wird Champagner ausgeschenkt. Um kurz vor vier tritt sie als frisch gebackene Harvard-Präsidentin vor das Gebäude, im Arm den Chef des Auswahlkomitees, der sie als »fantastische Hochschullehrerin«, als »exzellente Forscherin« und »inspirierende Chefin« preist.

Nach dem Augenzeugenbericht der Studentenzeitung *Harvard Crimson* sind die engen Straßen rund um den Harvard Square inzwischen schwarz von Menschen. Die Kirchenglocken läuten. Eine Stimmung wie nach einer Papstwahl breitet sich aus. Nach den Jahren der Präsidentenkrise, nach dem Rücktritt des umstrittenen Larry Summers *(ZEIT* Nr. 10/06), nach den Monaten der Suche hat Harvard endlich wieder eine Führung.

Es dauert nur ein paar Minuten, bis die neue Präsidentin den ersten Kampf aufnimmt, den sie nicht gewinnen kann. Auf der Pressekonferenz sagt sie: »Ich bin nicht die Frau an der Spitze Harvards, ich bin die Präsidentin von Harvard.« Natürlich wird ihr niemand abnehmen, dass ihr Geschlecht irrelevant sei. Immerhin hat es 371 Jahre gedauert, bis nach einer Abfolge von 27 weißen Männern nun erstmals eine Frau an der Spitze steht. Damit werden nun vier von acht Elitehochschulen der Ivy League von Frauen geführt. Dass Harvard, der Bildungstempel der Welt, sich in diese Gruppe einfügt, ist von symbolischer Bedeutung. »Es ist, als ob eine Frau zur Präsidentin der Vereinigten Staaten gewählt worden wäre«, sagt Carol Christ, die selbst eine Hochschule führt, das Smith College im Westen von Massachusetts. »Die Berufung zeigt, wie weit Frauen es gebracht haben.« Es könnte sogar ein Meilenstein auf dem längst erkennbaren Weg der Frauen zur Dominanz in der Bildung sein.

Auf dem Campus in Cambridge wird die Ernennung freundlich, von Frauen mit Euphorie aufgenommen. »Harvard hat auf diesen Moment lange gewartet, seit 1636«, sagt Patricia Albjerg Graham, eine emeritierte Erziehungswissenschaftlerin, die sich noch daran erinnern kann, wie ihr 1972 der Zutritt zum Dozentenclub verwehrt wurde. Heute deuten in dieser edlen Speisestätte für Nobelpreisträger und andere Hochtalentierte nur noch getrennte Garderoben die einstige Sonderbehandlung von Frauen an.

Erst 1975 wurde die universitäre Zulassungsbegrenzung für Frauen aufgehoben. Es sei auf dem Harvard-Campus lange »einsam gewesen für Frauen«, meint die Soziologin Mary Waters. Seither holt die Hochschule auf. Die Hälfte aller Doktorhüte erhalten heute Frauen. Knapp ein Viertel aller Professoren mit Lebenszeitberufungen sind weiblich – Zahlen, die deutsche Hochschulen nicht erreichen (siehe nebenstehenden Text).

Kritiker behaupten, sie stehe für Linksfeminismus ohne Gegenstimme

Zu den Ironien der Führungskrise von Harvard zählt, dass Präsident Larry Summers nach diversen Fehltritten scheiterte, als er sich auch noch mit den Frauen anlegte und sich hilfesuchend an Drew Faust wandte. Summers hatte bei einer Tagung die Frage gestellt, ob es wirklich allein Männer seien, die Frauen in den »harten Wissenschaften« den Durchbruch verwehrten. Er wollte unter anderem untersuchen lassen, ob vielleicht »angeborene Unterschiede zwischen den Geschlechtern« verantwortlich seien.

Summers, der ewige Provokateur, stand schnell als Chauvinist da. Erst erklärte, dann entschuldigte er sich, und schließlich wandte er sich in der Not an die ranghöchste Frau in Harvard, Drew Faust, Dekanin des Radcliffe Institute. Sie leitete zwei Dozentengruppen, die für Summers einen Bericht über die Lage der Frauen und Verbesserungsvorschläge für die Naturwissenschaften erarbeiten sollten. Kaum ein Jahr zuvor hatte Faust eine Rede über »die Lage von Männern und Frauen in Harvard« gehalten und dabei den Harvard-Präsidenten Charles Eliot zitiert, der 1869 Zweifel an den intellektuellen Fähigkeiten von Frauen gesät hatte. Obwohl es Faust erschienen sein mag, als bliebe seit knapp 140 Jahren die Zeit stehen, half sie Summers. Nicht, um seine Präsidentschaft zu retten, sondern um die Krise für Harvards Frauen zu nutzen.

Drew Faust ist eigentlich Historikerin. Ein Vierteljahrhundert lang lehrte sie die Geschichte der Südstaaten an der University of Pennsylvania und leitete zeitweise auch das Programm für Frauen- und Geschlechterstudien. Nach Harvard kam sie 2001, um eine knifflige Aufgabe zu übernehmen. Als Dekanin sollte sie das ehemalige Frauencollege, das durch Koedukation längst obsolet geworden war, in ein Wissenschaftszentrum verwandeln. In dieser Rolle stellte sie jene Führungsqualitäten unter Beweis, die ihr nun zur Präsidentschaft verhalfen.

Sie ließ »einen schwierigen Job ganz leicht erscheinen«, meint Peter Hall, Professor am Center for European Studies. Es galt, die verschiedenen Interessen zu moderieren. Besonders schwierig war es, 30 000 ehemalige Studentinnen (und heutige Spenderinnen) für das neue Konzept zu gewinnen. Sie sollten nicht glauben, es handle sich um den Ausverkauf eines kleinen Frauencollege an eine riesige Hochschule. Wie ein Bonbon präsentierte Faust den Ehemaligen den Beschluss, ein Forschungsschwerpunkt im Radcliffe-Wissenschaftszentrum werde die Geschlechterforschung sein. Auch musste Faust die Geisteswissenschaftlerinnen von ihrer Idee eines »Dialogs der Disziplinen« überzeugen. Seither gibt es in Radcliffe auch Sozial- und Naturwissenschaften. Faust habe dabei, meint Peter Hall, »wie ein Akrobat balanciert«.

Auch wenn ihr Radcliffe Institute kaum ein Prozent des Harvard-Etats von drei Milliarden Dollar umfasste und Faust nun 24 000 statt 80 Mitarbeiter unter sich hat, zweifeln nur wenige an ihren Managementqualitäten. Das »Geheimnis ihres Führungsstils« sei es, meint Peter Hall, »andere zu motivieren statt anzuweisen«. Faust habe »ein Talent, sich mit exzellenten Leuten zu umgeben«. Sie wirkt wie ein Gegenpol zu Summers, der, selbst intellektuell brillant, Harvard zentralisieren und von oben führen wollte. Darum erscheint Fausts Ernennung wie ein Friedensangebot an die Professorenschaft.

Eine Minderheit spürt freilich die Faust im Gesicht. Die Auswahl bedeutet für den Politologen Harvey Mansfield »Regimewechsel, Teil zwei«. Erst habe man Summers zum Rücktritt gezwungen, um dann die Wende durch Fausts Ernennung zu komplettieren. Nun werde klar, dass Summers nicht wegen seines erratischen Führungsstils scheiterte, sondern wegen seiner Ansichten. Für Mansfield, der jüngst durch ein Buch über die »Männlichkeit« hervortrat, war Summers der Retter Harvards vor der Herrschaft der linksliberalen Orthodoxie. Deren Selbstgenügsamkeit habe Summers ständig herausgefordert, sich gegen Noteninflation und Werterelativismus zu wenden. Ihm sei »Leistung« vor »Diversität« und »Quote« gegangen.

Jetzt aber, glaubt Mansfield, marschiert die Gegenrevolution in Gestalt von Drew Faust: »Sie hat Radcliffe zu einer Bastion des Linksfeminismus ohne jede abweichende Stimme gemacht.« Völlig allein steht Mansfield nicht da. Im örtlichen *City Journal* lässt sich nachlesen, das Radcliffe Institute sei eine »ewige Quelle des feministischen Beschwerdewesens«. Frauen seien ständig Opfer – mal von »Diskriminierung«, mal von »sexistischer Ideologie«.

Anhänger sehen in ihr »das liberale Amerika in seiner besten Version«

Jene Drew Faust, die er selbst kennen und schätzen gelernt hat, kann der deutsche Harvard-Professor Werner Sollors in solchen Beschreibungen nicht entdecken. »Offenheit«, »Unvoreingenommenheit« und »beinahe preußische Nüchternheit« schätzt Sollors, aus der Abteilung für afroamerikanische Studien kommend, an Faust. Kurz: »das liberale Amerika in seiner besten Version«. Bald werde die gesamte Hochschule die Weisheit der Entscheidung erkennen, eine Brückenbauerin zur Präsidentin zu küren.

Vermutlich wird dabei noch manchen überraschen, dass eine der Brücken zurück zu Larry Summers trägt. Denn Summers' große Projekte – die Reform der studentischen Ausbildung, der gewaltige Ausbau des Campus, die Hinwendung zu den Biowissenschaften – dürften von Faust nicht infrage gestellt werden. Dabei hilft Faust die Ehe mit einem Medizinhistoriker. Über die Bedeutung der Naturwissenschaften für das 21. Jahrhundert wird Faust deshalb niemand Vorträge halten müssen. Eher wird man mehr dazu von Drew Faust hören. Am Ende ihrer ersten Pressekonferenz sagt sie sich selbst jedenfalls eine »lange und erfolgreiche Amtszeit« voraus. Im Durchschnitt der vergangenen 371 Jahre waren es 13 Jahre pro Präsident.

Die exotische Frau Professor

Deutsche Hochschulen heißen Frauen zwar willkommen – ihre Karrierechancen aber sind immer noch bescheiden

An deutschen Universitäten ist die Gleichstellung von Frauen seit Jahrzehnten ein viel diskutiertes Thema. Doch die vielen Maßnahmen zur Förderung junger Wissenschaftlerinnen haben bisher nur bescheidene Erfolge gezeigt.

Einzig beim Zugang zum akademischen Milieu herrscht nahezu Gleichberechtigung. Fast die Hälfte der Studienanfänger in Deutschland sind Frauen (48,8 Prozent). Ihr Anteil unter den Hochschulabsolventen ist noch höher – sie brechen seltener ihr Studium ab. Doch je weiter der Karriereweg führt, desto mehr schwindet der Frauenanteil. Unter den Promotionen beträgt er 39,6 Prozent, unter den Habilitationen 23 Prozent. Nur 14,3 Prozent der Professorenstellen in Deutschland werden von Frauen bekleidet, unter den gut bezahlten Lehrstuhlinhabern stellen sie gar nur 9,7 Prozent (Quelle: Statistisches Bundesamt).

In anderen europäischen Ländern wie Finnland, Portugal oder Polen haben Frauen etwa 20 Prozent der hoch dotierten Professorenposten inne, in Lettland 26,5 Prozent (Quelle: *She Figures 2006).* Nicht immer aber sagt der Frauenanteil in der Wissenschaft etwas über ihren Stellenwert aus. »Vorsicht beim Blick auf die nackten Zahlen«, warnt Andrea Löther vom Center of Excellence Women and Science (CEWS) in Bonn, das regelmäßig Statistiken und internationale Vergleiche zur Situation von Frauen in der Forschung erstellt. »Manchmal ist der Frauenanteil da besonders hoch, wo der Stellenwert von Wissenschaft eher gering und eine Professur schlecht bezahlt ist.« Das gelte vor allem für osteuropäische Länder.

In Deutschland zeigen die Programme zur Förderung von Frauen erste Erfolge bei der Besetzung von Professorenstellen. Doch in der Leitung von Universitäten, Hochschulen und Fachhochschulen steigt ihr Anteil nur langsam, von 5,1 Prozent im Jahr 1996 auf 8,7 Prozent im Jahr 2005. Von 355 Rektoren- und Präsidentenposten sind nur 31 von Frauen besetzt. Der Job der Kanzlerin wird etwas häufiger an Frauen vergeben. Hier beträgt der Frauenanteil 17 Prozent (alle Angaben für Dezember 2005, Quelle: CEWS).

Bei den außeruniversitären Forschungseinrichtungen sieht die Lage der Topwissenschaftlerinnen und Forschungsmanagerinnen laut einer Erhebung der Bund-Länder-Kommission für Bildungsplanung und Forschungsförderung nicht besser aus. In den Spitzenpositionen der Helmholtz-Gemeinschaft finden sich neben 206 Männern nur 7 Frauen, das entspricht einem Anteil von 3,3 Prozent. Die Max-Planck-Gesellschaft hat neben 247 Männern 15 Frauen an die Spitze von Instituten berufen. Bei der Leibniz-Gemeinschaft beträgt der Frauenanteil in Führungspositionen 6,5 Prozent. Insgesamt stehen bei den großen Forschungsorganisationen einer Übermacht von 612 Männern gerade einmal 33 Frauen gegenüber.

Diese Benachteiligung hat viele Gründe. Sie zeigt sich aber vor allem in zwei kritischen Karrierephasen: an den Übergängen zu Promotion und Habilitation. Eine vom CEWS für die Robert-Bosch-Stiftung erstellte Zusammenfassung des Forschungsstandes zeigt, dass Frauen sich während des Studiums weniger stark ermutigt fühlen als ihre Kommilitonen. Sie werden seltener zur Promotion aufgefordert und berichten von einer geringeren Integration während der Promotion selbst. Sie schreiben ihre Doktorarbeit häufiger auf der Basis eines Stipendiums und deutlich seltener als ihre männlichen Kollegen auf karriereträchtigen Nachwuchspositionen.

Die Karrierehürden für Frauen an den Hochschulen sind nach wie vor hoch: die starke Abhängigkeit vom Doktorvater, der im Zweifel junge Männer fördert, wie er selbst einer war; der subtile Ausschluss aus informellen Netzwerken; die Bevorzugung von männlichen Bewerbern in Begutachtungsprozessen. Diese Faktoren tragen zur Entmutigung von begabten Frauen in der Wissenschaft bei. Dass Verfahren, in denen Stellen verteilt und Professuren vergeben werden, kaum standardisiert und oft intransparent sind, schadet Frauen mehr als männlichen Bewerbern. Und natürlich leiden Frauen darunter, dass die Zeit der Familienplanung in ebenjene Lebensphase fällt, in der die wichtigsten Karrieresprünge anstehen.

Aber auch die Frauen selbst tragen einen Anteil am fehlenden Erfolg. Ihre Karriereplanung ist weniger stringent, ihre Selbstdarstellung defensiver als die der Mitbewerber, verrät der Vorbericht der Bosch-Stiftung, die jetzt ein Karriereprogramm für junge Wissenschaftlerinnen auflegen will.

Das American Council of Education, Pendant der deutschen Hochschulrektorenkonferenz (HRK), hat auf das Fehlen von Frauen in akademischen Führungspositionen früh reagiert und bietet Leadership-Seminare für Forscherinnen an. »Leadership«, sagt Margret Wintermantel, Präsidentin der HRK, »sollte Pflichtstoff für Frauen und Männer sein.« Lange Zeit war sie an der Universität des Saarlandes neben Gesine Schwan in Frankfurt/Oder eine der wenigen sichtbaren Frauen an der Spitze einer deutschen Universität. Sie setzt bei der Förderung von Frauen eher auf Beziehungen als auf Karriereseminare: »Wir wissen aus Erfahrung, dass Mentorennetzwerke besonders gut funktionieren.«

Der Vorsprung der USA in Sachen Frauenförderung scheint nahezu uneinholbar. In den vergangenen zwanzig Jahren stieg der Frauenanteil unter den Hochschulpräsidenten von 9,5 auf 23 Prozent. Vier der acht Universitäten der Ivy League werden nun von Frauen geführt.

ANDREAS SENTKER

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.32 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

WIEN

Die Hauptstadt Österreichs kämpft gegen den Klimawandel. Die Strategie ist einfach und effektiv: Sparen, sparen, sparen

VON DIRK ASENDORPF

Wer in Wien einen besonders schönen Konferenzraum sucht, ist im Hochparterre des prunkvollen neugotischen Rathauses oder auf der Spitze des 160 Meter hohen, voll verglasten Millennium-Towers am Donauufer sicher nicht falsch. Der attraktivste Besprechungstisch aber steht im Palmenhaus der städtischen Blumengärten. Von Sittichen umschwärmt, tagt man hier auch im tiefsten Winter bei 26 Grad und mehr als 80 Prozent Luftfeuchtigkeit, mit Blick auf einen kleinen Wasserfall, auf träge Leguane und Weißbüscheläffchen, die munter durch das saftig grüne Blätterdach tropischer Pflanzen turnen. Nirgendwo lässt sich entspannter über den Treibhauseffekt sprechen – und darüber, warum das neuartige Konzept, mit dem die österreichische Hauptstadt den CO2-Ausstoß eindämmen will, auch in Deutschland vorbildlich sein könnte.

Es ist noch nicht lange her, da trugen die 66 Glashäuser, in denen 1,5 Millionen Blumen für Wiens repräsentative Parkanlagen herangezogen werden, im großen Stil zur Energieverschwendung bei. Die 1956 gebaute, hoffnungslos veraltete Anlage schluckte jedes Jahr Strom und Fernwärme für eine Million Euro. Seit diesem Winter sind es nur noch 800 000. Stolz führt Betriebsleiter Robert Fahsel die zentrale Computersteuerung vor, mit der Heizung, Beleuchtung und Lüftung optimal auf die Wetterbedingungen abgestimmt werden. 50 Kilometer Kabel wurden dafür verlegt, zwölf automatische Schattierschirme installiert, Rohrleitungen gedämmt und das Bewässerungssystem erneuert.

Wie viel das alles gekostet hat, kann der Stadt egal sein. Denn bezahlt und durchgeführt wurde die energetische Komplettsanierung von Siemens Bacon, einem sogenannten Contractor. Vertraglich hat er die Senkung des Energieverbrauchs um 20 Prozent zugesichert und darf dafür die eingesparten Kosten bis zu einem Höchstbetrag von 2,8 Millionen Euro behalten. Sobald diese Summe erreicht ist, spätestens aber nach 14 Jahren, endet der Vertrag. Danach profitiert die Stadt von den gesunkenen Energiekosten.

Die schlimmsten Klimasünden sind die Bauten der fünfziger bis siebziger Jahre

Das Beispiel ist typisch für das gewaltige Potenzial, das in Effizienzmaßnahmen schlummert. 40 Prozent des europäischen Energieverbrauchs könnten mit Wärmedämmung und verbesserter Technik ohne Abstriche am Komfort eingespart werden. Die Hälfte dieser Maßnahmen würde sich vollständig amortisieren oder sogar einen Überschuss abwerfen. Fachleuten ist längst bekannt, dass ein »Negawatt« – so nennt der amerikanische Physiker Amory Lovins die eingesparte Energie – weit preisgünstiger zu haben ist als ein Megawatt aus erneuerbaren Quellen. Doch die Erkenntnis hat sich in den Klimaschutzprogrammen, die Nationalstaaten, Bundesländer und fast alle europäischen Großstädte inzwischen verabschiedet haben, noch nicht richtig niedergeschlagen.

Auch in Wien werden schon seit 1978 Energiekonzepte erstellt. Trotzdem ist der Gesamtverbrauch der Stadt von 1993 bis 2003 um 24 Prozent angestiegen und würde ohne staatlichen Eingriff bis 2015 noch einmal um 12 Prozent zulegen. Um das zu verhindern, hat der Magistrat der 1,6-Millionen-Metropole Fachleute aus der Praxis zusammen mit Umweltverbänden, Politikern und Wissenschaftlern auf die 30 Stühle eines runden Tisches gerufen. Zwei Jahre später war das Städtische Energieeffizienz-Programm (SEP) fertig und konnte Mitte 2006 vom Stadtparlament einstimmig verabschiedet werden.

Die viele Zeit war nötig, weil das SEP nicht nur allerhand gute Vorschläge zum Energiesparen liefer, sondern exakte Angaben darüber machen sollte, wie jeder investierte Euro den maximalen Effizienzgewinn erzielen kann. In Zusammenarbeit mit dem Garchinger Max-Planck-Institut für Plasmaphysik wurde dafür der gesamte Energiefluss der Großstadt für das Jahr 2003 aufgeschlüsselt. Das bunte, in Miniaturbuchstaben beschriftete Diagramm schmückt eine ganze Wand im Büro von Edgar Hauer, dem SEP-Projektleiter im Rathaus. 34 Prozent der jährlichen 37 500 Gigawattstunden Primärenergie flossen demnach in die Privathaushalte, 31 Prozent in den Verkehr, 24 Prozent in öffentliche und private Dienstleistungsbetriebe. Für den kleinen Rest waren Industrie und Landwirtschaft verantwortlich.

Um die Einsparmöglichkeiten zu gewichten, wurden anschließend alle 168 000 Gebäude der Stadt in sieben Altersklassen mit fünf Sanierungsvarianten und 15 Heizungssystemen eingeteilt und die jeweiligen Kosten einer energetischen Modernisierung ermittelt. Noch detailreicher fiel die Erfassung der Elektrogeräte in den 800 000 Privathaushalten aus. Für den steilen Anstieg des häuslichen Stromverbrauchs sorgten danach vor allem die zunehmende Ausstattung mit immer größeren Gefrierschränken, Geschirrspülern und Wäschetrocknern sowie die Stand-by-Verluste von Kleingeräten und eine immer aufwendigere Beleuchtung. Als rückläufig erwies sich nur der Stromverbrauch fürs Fernsehen.

Hunderte derartiger Erkenntnisse finden sich im Datenband, illustriert mit übersichtlichen Grafiken und Tabellen. Das Kernstück des SEP ist jedoch der Katalog mit insgesamt 100 Maßnahmen. Dazu gehört zum Beispiel auch die Übertragung der guten Erfahrung bei der Sanierung der städtischen Gewächshäuser auf die privaten Gartenbaubetriebe. Diese verschwenden große Mengen Energie, doch bei näherem Hinsehen erweist sich der Versuch, das mit staatlichem Eingriff zu ändern, als vergleichsweise kompliziert und teuer. Hier zeigt sich die eigentliche Stärke des SEP: Für jede der untersuchten Maßnahmen wurde nicht nur das technische Sparpotenzial ermittelt und auf einer Skala von 1 bis 5 bewertet, sondern auch das Umsetzungspotenzial und das Kosten-Nutzen-Verhältnis. Daraus ergeben sich klare Prioritäten: Nicht die technisch faszinierendsten oder politisch attraktivsten Maßnahmen verdienen höchste Aufmerksamkeit, sondern jene, die in allen drei Kategorien besonders gut abschneiden.

Absoluter Spitzenreiter der Prioritätenliste ist die nachträgliche Wärmedämmung der Bausünden aus den fünfziger bis siebziger Jahren. Mit Schüttbeton, Fertigteilen und vorgehängten Fassaden hatte man damals die Wohnungsnot im Eiltempo bekämpft. Heizöl war noch spottbillig, Isolierung deshalb kein Thema. Nirgendwo war der Sanierungsbedarf offensichtlicher als an der Siedlung Schöpfwerk – »der versteckte Charme Wiens«, witzelt SEP-Projektleiter Hauer. 1700 Wohnungen für rund 5000 Menschen wurden hier, weitab vom herausgeputzten touristischen Zentrum, zwischen 1976 und 1980 an den Südrand der Stadt geklotzt.

Ein Kindergarten dehnt sich über das zugige Untergeschoss mehrerer Plattenbauten, daneben Grundschule und Ladenzeile. Im ehemaligen Kesselhaus der Öl-Zentralheizung entsteht gerade ein Ärztezentrum; durch einen Fernwärmeanschluss ist viel Platz frei geworden. Das Ladenlokal gleich gegenüber hat die Sanierungs-Projektgruppe belegt, ein kleines Team von Planern, Ingenieuren und einer Psychologin für die Organisation der Mieterbeteiligung. »Bisher gibt es hier noch nicht einmal Thermostaten an den Heizkörpern«, sagt Werner Rebernig, der Projektgruppen-Chef.

Und dann zeigt er die offenen Zugänge zu den Plattenbauten. Damals galten sie als letzter Schrei modernen Wohnens, heute weiß man, dass sie die Treppenhäuser in Kühlschränke verwandeln. Jetzt werden sie geschlossen, als Nebeneffekt steigt auch das Sicherheitsgefühl der Bewohner. Auf alle Außenwände kommt eine acht Zentimeter dicke Dämmschicht, offene Betonteile werden verkleidet, um Kältebrücken und Schimmelbildung zu vermeiden, Heizkörper und Fenster werden ersetzt. »Hinter den alten Fassaden verbergen sich vier verschiedene Bauweisen«, erklärt Rebernig, »für jede von ihnen haben wir bereits eine Musterwohnung saniert.« Das Ergebnis: Der Heizbedarf sank um 77 Prozent und beträgt nur noch das 1,3-Fache eines Neubaus im Niedrigenergiestandard.

In der Praxis werden diese Werte allerdings nicht erreicht. Nicht um 77, sondern nur um gute 30 Prozent sank die tatsächlich verbrauchte Heizenergie in den sanierten Wohnungen. »Der Rest fließt in höheren Wohnkomfort«, sagt Rebernig. Sobald es im Flur nicht mehr zieht, wird er wie ein Wohnraum beheizt und genutzt. Und die Bewohner kippen zum Lüften weiterhin stundenlang ihre Fenster. Gegen Unvernunft nützt Wärmedämmung wenig.

Doch selbst die 30-prozentige Heizkostenersparnis reicht aus, um die Investition in die Energieeffizienz in 20 Jahren zu amortisieren. Ein 25-prozentiger Zuschuss der Stadt macht sie zusätzlich attraktiv. Die Komplettsanierung verwandelt die Plattenbausiedlung allerdings für drei Jahre in eine Großbaustelle. Dies ist einer der Gründe, die manchen Privateigentümer vor solchen Maßnahmen zurückschrecken lassen. In Wien ist das jedoch ein kleineres Problem als anderswo, denn Österreichs Hauptstadt ist einer der weltweit größten Vermieter. Ihr gehören 220 000 Wohnungen, ein Viertel des gesamten Bestandes.

»Den Wohnungsbereich bekommen wir ganz gut in den Griff«, meint denn auch SEP-Projektleiter Hauer. Das Gleiche gilt für die städtischen Gebäude – mit Ausnahme der denkmalgeschützten Fassaden. Deren Sanierung ist besonders teuer. Noch viel schwieriger ist die Umsetzung der Energiesparziele im privaten Dienstleistungsbereich. Nichts wächst im boomenden Wien so schnell wie der Bedarf an Büroflächen. Das zeigt sich auch an deren Energieverbrauch. Bereits von 1993 bis 2003 ist er um ein Drittel angestiegen, ohne staatliche Eingriffe würde er bis 2015 noch einmal 20 Prozent zulegen. Mit Abstand größter Einzelposten ist die Raumklimatisierung – neben der Heizung auch die Kühlung, häufig sogar beides gleichzeitig. Während die Räume auf der Nordseite der modisch verglasten Bürotürme noch gewärmt werden, laufen auf der Südseite längst die Klimaanlagen.

1992 war erst jedes zehnte Büro klimatisiert, heute fast jedes zweite. Beim Neubau von Dienstleistungsgebäuden gehört die Vollklimatisierung inzwischen zum Standard. Eine energieeffiziente Architektur macht sie jedoch in den meisten Fällen überflüssig. Deshalb bewertet das SEP das Sparpotenzial in diesem Bereich auch mit der höchsten Note. Das Umsetzungspotenzial bekam jedoch die zweitniedrigste. Der Grund: Die Gebäuderichtlinie der EU erweist sich in der Praxis als zahnloser Tiger. Und den klassischen Bauherren, den man mit guten Argumenten davon überzeugen könnte, nicht nur modisch, sondern auch effizient zu bauen, gibt es kaum noch. Büros werden heute meist von anonymen Investorengesellschaften errichtet und kurz nach der Fertigstellung schon wieder verkauft.

Ein hohes Umsetzungspotenzial sieht das SEP nur in einem Teilbereich: beim Kühlen mit Fernwärme. Town-Town heißt der 100 000 Quadratmeter umfassende Bürokomplex, in dem diese Technik erstmals in Wien eingesetzt wird. Auf dem Dach des Rohbaus drehen sich die gewaltigen Ventilatoren für die Rückkühlung im Testbetrieb. Im Untergeschoss wandeln zwei je 50 Tonnen schwere Absorber die mit 155 Grad angelieferte Fernwärme mit einem Wirkungsgrad von 70 Prozent in Kälte um. Betriebswirtschaftlich lohnt sich das eigentlich noch nicht; für die Umwelt aber ist es von Vorteil und für das Wiener Fernwärme-Unternehmen ein neuer Markt. Denn bisher landet im Sommer ein Großteil der Abwärme aus Kraftwerken und Müllverbrennung ungenutzt in der Luft oder der Donau.

Was die Hotels an Energie gewinnen, verpuffen sie mit Wellness wieder

Einer der Väter des SEP ist Christoph Chorherr. Seit 16 Jahren sitzt der Umweltökonom mit dem Faible für Passivhäuser im Wiener Landtag. Wer ihn besuchen will, muss den Seiteneingang des pompösen Rathauses wählen und nach Stiege 6 suchen. »Wien funktioniert wie ein Feudalstaat«, sagt der grüne Oppositionspolitiker im grünen Pulli ohne jede Ironie. »Wenn etwas von oben kommt, dann nimmt die Verwaltung das sehr ernst.« Das SEP hat die einstimmige Rückendeckung von Bürgermeister und Parlament und nennt für jede Maßnahme eine zuständige Magistratsabteilung. Alle drei Jahre ist ein Zwischenbericht fällig. Weist der auf Untätigkeit hin, kommt das Kontrollamt. »Und nichts fürchten Wiens Beamte mehr als das Kontrollamt«, meint Chorherr.

Energieeffizienz als obrigkeitsstaatliche Maßnahme – für den grünen Politiker ist das gar keine so schlechte Idee. Der Markt allein regelt es jedenfalls nicht. In Wien ist der Staat Vorreiter beim Klimaschutz. Und zumindest im Wohnungsbau kann er auch private Investoren dazu zwingen. 80 Prozent aller Neubauten sind öffentlich gefördert, und der Zuschlag für ein Neubaugebiet wird per Ausschreibung vergeben. Wer kein schlüssiges Konzept für eine sparsame Energieversorgung vorlegen kann, kommt nicht zum Zug.

Trotzdem ist das Gesamtziel des SEP überraschend unambitioniert: Statt der prognostizierten zwölf Prozent soll Wiens Energieverbrauch bis 2015 um sieben Prozent steigen. Die Klimaschutzziele von Kyoto und EU lassen sich so nicht erfüllen. »Wir wollen den Bürgern nicht weh tun«, erklärt Chorherr den Widerspruch. Die vorbildlichen Maßnahmen zur Steigerung der Energieeffizienz werden durch den wachsenden Komfortbedarf der Bevölkerung weit übertroffen. Das gilt für die Wiener ebenso wie für ihre Gäste aus aller Welt. Auch viele Hotels verbessern Dämmung und Heizungsanlagen, ersetzen Glühbirnen durch Energiesparlampen und lassen unbelegte Zimmer kalt. Gleichzeitig bauen sie jedoch Wellnessbereiche. Und die schlucken weit mehr Energie, als sich mit all den Effizienzmaßnahmen sparen lässt.

Weitere Informationen im Internet:
www.zeit.de/2007/08/wien

① **HOLZWOLLE**
② **ENERGIESPARLAMPE**
③ **SOLARZELLEN**
④ **ZELLULOSE**

Fotos [M] Vl.n.r.: artvertise; Hardy Haenel; Karl Thomas/Superbild; Leonard Lessin/Peter Arnold

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 34
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Sie machen sich krank!

Die Deutschen gehen zu oft zum Arzt. Dabei gibt es einfachere Wege zur Besserung, meint der Allgemeinmediziner **HARALD KAMPS**

Nach über zwanzig Jahren als Allgemeinarzt in Norwegen kehrte ich 2002 zurück nach Deutschland. Plötzlich befand ich mich mitten in einer Debatte, die das Gesundheitswesen kurz vor dem Untergang sieht. Vielen wird die Schuld an der gegenwärtigen Misere zugeschoben.

»Die Ärzte«, sagen die einen: Sie sind geldgierig und machtbesessen und schauen während der wenigen Minuten Patientengespräch ohnehin nur auf ihren Computermonitor.

»Die Krankenkassen«, sagen die Ärzte: Sie sind darauf aus, immer mehr Umsatz zu machen, um sich immer größere Chefetagen und neue Dienstwagen leisten zu können.

»Die Politiker«, sagen die Bürger: Sie ergeben sich der Macht der Lobbyisten, sind handlungsunfähig, lassen sich verwirren durch Experten, die in unterschiedlichen Kommissionen ähnliche Vorschläge machen, die nur zu kosmetischen Änderungen führen.

»Die Pharmaunternehmen«, sagen alle: Sie fahren mit ihren überteuerten Arzneimitteln unerhörte Gewinne ein, auf Kosten der Solidargemeinschaft.

»Die Patienten selber«, sagen die Mutigen: Sie wollen zum Nulltarif immer mehr Therapie und lassen sich nur behandeln, ohne selbst zu handeln.

Die Politiker bekommen jetzt von allen Seiten Prügel für die missratene Gesundheitsreform. Von den Ärzteverbänden kommen mehr oder weniger konkrete Vorschläge, wie das Gesundheitswesen von morgen finanziert werden kann – am besten mit mehr Geld. Dabei kostet es uns bereits sehr viel, wir investieren quasi in einen »medizinischen Mercedes« – und einige Studien zeigen, dass wir dafür tatsächlich einen Mercedes bekommen: ein dichtes Krankenhaus- und Fachärztenetz, eine Medikamentenversorgung auf hohem Niveau, kaum Wartezeiten. Grund zur Zufriedenheit ist das dennoch nicht.

Nach mehr als zwanzig Jahren als Allgemeinmediziner in Norwegen vermisse ich ein Prinzip, das in Norwegen Priorität hat: das »Nächste Effektive Interventionsniveau« (NEIN). Daran ist nur der Name kompliziert. Es bedeutet: nicht mit dem Mercedes fahren, wenn das Ziel um die Ecke auch zu Fuß zu erreichen ist. Noch konkreter: nichts dem Arzt überlassen, was jede Oma besser weiß. Nichts dem Arzt überlassen, was die Gemeindekrankenschwester besser regelt. Nichts dem Facharzt überlassen, was der Hausarzt besser überblickt. Nichts dem Krankenhaus überlassen, was der Facharzt um die Ecke auch kann.

In Schlagworten könnte dieses NEIN-Programm so lauten:

- Mehr Mut, die eigene Gesundheit in die Hand zu nehmen – und: ein öffentliches Impfprogramm gegen medizinische Propaganda.
- Mehr Vertrauen in das primärmedizinische Team aus Hausärzten, Krankenschwestern in der Hauskrankenpflege und den Pflegeheimen, Physiotherapeuten und Apothekern.
- Mehr Geld für die Kranken, weniger für die Gesunden.
- Mehr Bescheidenheit bei den Ärzten, die erkennen sollten, dass mehr Gesundheit eher vom Finanz- und Bildungsminister als von Ulla Schmidt geschaffen wird.

Jeder Schritt ins Gesundheitswesen kann auch gefährlich sein

Durchschnittlich geht jeder Norweger dreimal im Jahr zum Arzt, mehr als 16-mal jeder Deutsche. Dabei werden die Bundesbürger aber nicht gesünder. Der Norweger entfernt sich eben die Zecke selbst, weil er nicht durch wohlmeinende Ratgeber verunsichert wird und hinter jedem Tier eine tödliche Krankheit befürchtet. Er vertraut darauf, dass der plötzliche Hörverlust nach ein paar Tagen Pause wieder besser ist, und wenn nicht: Eine unmittelbare Behandlung hätte wahrscheinlich auch nicht geholfen. Für die Krankheit »Hörsturz« gibt es im Norwegischen gar kein Wort – also auch keine Besorgnis. Gestresste Politiker gönnen sich einfach ein freies Wochenende.

Jeder Schritt ins Gesundheitswesen kann heilsam sein, aber auch gefährlich. Nach der Bestimmung des Cholesterinwertes ist jeder Bissen in einen fettreichen Käse ein Genuss mit Risiken. Nach dem ersten PSA-Wert bei der Prostatakrebs-Vorsorge startet möglicherweise eine lange Odyssee mit regelmäßigen Kontrollen, die mit einer Operation enden, die nicht unbedingt das Leben verlängern, dafür aber weniger lustreich gestalten kann. Jedes unnötige Röntgenbild – und auch hier sind die Deutschen Weltmeister – erklärt möglicherweise den Rückenschmerz als Bandscheibenvorfall, auch wenn dieser bisher kaum Beschwerden machte und in ein paar Monaten nicht mehr nachweisbar gewesen wäre.

Früherkennungsuntersuchungen können den Krebstod verhindern, bei einigen. Aber warum verschweigen die meisten Broschüren zur Mammografie, dass auch Diagnosen gestellt werden, ohne dass die Brust erkrankt ist? Oder warum verschweigen die Frauenärzte, dass Zellveränderungen am Muttermundhals gefunden werden, die nach einem halben Jahr von selbst wieder verschwunden wären? Solche werden bei jährlichen Untersuchungen häufig entdeckt und behandelt: unnötig. Alle drei Jahre werden norwegische Frauen zur Cervixzytologie, zum Abstrich zur Krebsvorsorge, eingeladen – und wenn die Befunde mehr als zweimal negativ waren, nur noch alle fünf Jahre. Finnische Frauen haben daher nur acht solcher Untersuchungen im Leben und im europäischen Vergleich die besten Ergebnisse. Deutsche Frauen leiden im europäischen Vergleich trotz (und zum Teil auch wegen) intensiver Untersuchungen häufiger an Gebärmutterhalskrebs und sterben häufiger daran.

In Norwegen verschreiben die Schulkrankenschwester und der Hausarzt die Antibabypille, auf einem Rezept, das zwei Jahre gültig ist. Deutsche Mädchen müssen sich jedes Quartal zum Arzt begeben, damit sie sich gleich daran gewöhnen, dass nur der regelmäßige Gang zum Arzt die eigene Gesundheit sichert. Sie bezahlen für einen Arztbesuch ohne medizinische Berechtigung.

Die norwegische Medizin beschreibt den Körper auch nicht kreativer als die deutsche, aber es findet eine lebhaftere Debatte über eine moderne Medizin statt. Eine Gruppe norwegischer Allgemeinärzte organisierte vor einigen Jahren internationalen Widerstand gegen die Empfehlungen von Kardiologen, rigorose Blutdruckgrenzen zu definieren, die fast alle Menschen über siebzig Jahre zu Patienten gemacht hätten. Unterstützt durch ein kluges Marketing der Pharmaindustrie, sollten immer mehr Menschen immer teurere Blutdruckmedikamente schlucken – »zur Behandlung der Blutdruckkrankheit«. Dabei ist längst bekannt, dass diese Behandlung nur ein Lotterielos anbietet. Wer der eine unter den mindestens anderen fünfzig ist, der im nächsten Jahr dank der Behandlung vom Schlaganfall verschont wird, bleibt leider ungewiss. Die norwegischen Allgemeinärzte argumentierten bereits vor vielen Jahren für die Berechnung eines Gesamtrisikos und für die Einbeziehung des Patienten in die Entscheidung, ob das Erkrankungsrisiko nicht genauso gut gesenkt werden kann, wenn er künftig keine Zigaretten mehr kauft.

Wann begreifen die Ärzte, dass sie mit ihren Kassandrarufen mehr Angst als Vertrauen schaffen? Ärzte sollten sehr gute Gründe haben, bevor sie aus einem Menschen eine Risikoperson machen. Ein Arzt, der es unterlässt, ein Röntgenbild zu veranlassen, auf dem der Lungenkrebs noch rechtzeitig hätte entdeckt werden können, wird schnell an den Pranger gestellt. Doch wann wird der erste Arzt angeklagt, der zu allen Zeiten, »um auch nichts zu übersehen«, Befunde seiner Patienten sammelt, die diesen Krankheiten verschaffen, um die sie nicht gebeten haben: einen Prostatakrebs, der womöglich auch ohne Therapie sein Leben nicht verkürzt; einen Bandscheibenvorfall, der ab sofort die Erklärung für alle Rückenschmerzen ist?

Im deutschen Gesundheitswesen fehlt die fachliche Instanz, die gesunde Menschen vor den gefährlichen Risiken und Nebenwirkungen des Gesundheitswesens bewahrt und den kranken Menschen den einfachsten Weg zur Besserung zeigt. Der entsprechend ausgebildete Hausarzt oder motivierte Apotheker könnte diese Funktion übernehmen. Die meisten Diagnosen, auch die beruhigenden, lassen sich durch einen persönlichen Dialog zwischen Arzt und Patient und eventuell eine symptomorientierte Untersuchung abklären.

Stattdessen sind die Menschen dieses Landes einer ständigen Propaganda ausgesetzt, die an allen Ecken potenzielle Risiken ausmacht und meist auch die medizinische Lösung parat hat. Mit der *Apotheken-Umschau* als Gutenachtlektüre lässt sich nicht gut schlafen. In den regelmäßigen Gesundheitsprogrammen des Fernsehens erscheinen nur Experten mit Professorentitel – ob diese noch wissen, was sich draußen im Volke rührt?

Auch hier täuschen sich die akademischen Erbsenzähler, die mit ihren Detektoren durchs Land ziehen und Risikofaktoren eines gefährlichen Lebens registrieren: Die Menschen wollen keineswegs um jeden Preis zwei bis drei Jahre länger leben, wenn sie dafür jeden Tag Körnerbrot essen sollen und höchstens ein halbes Glas Wein trinken dürfen.

Erst zum Hausarzt, dann zum Facharzt

Eine sozialmedizinische Faustregel lautet so: Von 1000 medizinischen Problemen können 900 von den Betroffenen gelöst werden. Von den verbliebenen 100 Problemen, die einen Menschen ins Gesundheitswesen führen, können 90 beim Allgemeinmediziner geklärt werden. Von den verbliebenen zehn müssen neun zum Facharzt, und ein Patient muss ins Krankenhaus.

Meine eigene Erfahrung in Norwegen hat diese Regel bestätigt. Die Wirklichkeit in deutschen Großstädten sieht anders aus. Dort bilden sich zu Anfang jedes Quartals Schlangen beim Hausarzt, nur um Überweisungen für die lange Liste mit Fachärzten zu bekommen. Zur regelmäßigen Kontrolle des grauen Stars, zur Auswertung des Laborprofils vom letzten Quartal, zur Prostatauntersuchung, zum Schilddrüsenecho – die Anlässe für den Besuch beim Facharzt sind vielfältig und mehr oder weniger medizinisch begründet. Und die Menschen fühlen sich obendrein gut betreut. Sind sie ja oft auch – aber warum viermal im Jahr Mercedes fahren, wenn der gute alte Golf auch zum Ziel führt?

Es ist zudem verwunderlich, wie wenig die Kompetenz der Krankenschwestern oder der Physiotherapeuten genutzt wird. Täglich werden aus deutschen Pflegeheimen alte Menschen unnötig ins Krankenhaus transportiert, nur weil eine Infusion oder eine engere Überwachung einiger Blutwerte nötig ist. Da drängt man alternden Menschen eine Ernährungssonde auf, nur weil dem Medizinischen Dienst der Krankenkasse die Entwicklung des Body-Mass-Indexes bedrohlich erscheint.

Nur in deutschen Krankenhäusern nehmen die Ärzte morgens das Blut ab – und damit den MTAs die Arbeit weg, die dies durchweg besser können und für sehr viel weniger Geld tun. Ich fürchte, dass diese Ignoranz für das Können anderer Berufsgruppen sich im ganzen Berufsleben vieler Ärzte fortsetzt.

Weniger Zeit für die Gesunden, mehr Zeit für die Kranken

Das deutsche Gesundheitswesen funktioniert am besten für die gesunden Kranken. Die gesund genug sind, um viele Stunden im Wartezimmer sitzen zu können. Die gesund genug sind, sich auf die Rundreise zu allen Fachärzten zu machen. Die so gesund sind, dass sie nur eine klar definierte Krankheit haben, oder deren Krankheiten nichts miteinander zu tun haben: Der Hautarzt kümmert sich um die Schuppenflechte, der Kardiologe um die Angina Pectoris. Um die mit komplexen chronischen Leiden oder die schon bettlägerig Erkrankten kümmert sich das Krankenhaus – für einige Tage oder Wochen.

Die Spezialisierung ist bereits so weit vorangetrieben, dass der herzkranke Diabetiker in zwei Schwerpunktpraxen betreut wird, obwohl der Hausarzt die Koordination besser übernehmen könnte. Auf Kongressen wird zwar am Sonntag beschrieben, wie wichtig die koordinierte Betreuung ist, der Alltag und das bequeme Sortieren der Patienten nach Diagnosen lässt dies am Montag wieder vergessen.

Die meisten Ressourcen des Gesundheitswesens werden im letzten Lebensjahr eines jeden Menschen verbraucht. Die Initiativen für eine bessere Betreuung von sterbenskranken Menschen gingen meist von onkologischen Schwerpunktpraxen oder anderen Zentren aus: mit optimaler Betreuung für einige wenige. Aber für die Fahrt ins letzte Gehöft eignet sich oft der Mercedes nicht. Auch wenn es anstrengender, komplexer und langwieriger ist: Ohne die Schulung und aktive Mitarbeit von Hausärzten und Hauskrankenpfleger wird sich keine flächendeckende Betreuung von sterbenskranken Menschen einrichten lassen.

Ein Vorschlag für die Umsetzung des NEIN-Prinzips lautet: Im Zuge der Gesundheitsreform werden die Menschen motiviert, sich in Hausarztmodelle einzuschreiben – die Erfahrungen aus europäischen Staaten zeigen die Vorteile:

- Jeder Mensch hat im Krankheitsfall einen Hausarzt, auch wenn er ihn jahrelang nicht aufsucht, solang er gesund ist.
- Jeder Hausarzt kann seine Arbeitsbelastung beeinflussen. 1500 bis 2500 Patienten in seiner Kartei kann ein Hausarzt bewältigen – eine stärkere Arbeitsbelastung schädigt die Qualität.
- Auch der gesunde Mensch in der Hausarztkartei trägt automatisch zu seinem Einkommen bei: Das gibt dem Arzt weniger Anreize, gesunde Menschen jedes Quartal zu einem Besuch in seiner Praxis zu motivieren.
- Jeder Hausarzt kann sich einen Überblick verschaffen über seine Patienten – und kann seine Praxis so organisieren, dass die schwer kranken Menschen mehr Zeit und Aufmerksamkeit bekommen als die weniger Kranken.

Nicht alles, was krank ist, gehört ins Gesundheitswesen. Lange ohne Arbeit zu sein, schlecht ausgebildet zu sein macht krank. Materielles, soziales Elend und Krankheit waren schon immer Geschwister. In Deutschland leben Reiche bis zu sieben Jahre länger als Arme. In manchen nordamerikanischen Städten ist diese Spanne mehr als doppelt so groß: 15 Jahre werden dem Reichen zusätzlich geschenkt oder dem Armen noch weggenommen. Eine solche Verlängerung der Lebenszeit lässt sich mit medizinischen Maßnahmen nur in ganz wenigen Ausnahmefällen erreichen.

Immer das nächste effektive Interventionsniveau zu suchen entspricht einer alltäglichen Strategie: Wenn ich die Glühbirne selbst wechseln kann, rufe ich nicht den Elektriker. Wenn der Bäcker nebenan ist, bestell ich kein Taxi, auch wenn es regnet. Wenn ich mir eine Kreuzfahrt nicht leisten kann, erhole ich mich auf einem Paddelboot. Warum soll das nicht gelten, wenn ich krank bin?

Der Autor ist Facharzt für Allgemeinmedizin in Berlin. Er hat lange in Norwegen gearbeitet. Seit 2002 praktiziert er wieder in Deutschland. Eine frühere Fassung dieses Beitrags ist im Deutschen Ärzteblatt erschienen

Fotos [M]: Martin Richter; www.martinrichterfotografie.de

Leere **WARTEZIMMER** haben den Fotografen Martin Richter zu dieser Bildserie inspiriert – die täten auch dem Gesundheitswesen gut

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.34 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 35
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

ERFORSCHT UND ERFUNDEN

Herzschwäche in der Schwangerschaft wird vermutlich durch ein Spaltprodukt eines Stillhormons ausgelöst. Denise Hilfiker-Kleiner und Helmut Drexler von der Medizinischen Hochschule Hannover haben nachgewiesen, dass sich das in der Hirnanhangdrüse gebildete Prolaktin in seltenen Fällen spaltet *(Cell,* Bd. 128, S. 589). Eine der dabei entstehenden Substanzen zerstört die Blutgefäße am Herzmuskel. Das hemmt die Blutzirkulation und die Pumpfunktion des Organs. Die Herzschwäche könne aber medikamentös behandelt werden, schreiben die Wissenschaftler. Bei Mäusen konnte sie bereits vollständig verhindert werden: Eine Abstillarznei stoppte die Produktion von Prolaktin im Gehirn.

Prähistorische Schimpansenwerkzeuge haben Archäologen der Universität Calgary an der Elfenbeinküste gefunden. Bereits vor 4300 Jahren hätten die Menschenaffen dort Steinwerkzeuge benutzt, um Nüsse zu knacken, berichten die Forscher *(PNAS,* Nr. 7, 13. Februar 2007). Die Geräte entsprechen der Steinzeittechnik, wie sie der Mensch entwickelte. Es sei aber unwahrscheinlich, dass die Affen sich die Methode abgeschaut hätten, da zur fraglichen Zeit keine Menschen in der Gegend lebten, sagen die Wissenschaftler. Möglicherweise haben die Affen die Technik also selbst entwickelt. Die Erfindung von Technologie wäre demnach keine exklusive Fähigkeit des Menschen.

Ozon konserviert Weine ähnlich gut wie Schwefel *(Chemistry & Industry,* Nr. 3, 11. Februar 2007). Ohne die bisher üblichen Sulfitzusätze ist der Rebensaft auch für Menschen genießbar, die auf Salze von schwefliger Säure mit Asthma oder anderen Allergien reagieren. Ozon macht auch Tafeltrauben haltbar und erhöht zudem deren Gehalt an Antioxidantien um das Vierfache.

Im Schutz der Dunkelheit greift der Riesenabendsegler Zugvögel an. Die seltenen, rund um das Mittelmeer beheimateten Fledermäuse sind die einzigen bekannten Räuber, die nachts Jagd auf fliegende Wirbeltiere machen *(PLoS ONE,* Nr. 2, 2007). Weil die Riesenabendsegler im Dunkeln und mehrere hundert Meter über dem Erdboden jagen, konnte das Verhalten der Tiere erst jetzt und nur indirekt nachgewiesen werden. Dazu wurde die Isotopenverteilung im Blut der Fledermäuse im Verlauf eines Jahres gemessen. Zur Zeit der Vogelzüge änderte sich diese deutlich und ließ darauf schließen, dass sich die Tiere von Zugvögeln ernährten.

Foto: Robert Espinoza

Kuscheln für die Energiebilanz

Im Gegensatz zu Vögeln, Säugetieren und Fischen sind fast alle Reptilien Einzelgänger und leben **normalerweise nicht in Paaren** oder größeren Gruppen zusammen. Manche nachtaktive Geckos finden sich aber tagsüber zu mehreren in einem Unterschlupf ein. Jennifer Lancaster, Paul Wilson und Robert Espinoza von der California State University in Northridge haben nun untersucht, ob Gebänderte Geckos (Coleonyx variegatus) von der Gruppenbildung profitieren oder ob die in Halbwüsten lebenden Tiere lediglich denselben Schlafort bevorzugen, egal ob dort auch Artgenossen ruhen oder nicht. Die Forscher fanden heraus, dass die Verdunstung geringer ist**,** wenn die Geckos in Gruppen schlafen, die Tiere also **weniger Wasser zum Kühlen** verlieren als Einzelschläfer. Zuvor hatten bereits andere Wissenschaftler gezeigt, dass die in eher kalten Gegenden lebenden Dickschwanzgeckos (Nephrurus milii) weniger Körperwärme einbüßen, wenn sie zusammen schlafen. Jennifer Lancaster und ihre Kollegen spekulieren nun, dass viele Tiere aus solch einfachen **physiologischen Gründen** begannen, Gruppen zu bilden, und dass dies der erste Schritt in der Evolution komplexeren Verhaltens zwischen den Mitgliedern der Gruppe gewesen sein könnte – Kuscheln als Vorstufe zum Sozialverhalten.

STIMMT'S?

Falscher Schein

Von Potemkinschen Dörfern spricht man, wenn jemand eine eigentlich dürftige Sache mit einer prunkvollen Scheinfassade schmückt. Benannt nach dem russischen Fürsten Potemkin, der Katharina der Großen auf einer Reise in die Provinz Dörfer mit Pappfassaden vorgeführt haben soll. Ist das historisch verbürgt? **FRANZ WEIDLING, GOTHA**

Der Fürst Potemkin (auch Potjomkin) war ein Günstling am Hof von Katharina, wohl auch einige Jahre ihr Liebhaber. Er wurde von der Zarin damit betraut, die eroberten Gebiete im Süden der Ukraine und auf der Krim zu besiedeln, und er hat den Job zwar auf recht brutale Weise, aber mit eindrucksvollem Ergebnis erfüllt: Er ließ in dem bis dahin ländlichen Gebiet innerhalb weniger Jahre Städte wie Cherson und Sewastopol errichten und verschaffte dem Zarenreich damit einen Hafen am Schwarzen Meer. Auch die russische Schwarzmeerflotte ist sein Werk – er brauchte wahrlich keine Scheinfassaden als Arbeitsnachweis. Allerdings war er auch herrschsüchtig und verschwenderisch und bereicherte sich selbst gehörig. Und so ist es nicht verwunderlich, dass er viele Neider hatte.

Die berühmte Reise der Zarin fand im Jahr 1787 statt, zu ihrem 25. Thronjubiläum. Katharina wollte die neurussischen Städte nicht nur mit eigenen Augen sehen, sondern auch den europäischen Nachbarn das neue Russland präsentieren. Auf der Schiffsreise waren Vertreter aller europäischen Mächte dabei. Sicher wurden die Städte herausgeputzt und auch Massenaufläufe inszeniert, aber von Pappfassaden und jubelnden Bauern, die von Dorf zu Dorf gekarrt wurden, kann keine Rede sein, darin stimmen die Historiker überein.

Urheber der Legende ist der sächsische Gesandte in St. Petersburg, Georg von Helbig. Der war bei dem Ausflug selbst gar nicht dabei, veröffentlichte aber zwischen 1797 und 1800 eine Potemkin-Biografie, in der erstmals von den Potemkinschen Dörfern die Rede ist. Wahrscheinlich hat er die Sache von Potemkin-Widersachern am Zarenhof aufgeschnappt. Und da von Gerüchten immer etwas hängen bleibt, erzählt man sich die Geschichte heute noch. **CHRISTOPH DRÖSSER**

Die Adressen für »Stimmt's«-Fragen:
DIE ZEIT, Stimmt's?,
20079 Hamburg, oder stimmts@zeit.de.
Das »Stimmt's?«-Archiv: www.zeit.de/stimmts

Audio www.zeit.de/audio

Bei Verstimmung Nadelstiche

Wie Akupunktur den Klang von Geigen verbessern kann **VON CHRISTINE BÖHRINGER**

Die Branche war zuerst ein wenig verstimmt. »Geldmacherei«, schimpften die Kollegen. »Spinnerei«, lachten die Kunden. Nur ein chinesischer Student war Ralf Schumanns ungewöhnlichem Vorschlag gegenüber von Anfang an aufgeschlossen. Nadeln? Akupunktur? Klar, warum nicht, das kenne er aus seiner Heimat. Also nahm Schumann die Geige des jungen Mannes, griff sich einen spitzen Zahnarztbohrer – und stach zu. Volltreffer.

Heute kommen sie alle zu ihm, in seine Werkstatt im badischen Münstertal: Erste Geiger und Solisten, Orchesterfiedler und Stradivari-Besitzer, Musikstudenten und Stars. Geigenbaumeister Ralf Schumann ist bundesweit als Akupunkteur für Streichinstrumente bekannt. Mit gezielten Nadelstichen verhilft er Geigen, Bratschen und Celli zu einem besseren Klang. Aber auch Klarinetten, Harfen und Klaviere hat er auf diese Weise schon von Dissonanzen befreit.

Die Idee mit dem Pieks sagt Schumann, habe er aus einem alten Buch. Auf Fotos von italienischen Guadagnini-Geigen aus dem 18. Jahrhundert entdeckte er an manchen Instrumenten oben in der Schnecke einige kleine Löcher. »Man könnte sich das mit der Arbeitstechnik erklären«, sagt Schumann. »Etwa, dass dort mit einem Zirkel hineingestochen wurde.« Markierungen also, die Geigenbauer nach dem Schnitzen normalerweise wieder wegpolieren. Doch konnte es sich ein Meister wie Giovanni Battista Guadagnini erlauben, so schlampig mit der Optik zu sein? Oder hatte er die Löcher gar absichtlich in die Geigen gestochen? Vielleicht haben sie ja einen Einfluss auf den Klang, überlegte Schumann und fing an zu experimentieren. Er piekste in Schülergeigen, horchte, spielte – und war verblüfft: Tatsächlich, es klang anders, viel besser sogar.

So entwickelte Schumann seine ganz eigene Methode der Akupunktur. Dabei setzt der Geigenbaumeister aus dem Schwarzwald im Gegensatz zu medizinischen Akupunkteuren die Nadeln nicht für eine längere Zeit an viele verschiedene Punkte, sondern er sticht sie nur ganz kurz an einer bestimmten Stelle ein.

Um den richtigen Ort dafür auszuloten, klopft er die Geigen langsam mit einem schmalen Holzstock ab, Millimeter für Millimeter. Auf der Bass-Seite der Violinen klingen dann die tiefen Töne, auf der Diskantseite die hohen. Wo die Töne vertauscht sind, also ein hoher Ton statt eines tiefen erschallt, setzt er einen spitzen Zahnarztbohrer an, die Löcher werden nur ein bis zwei Zehntel Millimeter groß. Danach ist das Verhältnis der Klopftöne wieder ausgewogen, sie sitzen alle am richtigen Ort, die Geigen klingen ausgeglichener und voller. »Nicht nur der Korpus eines Instruments ist für den Klang wichtig«, sagt Schumann. »Auch die anderen Bauteile beeinflussen ihn.« Er sticht deshalb an den externen und weniger wertvollen Teilen zu, wie etwa dem Saitenhalter, dem Griffbrett, dem Steg oder der Schnecke.

Warum diese Behandlung tatsächlich etwas bewirkt, hat Rolf Bader, Physiker und Privatdozent am Musikwissenschaftlichen Institut der Universität Hamburg, herausgefunden. »Wenn man einen Stein in einen See wirft, entsteht eine gleichmäßige Welle. Sobald diese auf ein Hindernis trifft, bricht sie, und ein Teil der Welle schwappt zurück. Bei der Geige ist der Schall wie eine Welle, trifft er auf die Stelle des Einstichs, beeinflusst das die Gesamtfrequenz.« Bader hat sich die Frequenzbänder einer Geige vor und nach den Nadelstichen angesehen und tatsächlich eine »feine Änderung« festgestellt. »Ich war selbst davon überrascht. Andere Methoden haben bislang nicht so viel gebracht.«

Und das, obwohl die Geigenbauer ziemlich erfinderisch sein können, wenn es um ihre liebsten Stücke geht. Sie haben die Instrumente schon asymmetrisch gestaltet, die einzelnen Teile verändert oder wie Schumann bei früheren Versuchen das Holz mit einem Föhn erwärmt, geknetet und massiert. Auch Wissenschaftler helfen den Handwerkern beim Streben nach dem perfekten Klang, indem sie immer wieder probieren, die physikalischen Eigenschaften von Geigenholz zu verbessern. Das Holz für den Bau muss den Schall mit hoher Geschwindigkeit leiten können; es darf nur eine geringe Dichte haben, muss leicht und dennoch fest sein. Fichte wird gern für die Decke des Instruments verwendet, Ahorn für den Boden.

Die Werkstoffingenieurin Melanie Spycher von der Eidgenössischen Materialprüfungsanstalt in St. Gallen hat jetzt entdeckt, dass auch Pilze die Struktur von Geigenhölzern beeinflussen können. Zumindest für Ahorn hat sie einen idealen Kandidaten gefunden: Schizophyllum commune, den »Gemeinen Spaltblättling« aus der Gruppe der Moderfäule-Erreger. Normalerweise bringt er Zaunpfähle zu Fall, bei Spychers Experimenten minderte er als Einziger die Dichte des Holzes, ohne dass er gleichzeitig die Schallwellen behinderte oder die Festigkeit zerstörte. Dazu brauchte er 20 Wochen. »Das Holz ist nun etwas leichter, schwingt besser, und die akustischen Wellen können sich besser ausbreiten«, sagt Melanie Spycher.

Bei Ralf Schumann sind Resultate schneller hörbar. Manchmal braucht er für die Akupunktur-Behandlung in seiner Werkstatt nur eine halbe Stunde, manchmal einen halben Tag. Und er kann auch dann noch eingreifen, wenn die Geige längst gebaut ist. Über 200 Instrumente hat er in den vergangenen zweieinhalb Jahren schon gepiekst. Und er experimentiert weiter – jetzt auch mit Lautsprecherboxen.

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.35 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 39
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

FEUILLETON

LITERATUR

Christopher Clarks meisterliche Erzählung vom Aufstieg und Untergang Preußens
Von Volker Ullrich **Seite 47**

Im Auge des Orkans

Alle reden vom ökologischen Kollaps. Niemand spricht mehr von der Natur. Das ist ein Fehler

VON ELISABETH VON THADDEN

Hier sind ein paar neuere Nachrichten von der Natur: Es schneit. Die Dorsche in der Ostsee haben in diesem Jahr auffallend früh mit dem Laichen begonnen. Jedes vierte Kind kommt hierzulande durch Kaiserschnitt auf die Welt. Das Trinkwasser ist durch Rückstände von Medikamenten belastet. Bis zum Ende des Jahrhunderts kann die Temperatur um etwa vier Grad ansteigen. Der wassersparende Duschkopf hat es schwer, sich am Markt durchzusetzen. Bioprodukte boomen, desgleichen boomt der Handel mit menschlichem Gewebe.

Die Fische, das Wasser, das Wetter, der Körper, all dies ist Natur. Doch die setzt man unwillkürlich in Anführungszeichen. Sie ist Natur und zugleich nicht, sie trägt auf neuartige Weise die Handschrift des Menschen. Sie tritt in hundert Vermittlungen auf, und die westliche Lebensform hat fast alles mit ihren Produktsiegeln versehen. Was ist natürlich am Trinkwasser, das aus dem Hahn kommt? Gewiss ist nur: Ohne Wasser kommt keiner aus. Während die Meldungen von der Erschöpfung der Erde allgegenwärtig werden, ist Natur den Sinnen vielfältig entzogen, der westliche Mensch misstraut all seinen Wahrnehmungen, weil die nicht angeben, was sich wirklich verändert, und doch weiß jeder von einem ökologischen Kollaps, der droht.

Aus dem Kollaps aber leiten sich Ratschläge für Naturfreundlichkeit nicht umstandslos ab. In den Empfehlungen, was ein jeder zur Abwendung der Katastrophe noch tun könne, steht nicht zu lesen, man möge lernen, den Gesang des Pirols von dem des Finken zu unterscheiden, ein Kind zu bekommen oder ein Gemüsebeet zu bestellen, um den Sinn fürs Lebendige wachzuhalten. Geraten wird, das Haus isolieren zu lassen, den Stromverbrauch durch Ausschalten des Stand-by-Modus zu reduzieren, aufs Ökoauto umzusteigen und im Übrigen politisch tätig zu werden. Kluger Konsum, klügere Technik, Politik: Sie sollen in westlichen Breiten das neue Naturverhältnis des Menschen bilden.

Auch der Begriff Naturkatastrophe geht kaum noch einem glatt über die Lippen. Mitten im Klimawandel, dem bedrohlichsten Resultat des Umgangs mit der Natur, spricht angesichts von Orkanen, Bodenerosion und Überschwemmungen fast niemand mehr davon, dass diese Katastrophen natürlich seien. Das Unglück, man hat es begriffen, ist weitgehend menschengemacht. Oder, in den Worten des französischen Wissenschaftstheoretikers Bruno Latour: Natur ist zum politischen Prozess geworden.

Der Zusammenhang aller natürlichen Erscheinungen, den vor zweitausend Jahren der römische Dichter Lukrez in seinem Werk *De rerum natura* noch vor Augen hatte, ist seither gründlich zerrissen. Die antike Unterscheidung zwischen *physis* und *techne,* zwischen Natur und Menschenwerk, scheint historisch geworden. Hybride Mischwesen aus Natur und Technik wie der tiefgefrorene Brokkoli oder das Tiermehl bestimmen die Gegenwart. Von einer natürlichen Ordnung im traditionell abendländischen Sinne würde fast niemand mehr sprechen. Auch um die biblische Schöpfung, deren Bewahrung noch vor Kurzem auf grünen Agenden stand, ist es stiller geworden. Von Ressourcen ist inzwischen die Rede, von Effizienz und Zertifikaten, von Energie, Böden, Wasserverbräuchen. Natur? Fast alles ist genutzte, verschlissene Umwelt geworden. Die wissenschaftlich erfasste Natur bestimmt das Bild, das Computer einem vor Augen führen.

Der Lack ist ab. Auf vertrackte Weise zeigt sich Natur, die vielen als das bessere Gegenüber des Menschen galt, überall und nirgends zugleich. Wer sie retten will, muss erst einmal Auskunft geben, was er da retten will, bevor er überlegt, wie das ginge. Jeder weiß, dass die westliche Lebensform nicht ohne verheerende Folgen milliardenfach kopiert werden kann, und sucht also individuell nach ökologischen Variationen des Alltags, doch kaum einer bildet sich ein, dass sein Vorbild eine Milliarde Chinesen beeindrucken wird. Dieses Dilemma ist neu.

Aber es ist ja nicht alles neu, weder die Frage, was Natur für den Menschen sei, noch diejenige, was jedem Erdenbürger von der Natur zustehe. Seitdem Menschen über Natur nachdenken, ist auch vom Menschen die Rede. Was die Natur will, was jeder Erdenbewohner wollen kann und was alle gemeinsam, sind Fragen, die die Aufklärung umtreiben. »Alle Menschen sind ursprünglich in einem Gesamt-Besitz des Bodens der ganzen Erde, mit dem ihm von Natur zustehenden Willen (eines jeden), denselben zu gebrauchen«, schreibt Immanuel Kant 1797 in seiner *Metaphysik der Sitten* und trägt es dem menschengemachten Recht auf, das Nähere zu regeln.

Der englische Pfarrer und Nationalökonom Thomas Robert Malthus hält 1803 in der zweiten Ausgabe seines *Essay on the Principle of Population* dagegen, die Natur habe ihre reiche Festtafel nicht für jeden gedeckt: »Ein Mensch, der in eine bereits in Besitz genommene Welt geboren wird … und dessen Arbeit die Gesellschaft nicht will, der hat kein Recht, die kleinste Menge Nahrung zu beanspruchen, und in der Tat keine Veranlassung da zu sein, wo er ist.« Das Nachdenken über Natur schließt den Streit über die Verteilung ihrer Güter mit ein, und dies nicht erst in den heutigen Konferenzen über Bevölkerungspolitik und Menschenrechte, die abwägen, wie sich die ökologische Gefährdung von Millionen Menschen zu der Sicherheit der Privilegierten verhält.

Ein anderer Ton der Aufklärung aber ist heute kaum noch zu hören, der Klang der Gewissheit nämlich, dass die eine Natur den Menschen in sich birgt, der versucht, sich ihr gegenüberzustellen. Diese Natur als umfassende Mutter war, unvermeidlich, keinem so vertraut wie Johann Wolfgang von Goethe: »Natur! Wir sind von ihr umgeben und umschlungen – unvermögend aus ihr herauszutreten, und unvermögend tiefer in sie hineinzukommen. Ungebeten und ungewarnt nimmt sie uns in den Kreislauf ihres Tanzes auf und treibt sich mit uns fort, bis wir ermüdet sind und ihrem Arme entfallen.« Seitdem die Bibel den Menschen ins Zentrum der Schöpfung gestellt hat, ist dies eine der bedenkenswertesten Eindämmungen des Anthropozentrismus geblieben.

Seither sind kaum mehr als zweihundert rasende Jahre der Industrie- und Aufklärungsgeschichte vergangen, mit einer weltweiten Hochbeschleunigungsphase seit der Mitte des letzten Jahrhunderts. Jetzt sind die meisten in westlichen Breiten tatsächlich ermüdet und dem Arme von Goethes Natur entfallen, aber anders, als das Goethe in seinem *Tobler-Fragment* gemeint hatte: Jetzt treibt eine unentwirrbare Allianz von Mensch und Natur in eine ungemütliche Zukunft, und um diesen rasenden Tanz für naturgegeben zu halten, sind die meisten heute zu aufgeklärt.

Inzwischen hat sich Natur in die weitgehend getrennten Zuständigkeiten von Wissenschaft, Politik, Kultur, Technik, Ökonomie und einer Vielzahl in-

Fortsetzung *auf Seite 40*

Foto [M]: Jon Davies/Jim Reed/SPL/Agentur Focus

Fanatismus der Vernunft?

Die Aufklärer und der Islam

»Was soll man einem Menschen antworten, der einem sagt, er gehorche lieber Gott als den Menschen, und der glaubt, in den Himmel zu kommen, wenn er einen erdrosselt?« Das war Voltaires berühmte Frage, und als würde die Zeit auf der Stelle treten, steht sie heute wieder im Mittelpunkt einer aufregenden Debatte unter europäischen Intellektuellen. Wie begegnen wir Gotteskriegern und gläubigen Verfassungsfeinden? Sollen wir sie, so der neueste Vorschlag, präventiv des Landes verweisen? Sollen wir sie mit Zwang zur Aufklärung bekehren?

Der britisch-niederländische Autor Ian Buruma hat über den Mord an dem Filmemacher Theo van Gogh ein Buch geschrieben und versucht, nicht nur die Geschichte des Opfers, sondern auch die des barbarischen Mörders zu erzählen (*Murder in Amsterdam,* erscheint im März bei Hanser). Für diesen riskanten Versuch hat ihn der Historiker Timothy Garton Ash in der *New York Review of Books* herzhaft gelobt, Tenor: Europas Reaktion auf den Islam nehme selbst fundamentalistische Züge an. Es gebe einen neuen Fanatismus der Aufklärung, eine neue säkulare Arroganz, die von den Muslimen verlange, mit ihrer Religion Tabula rasa zu machen.

Über diese Sätze wiederum erregt sich der französische Essayist Pascal Bruckner. In einer wütenden Antwort klagt er Buruma und Garton Ash an, sie würden der vom Tod bedrohten Islamkritikerin Ayaan Hirsi Ali in den Rücken fallen und ihr vorwerfen, sie habe ein Credo durch ein anderes ersetzt – den Fanatismus der Propheten durch den Fanatismus der Aufklärung. Die Wogen schlagen hoch, und zu Recht ist Bruckner fassungslos darüber, dass Garton Ash sich die Popularität von Hirsi Ali unter anderem mit ihrem »exotischen Aussehen« erklärt.

Leider mündet Bruckners Angriff in einer atemlosen Beschimpfung des »aus Kanada stammenden Multikulturalismus« (womit der Philosoph Charles Taylor gemeint sein dürfte). Multikulturalismus, so Bruckner, sei eine Teufelsmischung aus Gleichgültigkeit und Relativismus. Nun, das ist ein auch hierzulande gern verbreiteter Irrtum, der selbst einer Publizistin wie Necla Kelek leichtsinnig aus der Feder fließt. Tatsächlich war Multikulturalismus auf dem Feld der Theorie der Versuch, den gordischen Knoten zu lösen: Wie muss eine Gesellschaft beschaffen sein, die die Rechte kultureller Minderheiten achtet – und gleichzeitig ihre Freiheitsrechte durchsetzt? Verschärft gefragt: Wie verfährt sie mit jenen, die diese Freiheitsrechte als Angriff auf ihre Religion deuten? Das ist die Frage aller Fragen, und vielleicht erwächst daraus in Europa ein zweiter großer Streit über das Verhältnis von Vernunft, Demokratie und Religion. Zweihundert Jahre nach Voltaire, nur unter einem neuen alten Titel: Multikulturalismus. **THOMAS ASSHEUER**

ANZEIGE

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.39 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 40
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Im Auge des Orkans

Fortsetzung *von Seite 39*

dividueller Wahrnehmungen aufteilen müssen. Wir leben in all diesen Naturen zugleich: Die eine wird als Ressource weltweit vernutzt. Eine zweite suchen Touristen rastlos als idyllische Gegenwelt auf. Eine dritte begegnet in hybriden Wesen wie Netzhautchips. Eine vierte wohnt uns als menschliche Natur irgendwie inne. Eine fünfte, oder ist dies doch die erste, bestimmt unsere Vorstellungen geschichtlich und kulturell. Eine sechste wird etwa in Krankheiten als Gefährdung bekämpft. Eine siebte wird in Schlammbädern und ähnlichen Heilkraftherstellungsverfahren simuliert. Eine achte, eine neunte ließen sich ausfindig machen. Der Erdball setzt sich zudem aus zahllosen lokalen und regionalen Naturen zusammen. Die Gesetze der Schwerkraft und der Entropie gelten weiterhin. Und irgendwo grünt und blüht es immer.

Nur die eine Natur, zu der man zurückkehren könnte, die einem wenigstens als Schicksal entgegenträte, die gar sagte, wir wir denn leben sollen, ist nicht mehr auffindlich. Natur steckt in jedem Detail, und so sind alle fortgesetzt, ob als Wissenschaftler, Bürger, Konsumenten oder Spaziergänger, im Modus des Multitaskings unterwegs, vor Kurzem noch mit schlechtem Gewissen, weil wir in der Natur eine nahe Verwandte zur Strecke bringen, inzwischen aber ziemlich entmoralisiert.

Denn der Zusammenhang zwischen Verursacher und Betroffenem, der lange als Korrektiv bei Misswirtschaft wirken konnte, ist zerrissen. Die Schadstoffausstöße der vergangenen Jahre in Wuppertal bestimmen heute das Klima, das morgen indonesische Küsten wegreißen wird. Aber wer sich angesichts dessen in Ratlosigkeit übt, der freut sich doch am Sonnenuntergang über den Elbauen. Wenigstens ein paar Ökoäpfel wird der sich kaufen und am Morgen, illusionslos, aufs Fahrrad steigen. Wer kann schon wissen, ob etwas ökologisch Sinnvolles passiert, wenn er sein Klo wassersparend auf Vakuumtechnik umstellen lässt? Wer bildet sich ein, aus seiner Kenntnis des Bärlauchs, des Haubentauchers erwachse mehr als persönliches Glück? Es verändert das Verhältnis zum Frühstücksei, gemessen an der Realität des Klimawandels, nicht folgenreich, wenn man dessen Energiebilanz aufsagen kann. Danach fährt man eben zur Arbeit.

Das illusionslose Multitasking, das Verfahren auf mehreren Wegen, ist aber als aufgeklärte Strategie nicht gering zu schätzen. Zumal wenn einem nichts anderes übrig bleibt, um sich in Gesellschaft lebendig zu fühlen. Vielleicht wird derjenige, der die Vögel im Thüringer Wald kennt, demjenigen nie begegnen, der sich in Nairobi als Ingenieur auf wassersparende Sanitäranlagen spezialisiert, und wer als Parlamentarier für die Solarwende kämpft, läuft dem Philosophen, der an einem Buch übers Lebendige arbeitet, nicht unbedingt über den Weg. Wer in Tokyo bloß die Stand-by-Taste ausschaltet, hat ebendies getan. Auch wenn gerade seine Freundin in Berlin den Flug auf die Malediven bucht.

Sie alle bilden als Bürger immerhin eine Gesellschaft. Ein jeder von ihnen trägt eine Vorstellung von Landschaft, vom Lebendigen, von Natur in sich. Solange sie atmen, schlafen, essen, lieben und eines Tages sterben, wird ihnen die Suche nach Natürlichkeit nicht unbekannt sein.

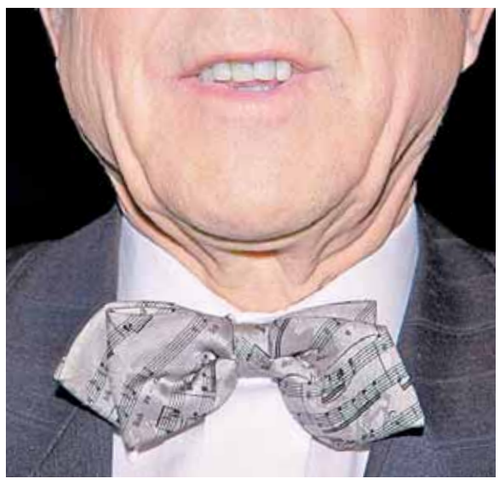
Die Kraft, die in dieser Pluralität steckt, muss ein demokratischer Staat zu nutzen verstehen. Nur der Staat kann eine Norm wie das Biosiegel festlegen, das aus dem Wunsch, sich ökologisch zu ernähren, einen Bioboom werden ließ. Nur der Staat kann erneuerbare Energien so fördern, dass aus Nischentechnologien globale Alternativen werden. Und der Staat kann verhindern, dass der Kabeljau ausstirbt. Das wäre ein umsichtiger Staat.

Auf den verschiedenen Wegen, die nach Natur suchen, wird hier und da auf der Welt eine Handvoll Leute auch Kant lesen: »Alle Menschen sind ursprünglich in einem Gesamt-Besitz des Bodens der ganzen Erde, mit dem ihm von Natur zustehenden Willen (eines jeden), denselben zu gebrauchen.« Dann entstände eine Verlegenheitspause. Denn weiter ginge es ja so: Die Menschen müssen mit Hilfe des Rechts nur klären, wie sich die Sache im Einzelnen regeln lässt. Politisch, natürlich.

Alles so schön heimelig

Über die Berliner Opern wird diskutiert, wenn es um Geld oder Premierenskandale geht. Aber der Erfolg der Häuser entscheidet sich im Alltag. Eine kleine Typologie des ganz normalen Opernbesuchers

VON CHRISTINE LEMKE-MATWEY



Fotos (M): Janni Chavakis für DIE ZEIT

WAGNER-WOCHEN an der Deutschen Oper: Pausen-Szenen bei einer »Walküre«

Berlin, Komische Oper, ein Samstagabend im Januar. Kaum wird's dunkel, rollt sich mein Parkettnachbar zum Nickerchen zusammen. Niedergelassene Zahnärzte (BMW-Fahrer, geschieden, zwei Kinder) sind eben nicht automatisch Kulturmenschen. Verpassen schon mal die ersten beiden Akte von Webers *Freischütz,* haben in der Pause keinen Durst und halten die Wolfsschlucht für ein kiefernorthopädisches Problem. Die Kunst des Abends ficht das nicht an. Berlin, Deutsche Oper, ein Tag später. Hier endet der Besuch im Handgemenge mit der Garderobiere. Im frisch ausgelegten Gästebuch des Hauses bedanken sich gleich mehrere Besucher männlichen Geschlechts dafür, dass die »alten Fregatten« an den Garderoben endlich durch »knackige« Studentinnen ersetzt worden seien.

Wer sich aufmacht, etwas über den Alltag der drei Berliner Opernhäuser zu erfahren, der gerät rasch ins Grübeln. Die Bühnen sind, wie alle Welt weiß, dramatisch unterfinanziert, seit Jahren wird nur über Geld geredet. Es sei denn, Pappmaché-Köpfe rollen im *Idomeneo*. Dann gerät auch die Kunst in den Fokus. Typisch Berlin: viel Getöse, wenig Glanz. Und über den Alltag aber, den Repertoirevollzug spricht niemand. Fast wird vergessen, dass an der Deutschen Oper, der Komischen Oper und der Staatsoper Unter den Linden vor allem normale Menschen in normale Aufführungen gehen. Wer sind sie? Was mögen sie? Wie grenzen sich die Milieus voneinander ab?

Die *Traviata*-Vorstellung an der Staatsoper, musste leider – welches andere Schuhwerk trotzte auf dem Fahrrad dem sintflutartigen Regen? – in Gummistiefeln absolviert werden. Das ist auf Dauer nicht nur heiß, sondern peinlicher, als man denkt. Ausgerechnet im Knobelsdorff-Bau, dem Schmuckkästlein unter den Berliner Opernhäusern, in dem alles ein bisschen mehr etepetete ist. Sammet, falsches Blattgold, marmorierte Säulen – alles rekonstruiert, alles Disney, aber das ist in München, Dresden, Wien nicht anders, Kriegsfolgen, wen schert das noch? Der beißende Urinsteingeruch auf dem Damen-WC und dass der Cappuccino unten in der »Konditorei« wie sauer Bier mit Mascarpone schmeckt, erinnert schon eher an den Osten. Apropos: Daniel Barenboims Dirigentenzimmer war früher ein Stasi-Kabuff. Heute zieren Fotos aus Jerusalem die Wände, und auf dem Tisch duftet arabisches Gebäck. Der Mann lebt kosmopolitisch. Das Globale und das Lokale sind für ihn kein Widerspruch.

Das typische Linden-Publikum? Ansteckend gut gelaunt. Aus Cottbus und der Pfalz, aus Cincinnati, Lyon und Tokyo, Neu- wie Altberliner, Touristen, Diplomaten, Schüler, Adabeis. Die Gummistiefel werden geflissentlich übersehen, man selbst kombiniert Jeans mit Designerklamotte oder wählt das aus der Zeit gefallene kleine Silberne. Verdis *Traviata,* wie gesagt, steht auf dem Programm, die 29. Vorstellung nach der Premiere 2003, eine Inszenierung des Intendanten Peter Mussbach, deren Auslastung sich auf bis zu 99 Prozent eingependelt hat. Solch modernistisch-konservativen Chic, diese Ästhetik des Ästhetischen lieben die Leute hier. Tut nicht weh und schaut immer gut aus. Violetta Valery als Weltvertriebene, Heimatlose, eine ätherische Lichtgestalt, wie Lady Di im Asphalttunnel ihres Lebens gefangen. Draußen gießt es in Strömen, und auch drinnen, auf Erich Wonders Bühne, schüttet es nach allen Regeln der Kunst – der Zuschauer sitzt vor einer riesigen Bühnenbild-Windschutzscheibe kuschelig im Trockenen, Scheibenwischer inklusive. Da denkt keiner dran, dass es längst zur Decke hereinregnen müsste, so baufällig ist der alte Kasten. Oder dass man oben im Rang auf vielen Plätzen wenig sieht und schlecht hört. Frenetischer Jubel.

Die ehrgeizigere Variante der bestehenden Renovierungspläne sieht vor, die Lindenoper aufzustocken, ihr den 1955 eingebüßten vierten Rang zurückzugeben. Allerdings wurde die Akustik auch vor dem Krieg und mit viertem Rang schon bemäkelt. Fürs fette Repertoire – Wagner, Strauss, Puccini – ist das Haus schlicht zu klein. Geht es nach Berlins Kulturmeister Klaus Wowereit, gibt es vorerst überhaupt keine Renovierung, erst recht keine ehrgeizige, jedenfalls nicht ohne fix zugesagte Sponsorengelder. Wowereits aufreizende Gelassenheit in dieser Frage freilich, an der für die Stiftung Oper in Berlin ein gewaltiges Stück Zukunft hängt, legt nahe, dass die richtigen Eisen hier längst im Feuer liegen. Der Bund wird's lösen, früher oder später.

An der Deutschen Oper sitzen Frau Harms und Frau Hauns in ihrer Loge. Die Intendantin und die Leiterin des Intendantinnenbüros. Kirsten H. ganz vorne, Dolly H. zwei Reihen dahinter. Die Pink-Strähnchen, die sie sich aufs Blondhaar legte, als Kirsten Harms 2004 ihr Amt antrat, haben sich artig ausgewachsen. Dolly Hauns führt das Büro seit 1972, sechs Intendanten-Patriarchen hat sie seit Gustav Rudolf Sellner erlebt und fast 700-mal *Tosca.* Frau Hauns, wortkarg, taff, sibyllinischer Silberblick, steht für das, was bleibt. Götz Friedrich, sagt sie, sei der »Glücksfall ihres Lebens« gewesen. In der Tat scheinen jene weltmännischen achtziger Jahre das Haus nachhaltig imprägniert zu haben. Die Deutsche Oper mag im Ranking hinter der Staatsoper längst auf Platz zwei abgerutscht sein (ein Symptom für das Abrutschen von ganz Westberlin): Man weiß trotzdem ziemlich genau, wer man einmal war. Und pocht auf Wiedergutmachung. Für den politischen Liebesverrat, für alle Schmach.

Entsprechend deutlich toben sich die Besucher im Gästebuch aus, ihrer Meckerecke, ihrem Kummerkasten. Dem Regisseur Hans Neuenfels wird Briefmarkenkleben als »nützliches Metier« empfohlen, nach einer *Tannhäuser*-Vorstellung heißt es »Jun Märkl raus!«, und dass »Männer wie Puccini und Götz Friedrich sterben mussten«, schmerzt gleich eine ganze Familie. Natürlich weiß das Buch auch Nettes zu verzeichnen, und dass die hiesige *Zauberflöte* bloß eine Quote von 88 Prozent erzielt (an der Staatsoper 100, an der Komischen Oper 94,9), liegt ohnehin an Adam Riese und der schieren Größe des Hauses. Theoretisch nämlich besucht immer die gleiche Anzahl von Berlinern ein und dasselbe Repertoirestück. Nur leider lassen sich die Gebäude nicht aufblasen oder zusammenfalten wie Luftmatratzen.

Mit ihren 1900 Plätzen verfügt die Deutsche Oper über die beste Akustik und die modernste Technik vor Ort. Trotzdem geht es ihr im Schnitt derzeit am schlechtesten, und das merkt man. Als stecke Hagens Speer klaftertief in Siegfrieds Schulterblatt. In Achim Freyers Verdi-*Requiem* etwa kracht es dermaßen im Gebälk, dass die Tänzer mehrfach auf offener Szene zusammenzucken, und die *Bohème,* eine Friedrich-Inszenierung aus der Mottenkiste von 1988, ist nur wegen der Musik erträglich: Sänger, die Bibbern spielen und sich um flackernde Öfchen scharen, schäbige Kulissen. Das schaut gar nicht gut aus – und tut trotzdem niemandem weh.

Die drei Opernhäuser

sind die notorischen Sorgenkinder der Berliner Kulturpolitik. In dieser Woche tritt der Opernstiftungsrat zu einer wichtigen Sitzung zusammen, um über ihre Zukunft zu entscheiden

Die Charlottenburger gieren nach großen Sängernamen

Die Gestrigen von gestern laben sich an so viel heimeliger Patina, und die Jugend zuckt fröhlich mit den Achseln. Oper ist ohnehin »voll krass«. Außerdem lässt Andris Nelsons, der lettische Shootingstar, das Orchester blühen wie seit Christian Thielemanns Tagen nicht mehr.

Laut Oberspielleiter Søren Schumacher gieren die Charlottenburger, die alten Insulaner, nach großen Namen. Agnes Baltsa als Santuzza, José Cura in *Cavalleria rusticana.* Das Kulinarische als letzte Ölung für die wehe Westberliner Seele? Als Kontrapunkt zur krachnüchternen Architektur des Bornemann-Baus? Das Publikum ist sich hier ähnlicher als im Osten, nicht mondän, eher betulich. Vielleicht treibt einen die eigene Nostalgie sonntags um fünf in die Arme der schwindsüchtigen Mimi, vielleicht die Angst vor dem Semistagione-Prinzip, das Michael Schindhelm, der wenig glückliche erste Opernstiftungsdirektor, hier installiert sehen wollte. Vielleicht möchte man aber auch bloß die neue Gastronomie des Hauses ausprobieren (rdo), die es inzwischen geschafft hat, vier Monate nach Eröffnung, sich als solche auch zu präsentieren. Schiefertafeln vor dem Eingang preisen die Tagesgerichte, auf der gegenüberliegenden Straßenseite wurde ein Schild angenagelt, und dass sich das Etablissement selbst durch einen Vorhang in Restaurant (rot) und Kantine (grün) teilt, findet der Gast gewiss aparter als der Künstler an seinem kahlen Tisch.

An der Komischen Oper trägt man Bürstenschnitt und blasses Karo

Solches Fraternisieren hat die Komische Oper nicht nötig. Zwar bemüht sich Stefan Braunfels' Neugestaltung der Garderoben und Foyers nach Kräften ums Metropolitane, weg vom Muff der Kupfer-Ära, hin zu schleiflackschwarzen Spiegeln und roten Lederwürfeln. Trotzdem bleibt das Haus ein Haus fürs Volk. Das weibliche Publikum legt gern Strähnchen auf, mehr lila allerdings oder orange, und das männliche pariert klischeegetreu mit Bürstenschnitt und blassen Karos. Viele Kinder, junge Menschen, ja, dafür aber machen sich die Alten, die Eingesessenen rar. Als sei ihre Zeit vor der Zeit vorbei. Als wollten sie mit einer Regie wie der von Christof Nel, die den *Freischütz* psychoanalytisch deutet und den Herrenchor in Brautkleider steckt, nichts zu tun haben (35. Vorstellung seit 2000). An der Behrenstraße ist alles nah, Kunst, Leben, Sänger, Sitznachbarn – da muss man sich schon bekennen. Oder eben nicht.

Im Vergleich zum Vorjahr konnte die Komische Oper ihre Auslastung 2006 um elf Prozentpunkte steigern, von 56,3 auf 67,3. Absolut gesehen, ist das immer noch zu wenig, vor allem wenn potenzielle Repertoirerenner wie *Eugen Onegin* oder die *Lustige Witwe* im Schnitt nur zu einem Drittel voll sind. Das Ethos des Publikums (Walter Felsenstein, der Gründer des Hauses, hätte seine helle Freude daran): Mittelmäßige künstlerische Leistungen gehören abgestraft, vor allem in der Regie. Gewiss, an der Staatsoper wurde Mussbachs *Lustige Witwe* unlängst gleich ganz eingestampft, vielleicht mögen die Ostberliner einfach keinen Lehár. Aber, sagt Ilse Abraham, und das sagt sie jetzt privat, manche Stücke seien eben beim besten Willen nicht wiederzuerkennen. Dass die Oper ihre Passion ist, »seit Mädchentagen«, das fügt sie hinzu, und es klingt ein bisschen wehmütig.

Frau Abraham ist der »gute Geist des Vorhauses«: Bei ihr laufen während der Vorstellung alle Fäden zusammen, vom Inspizienten über den Einlassdienst bis zum Pausenkummerkasten. Gerade in der gebildeten Schicht, so ihre Erfahrung, herrschten Verunsicherung und Angst. Vor den nächsten Regie-Berserkern. Vor dem Diktat der Quote. Die Kunst stimmt am kleinsten Berliner Opernhaus trotzdem oft, und darauf ist man mächtig stolz, vor allem auf das exzellente musikalische Niveau unter Noch-Generalmusikdirektor Kirill Petrenko. Nach einer halben Stunde Lauschen über die Mithöranlage übrigens weiß Ilse Abraham, »ob's ein toller Abend wird«. Sie geht in jede Generalprobe, kennt, was auf der Bühne passiert. Aber ob der Funke überspringt, das hat sie, wie es so schön altmodisch heißt, einfach im Theaterblut. Wir klopfen auf Holz, dass das so bleibt.

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.40 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 41
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

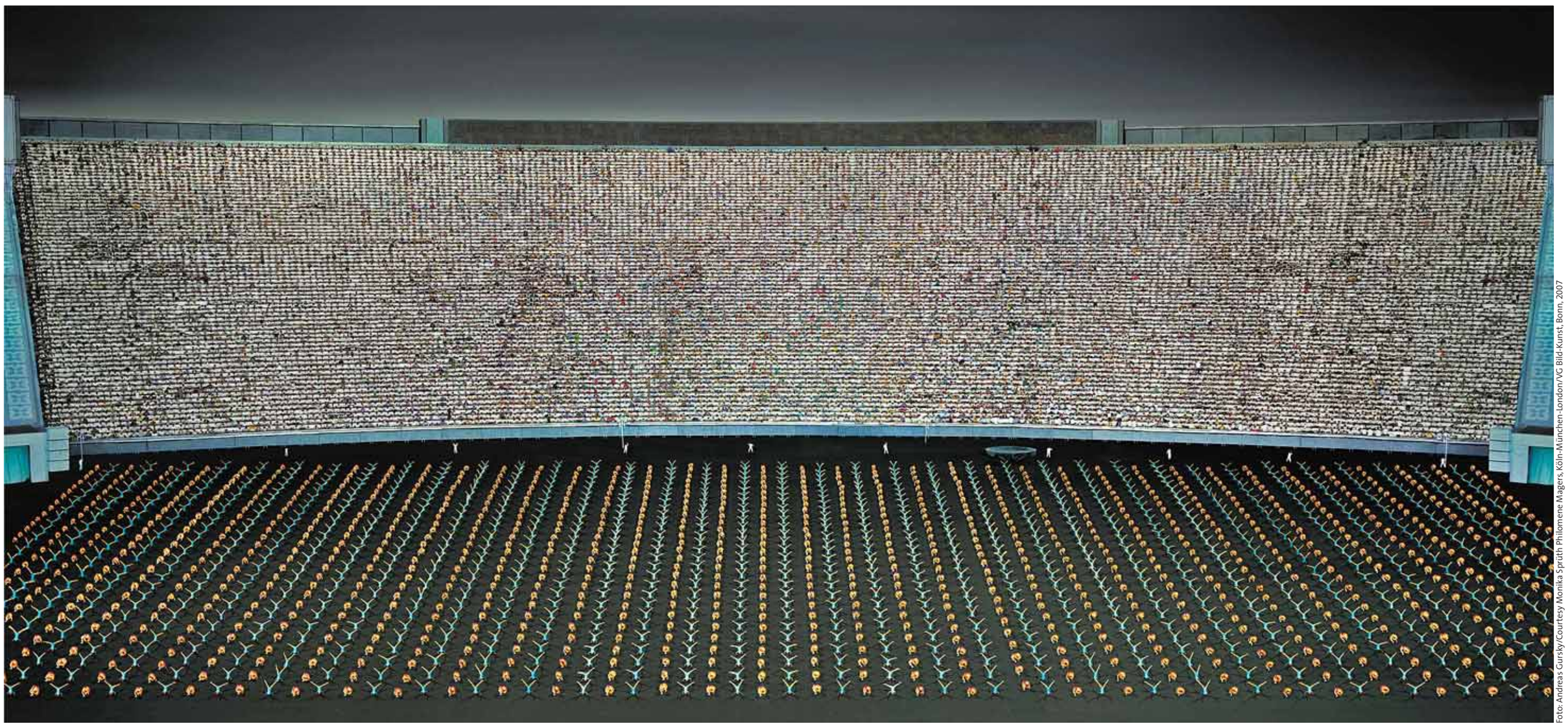


Foto: Andreas Gursky/Courtesy Monika Sprüth Philomene Magers, Köln-München-London/VG Bild-Kunst, Bonn, 2007

100 000 MENSCHEN und kein Individuum – Andreas Gurskys »Pjöngjang III«, eine Montage aus Fotografien des Festspiels »Arirang«

Das perfekte Bild vom totalen Staat

Seine monumentalen Fotos haben Andreas Gursky weltberühmt gemacht. Nun durfte er auch im abgeschotteten Nordkorea auf Motivjagd gehen. Szenen einer bizarren Reise **VON JAN SCHMIDT-GARRE**

Am Anfang ein Bild. Das May-Day-Stadium in Pjöngjang, Hauptstadt von Nordkorea. In der Mittelloge, unter einem zehn Meter hohen Porträt des Staatsgründers Kim Il Sung, umgeben von 90 000 nordkoreanischen Soldaten in Uniform, ein Fremder: der Fotograf Andreas Gursky, der die Blumenvasen unter dem Kim-Foto zur Seite schiebt, um seine Kameras besser aufstellen zu können. Zum sechsten Mal ist er jetzt im Stadion. Er hat sich Schritt für Schritt bis zu diesem heiligen Standpunkt hochgearbeitet, von dem aus er die beste Perspektive auf das Festspiel unten hat, auf *Arirang,* rhythmische Gymnastik mit 100 000 Mitwirkenden, die größte Massenveranstaltung Nordkoreas.

Wir sind von China aus eingereist: Andreas Gursky, seine Galeristin Philomene Magers und ich. Vier Maschinen fliegen jede Woche nach Pjöngjang, zwei von Moskau, zwei von Peking. Am Gate der Air Koryo machen junge Amerikaner Späße und fotografieren sich unter der Anzeige »Pjöngjang«. Für *Arirang* erlaubt die nordkoreanische Regierung ausnahmsweise auch US-Amerikanern und Südkoreanern die Einreise. Im Flugzeug läuft aufbauende Musik. Porzellanweiß geschminkte Stewardessen mit weißen Handschuhen verteilen die Noten der Lieder. Wir fliegen mit einer IL-62. IL wie Illusion?

Am Flughafen Pjöngjang begeben wir uns in die Hände unserer Reiseführer. Zwei Dolmetscher und ein Fahrer für unsere dreiköpfige Gruppe. Sie werden in unserem Hotel im Zimmer neben uns schlafen, zu dritt. Sie werden uns durch die Stadt fahren, ihr Land erklären, übersetzen, mit uns essen. Viel essen. Und trinken. Bier und Schnaps. Wir übergeben ihnen unsere Pässe, Tickets und Handys für die Dauer unseres Aufenthalts und lassen uns fallen in die Wonnen der Unfreiheit.

Filme wechselt der Fotograf im Schrank seines Hotelzimmers

Arirang stellt die Geschichte Koreas dar, eine Geschichte, die uns immer und immer wieder auf unserer Reise erzählt wird. Anfänge in ferner Vergangenheit, dann der große ahistorische Sprung ins 20. Jahrhundert, zur japanischen Besetzung. Zweiter Weltkrieg, Teilung des Landes und Gründung des kommunistischen Staates im nördlichen Landesteil im Jahr 1948 durch den großen Führer Kim Il Sung. Krieg mit Südkorea und den verbündeten USA, Waffenstillstand im Jahr 1953. Zeiten des Aufbaus, Zeiten des Leids – die Hungersnot der neunziger Jahre –, glückliche Zukunft. Zuletzt der große Traum von der Wiedervereinigung. Bei jedem Denkmal wird diese Geschichte rekapituliert, im Auto bei den Rundfahrten durch die Stadt und abends beim Essen. Wie sonst vielleicht nur Israel gründet Nordkorea seine Identität emphatisch auf die Höhen und Tiefen der eigenen Geschichte – nur dass sie in Israel mit der Befreiung aus der ägyptischen Gefangenschaft vor dreitausend Jahren einsetzt, während die Nordkoreaner ihr gesamtes Selbstverständnis aus den Geschehnissen der letzten sechzig Jahre zu beziehen scheinen.

Von Riesenhand wird im Stadion ein Menschenteppich ausgerollt. Eine kollektive Drehung, und der Farbklang, der den ganzen Raum erfüllt, wechselt von Blau zu Rot. Wieder ein Impuls, und der Teppich löst sich auf in Quadrate, die Quadrate verjüngen sich rasch zu schmalen Rechtecken wie in den abstrakten Filmen Hans Richters, zu Streifen, um sich endlich zu Kreisen zu schließen. Wir sehen asiatische Nachfahren der Ballerinen Petipas in *Schwanensee* und der Choreografien Busby Berkeleys. Auch der Paraden in Leni Riefenstahls *Triumph des Willens,* gewiss. Getragen werden diese zweckfreien Kompositionen vom Playback einer schlichten, ultra-diatonischen, suggestiv vorwärtstreibenden Musik und inhaltlich aufgeladen durch die lebenden Bilder an der 180 Meter breiten Stirnseite des Stadions: 20 000 Schüler zwischen 13 und 15 Jahren schlagen die farbigen Seiten großer Bücher auf und bilden daraus Mosaike in Cinemascope. Blitzschnell wechseln die Motive: ein altes koreanisches Dorf, ein Pferdewagen mit Revolutionären, eine Pistole, Traktoren, eine Friedenstaube. Um die »Sonne des koreanischen Volks« zum Leuchten zu bringen, wackeln ein paar Hundert Kinder mit ihren Büchern, und die Aureole um das Kim-Il-Sung-Mosaik funkelt golden. Nach der Vorstellung sehen wir sie, wie sie das Stadion verlassen: aufgedrehte, müde Kinder mit großen Stofftaschen für ihre Bücher, angestrengt vom monatelangen Drill der Proben, aber sehr stolz, dabei zu sein.

Hoch oben von der Ehrenloge aus wird das Geschehen flächig. Die perspektivische Staffelung verliert sich, Gymnastik und Hintergrundbilder verschmelzen. Wie so oft hat Andreas Gursky sich nicht zufriedengegeben, bis er einen Standpunkt gefunden hat, von dem aus er das reale Geschehen ungegenständlich wirken lassen kann, trotz der Fülle an Details, für die er berühmt ist.

Gursky fotografiert auf 100-ASA-Fuji-Material mit zwei nebeneinanderstehenden Plattenkameras von Linhof, eine mit einem Normalobjektiv, eine mit einem leichten Weitwinkel. Belichtungszeit: 1/8 Sekunde, Blende: 5.6 bis 8. Die kleine Blende braucht er für die Tiefenschärfe, den relativ unempfindlichen Film für die Auflösung. Seine Geräte transportiert er in einem kleinen Louis-Vuitton-Koffer. Im spätherbstlich kalten Stadion trägt er eine blaue Strickmütze, gekauft am Vorabend unseres Fluges in der Mall des Peninsula-Hotels in Peking. Sein Ruhm und sein wirtschaftlicher Erfolg haben Andreas Gursky das Luxusleben kennen und lieben lernen lassen, aber der Fotoreporter alter Schule lebt auch noch in ihm. Er kann Stative schleppen, trinken, mit wenig Schlaf auskommen und sich mit dem einfachen Hotelstandard begnügen. Zum Einlegen und Herausnehmen der Filme verbarrikadiert er sich in Pjöngjang stundenlang im Bad oder in einem Schrank, und wir schieben eine Matratze vor die Türritze, um auch den letzten Lichteinfall zu verhindern.

Bei jeder Sehenswürdigkeit in Pjöngjang erklingt leise Musik, auch im Freien. Wir werden von liebenswürdigen Damen in koreanischer Tracht empfangen, die uns das Denkmal erklären und uns sagen, was wir zu tun haben. Bei der Kim-Il-Sung-Statue etwa kaufen wir für zwei Euro – eine andere Währung bekommen Fremde nicht zu Gesicht – Blumen und legen sie zu Füßen des geliebten Führers nieder. Wir erfahren natürlich auch, dass die Statue die größte Bronze der Welt ist, der Triumphbogen größer als der in Paris und *Arirang* das größte Schauspiel aller Zeiten. Sie geben gerne an in Nordkorea – auch in diesem Licht muss man das Atomprogramm sehen.

Das wichtigste Denkmal der Stadt ist der Kumsusan-Gedächtnis-Palast, das Mausoleum für Kim Il Sung, der 1994 starb. Rüde schieben unsere Begleiter eine Gruppe wartender Koreaner in Trauerkleidung zur Seite und führen uns in den Seitenflügel des Palastes. Auf roten, in weißen Marmor eingebetteten Edelstahl-Rollbändern fahren wir langsam zum Hauptgebäude, sammeln uns ganze zwanzig Minuten für die Begegnung mit dem Führer. Trauernde kommen uns entgegen und haben wiederum viel Zeit, von suggestiver Regie gestaltete Zeit, das Erlebte zu verarbeiten. Niemand spricht, niemand bewegt sich, Blicke treffen sich nicht. Bevor wir den zentralen Saal des Mausoleums betreten dürfen, nach einem desinfizierenden Windkanal als letzter Schleuse, erhalten wir Weisungen. Auf strenge Kleidung, Rock und Krawatte, hatte man uns schon am Vorabend aufmerksam gemacht. Jetzt haben wir uns in eine lange Schlange einzureihen und einzeln vor den einbalsamierten Leichnam zu treten. »Kurz verbeugen und dann zügig abgehen.« Vergebens versuchen wir, uns dem Gang der Koreaner anzupassen, gesammelt zu schreiten, ohne zur Seite zu blicken. Individualistisch frei bis zur Orientierungslosigkeit tändeln wir, wissen nicht, wohin mit unseren Gliedern. Der Raum ist erfüllt von einem leisen Geräusch, das sich erst nach einiger Zeit zuordnen lässt: das sanfte Schluchzen der koreanischen Frauen über den Verlust des geliebten Führers. Alles Inszenierung? Womöglich für uns?

Nachts in Pjöngjang: Kellnerinnen in rosa Kleidern singen »O sole mio«

Der nordkoreanischen Paranoia, nach der nichts als das erscheinen darf, was es ist, antwortet die Paranoia der Fremden, nichts könne hier sein, was es scheint. In jedem adretten Liebespaar auf der Straße vermuten wir Statisten einer großen Inszenierung, die uns ein glückliches prosperierendes Land vorspielt. Sollten wir nicht, statt nach dem Nordkorea zu suchen, das sich vor uns verbirgt, den Blick auftun für das Nordkorea, das sich uns zeigt? Die glänzenden Fassaden, die Angeberei, die Eitelkeit, die uns begegnen – sie haben auch eine rührende Seite. Im Gegensatz zur Arroganz, in der sich die westlichen Staatsmänner einig sind, will Eitelkeit vom Gegenüber anerkannt werden, zeigt ihm damit einen gewissen Respekt und gibt sich als verwundbar zu erkennen.

Nichts darf schiefgehen in Nordkorea. Unsere Führer sind aufs Äußerste bemüht, uns jede Abweichung vom Reiseplan und jeden noch so abseitigen Besichtigungswunsch zu erfüllen, auch wenn das viele wortreiche Telefonate mit *»our company«* und hektisches Organisieren hinter den Kulissen bedeutet. Alles machen sie möglich, nach dem Motto der Royals: *Never complain, never explain.* Müssen die wenigen Fleischvorräte, die den ausländischen Gästen Fülle vorgaukeln, vom einen Restaurant ins andere geschafft werden, weil wir plötzlich, aus einer individualistischen Laune heraus unsere Pläne ändern? Da ist sie wieder, die Paranoia-Paranoia. Aber der Restaurantwechsel hat sich gelohnt. Nach dem Barbecue treten die bildschönen Kellnerinnen in ihren rosa Kleidern mit Namensschildern und weißen Schürzen auf die Bühne und beginnen zu singen. Rechts und links künstliche Sonnenblumen, in der Mitte ein Keyboard und ein blaues Yamaha-Schlagzeug. Sie singen *Santa Lucia, O sole mio* und *Arirang.* Das ist so schräg, so *camp*, so David Lynch, nachts in Pjöngjang, dass es fast nicht mehr zu verarbeiten ist.

Tiefe Nacht in *Arirang,* gezeigt wird eine Szene aus der Zeit der japanischen Besatzung. Ein einsamer Scheinwerfer durchbricht das Dunkel und lässt einen Stern aufgehen: den großen Führer Kim Il Sung. Szenenapplaus. Die Überschaubarkeit der nordkoreanischen Geschichte, die auch ein Fremder in kürzester Zeit verinnerlicht, macht die Identifikation erschreckend leicht. Schon nach ein paar Tagen kommen uns bei der Erwähnung des heiligen Bergs Paektu, auf dem Kim Il Sung die Vision von der Zukunft seines Volkes empfing, die Tränen. Welch riesenhaftes Ausmaß muss dieser Mythos im Bewusstsein eines Nordkoreaners angenommen haben, der von klein auf nur diese eine Geschichte zu hören bekam?

Allem Optimismus zum Trotz ist *Arirang* eine traurige Geschichte, eine Geschichte, die uns abgeklärte Abendländer nicht unberührt lässt, Deutsche zumal. Es ist die Geschichte einer Trennung. Rirang, ein junger Mann in mythischer Zeit, geht auf Reisen und lässt seine Geliebte zurück. Ein reicher Nebenbuhler macht ihr den Hof, doch sie bleibt ihrem Geliebten treu. Rirang kehrt zurück, sieht seine Frau mit dem Verehrer und verlässt sie für immer. »Ah, Rirang!«, ruft sie ihm verzweifelt nach. Rirang ist heute der Süden und Nordkorea die verlassene Geliebte. Die Sehnsucht nach der Wiedervereinigung ist der bittere Kontrapunkt in der Erfolgsgeschichte Nordkoreas, die uns überall im Land erzählt wird. Ganz anders als in der DDR ist sie hier erstes Staatsziel. Vielleicht sogar ein bewusst offengehaltenes Ventil für die sonst zur Wunschlosigkeit erzogene Bevölkerung.

Wie die unsichtbare Regie in Nordkorea gibt auch Andreas Gursky sich mit der Wirklichkeit, so wie sie ihm begegnet, nicht mehr zufrieden. Die vielen Hundert Aufnahmen aus *Arirang* sind nur das Rohmaterial, aus dem er sein Bild montieren wird. Im Atelier druckt er die besten Aufnahmen im Großformat aus und verbringt Zeit mit ihnen, bis sich erste Verbindungen auftun, Möglichkeiten der Montage. »Der Streifen zwischen Feld und Hintergrund stört, der unterbricht die Homogenität. Ich will einen fließenden Übergang. Jeder Quadratzentimeter des Bildes muss Berechtigung haben.« Es folgen Layout-Skizzen im Computer und schließlich die langwierige Arbeit im Studio, an der Seite eines Bildbearbeiters. Verschiedene Phasen der *Arirang*-Aufführung werden kombiniert und störende Elemente entfernt. Gursky arbeitet wie ein Filmregisseur, der dokumentarisches Material im Schnitt verdichtet und, im Idealfall, über den Umweg der Manipulation und persönlichen Einfärbung zu einer gesteigerten, aufgeladenen Authentizität gelangt. Nur dass dieser Prozess bei Gursky in der Simultaneität eines einzigen Fotos geschieht.

Eine Perfektion, wie wir sie in *Arirang* erleben, ist nur jenseits des Individuellen zu erreichen. Hier stehen keine Darsteller im Stadion, hier werden Metallspäne von einem Magneten ausgerichtet. Der Einzelne gibt – im Staat wie in dessen Sinnbild *Arirang* – seine Individualität auf und ordnet sie dem Kollektiv unter, personalisiert in Kim Il Sung. Sie alle sind seine Kinder, Knetmasse für den großen Gestalter. In der Massengymnastik soll der Einzelne das körperlich erleben und einüben: Ich als Glied eines mir übergeordneten Ganzen, das größer ist als ich, wertvoller als ich in meiner belanglosen Individualität. Und tatsächlich zerstört ja der eine Gymnast, der sich in die falsche Richtung dreht, die Komposition. Von da her ließe sich eine Ästhetik des Anti-Individualismus entwickeln: Gelingen kann das Werk nur, solange ich mich dafür aufgebe. In dem Moment, in dem ich mich wehre, mich zu erkennen gebe, im Sinne des Dogmas der ästhetischen Moderne »Sand im Getriebe« bin, zerbricht die Gestalt. Individuell bin ich nur im Scheitern. Und wo ich scheitere, werde ich individuell. Nur der Fehler ist meiner.

Immer sind die freundlichen Mitarbeiter des Ministeriums präsent

Zurück in Deutschland, sehen wir Hitchcocks *Torn Curtain,* gedreht 1966, mitten im Kalten Krieg. Die DDR, die Hitchcock hier zeigt, ist wie Nordkorea heute. Pjöngjang ist nicht geografisch exotisch, sondern zeitlich. Wir hatten nicht das Gefühl, in einem weit entfernten Land zu sein, östlich von China. Alles wirkt vertraut, wie eine verblasste Erinnerung, die plötzlich wieder geweckt wird. Nordkorea bietet keine Kunstdenkmäler der Vergangenheit, kein Angkor Wat, keine Verbotene Stadt. Es bietet einen Gegenentwurf zu unserer Welt heute, in unserer nivellierten Gegenwart. Und das ist wirklich exotisch. Mit enormer Treffsicherheit vermittelt Hitchcock, wie es sich für den amerikanischen Wissenschaftler, den Paul Newman spielt, anfühlt, in Ost-Berlin zu sein. Immer sind die freundlichen Mitarbeiter des Ministeriums präsent, haben das Gepäck längst an den richtigen Ort gebracht und den Tisch reserviert. *»Our company«* hieß das bei Mr. Park in Pjöngjang, der sich auch ums Einchecken am Flughafen kümmert, die Hotelzimmerschlüssel an sich nimmt und uns unsere Handys zurückgibt. Für alles ist gesorgt, weil alles mit allem zusammenhängt. Weil alles eins ist. *Our company.* Daran kann man sich gewöhnen. Ganz am Ende des Buchs *Im Keller* über seine Entführung schreibt Jan Philipp Reemtsma: »Wenn das Leben zu schwierig und, verglichen mit den Schwierigkeiten, zuwenig lohnend erscheint, kann es sein, dass der Wunsch ensteht, wieder eine Kette am Fuß zu haben, wieder in einem kleinen Raum zu sein, der so gut bekannt ist wie die ganze Welt nicht.«

»Ich behaupte nie, das Bild sei eine Abbildung der Realität«, sagt Andreas Gursky. »Es ist immer eine Mischung aus Erfindung und Realität, eine Interpretation von Realität. Auch im Kopf vermischen sich ja die Eindrücke von eineinhalb Stunden *Arirang.* Aber ich gebe die Verknüpfung mit dem Dokumentarischen nie auf.« Wenn nun die nordkoreanische Regie auf die Regie Andreas Gurskys trifft – ergibt hier womöglich Minus mal Minus das Plus des authentischsten Abbildes, das von der nordkoreanischen Realität gemacht werden kann?

Der Autor ist Regisseur von Dokumentar- und Spielfilmen zu Themen der Musik und Kunst

Andreas Gursky

wurde 1955 in Leipzig geboren und ist einer der international renommiertesten Fotokünstler; seine großformatigen Werke erzielen auf dem Kunstmarkt Millionen-Erlöse. Bis zum 13. Mai zeigt das Haus der Kunst in München einen Überblick über sein Werk. Der Katalog aus dem Snoeck Verlag kostet 68 Euro

Foto [M]: Olaf Döring/Imago

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.41 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 42
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

50 KLASSIKER DER MODERNEN MUSIK

Gottes Plattenteller

Der durchdringende Ton einer Dampflokomotive pfeift 1948 ein neues Kapitel der Moderne ein: *Etude aux chemins de fer – Etüde über die Eisenbahn* von Pierre Schaeffer. Der Franzose öffnet seine Ohren für die Klänge des realen Lebens und nimmt Geräusche als kompositorisches Material ernst. Natürlich hat die Nachtigall, haben Meeresbrandung oder Schlachtenlärm die Fantasie der Komponisten von jeher fasziniert, aber stets versuchten sie das Gehörte auf Instrumenten nachzuahmen, authentische, »konkrete« Geräusche blieben tabu.

Schaeffer, 1910 in Nancy geboren und 1995 gestorben, formte mit den Geräuschen in seiner *Eisenbahn*-Etüde (eine der *Cinq études de bruits*) ein vollgültiges Stück Musik: Nach acht Takten Abfahrt (mit Pfiff) ertönt das Accelerando einer Solo-Lokomotive, dann das Tutti der ruckelnden Waggons in variablen Rhythmen und wiederkehrenden, kontrapunktisch verarbeiteten Motiven und schließlich ein Finale aus Pufferstößen. Aus den Geräusch-Etüden entwickelte Schaeffer, der sich bald mit Pierre Henry, dem Meister des *wohltemperierten Mikrofons* (wie eine Komposition betitelt wurde) zusammentat, größere Zyklen wie die »Oper für Blinde«, *Symphonie pour un homme seul,* die den Alltagskampf des einsamen Menschen thematisiert, oder das lyrische Spektakel *Orphée 53,* das in Donaueschingen die Musikkritiker erschreckte.

Immer ließ er entlegene Klangwelten surreal aufeinandertreffen, die Stimme eines Schauspielers, unterbrochen von dem Husten des Scriptgirls, »auf einen anderen Plattenteller lege ich den ruhigen Rhythmus eines biederen Schleppkahns; dann auf zwei weitere Teller, was mir gerade unter die Hand kommt: eine amerikanische Akkordeon- oder Harmonika-Platte und eine Platte aus Bali. Der Kanalschlepper aus Frankreich, die amerikanische Harmonika, die Priester aus Bali und das eintönige *Sur tes lèvres* gehorchen auf wunderbare Weise dem Gott der Plattenteller.«

50
Pierre Schaeffer: Cinq études de bruits

Foto (Ausschnitt): Sipa Press

Zunächst standen dem uneingeschränkten Gebrauch von »konkreten Klängen« technologische Beschränkungen gegenüber. Heute ist jedes Handy ein Aufnahmegerät, ein Sampler, damals waren die Tonbänder so sperrig, dass es fast genauso schwierig war, eine Lokomotive ins Studio zu bringen wie ein Tonband zum Bahnhof. Die Situation wurde rasch besser, aber zunächst konnte Schaeffer nur mit Plattenspielern arbeiten, nach dem Prinzip der »geschlossenen Rille«, nichts anderes als ein Loop, wie er heute millionenfach in der Techno- und House-Musik seine Kreise zieht. Schnitte und Montagen waren nicht möglich, und so mussten drei bis vier Plattenspielerspieler eine Komposition aufführen: Die ganze frühe *musique concrète* war nichts anderes als praktiziertes DeeJaying. Nicht zufällig haben sie die Turntabler und Laptopfrickler unserer Tage für sich entdeckt und remixt – und so neue Gefilde im Zauberland der Geräusche aufgetan **FRANK HILBERG**

Pierre Schaeffer: L'Œuvre Musicale
EMF CD 010/Musidisc 292572, 3 CDs

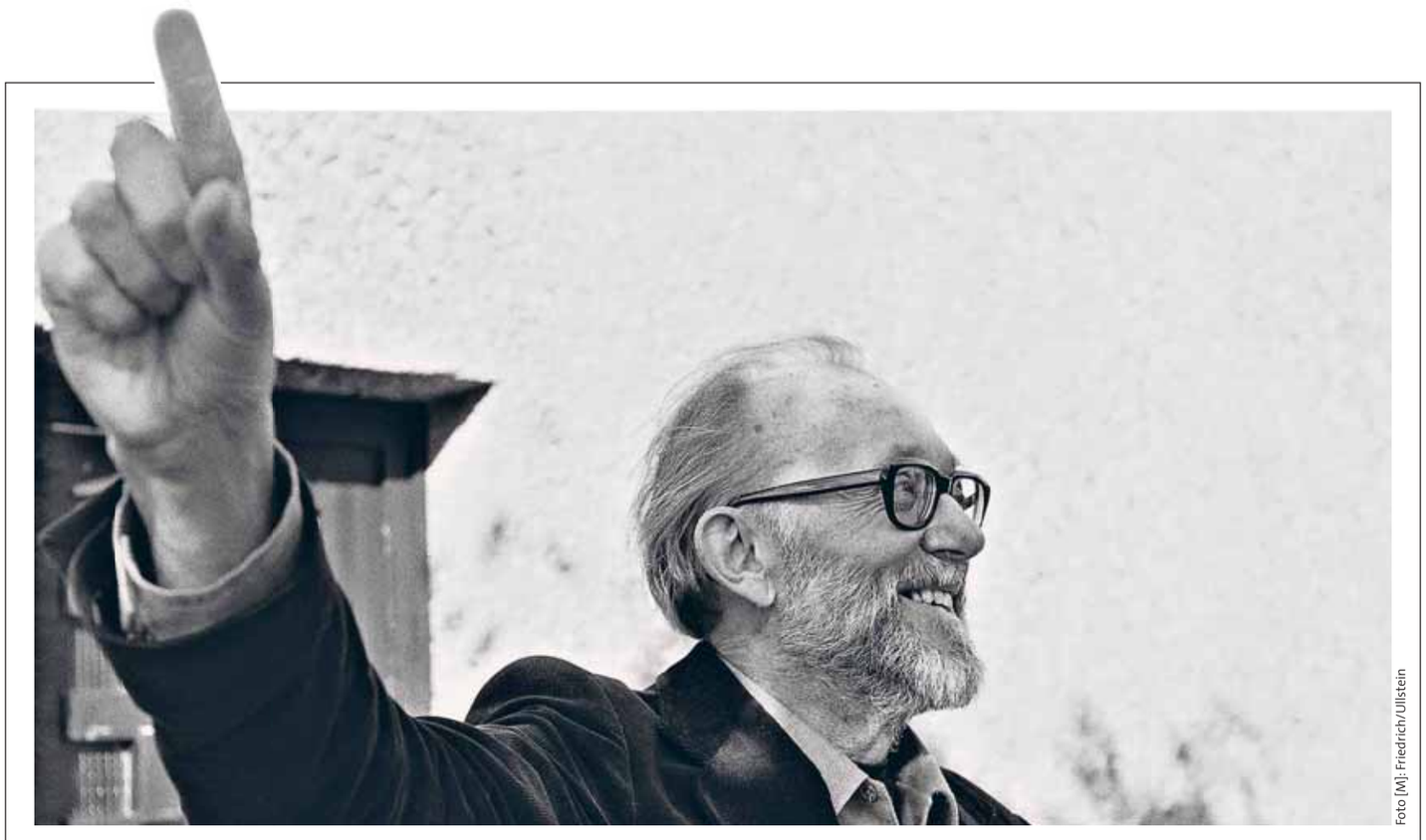


Foto [M]: Friedrich/Ullstein

»Schweinemäßig ist das!«

HÖRBUCH: Die legendären »Träume«-Hörspiele von Günter Eich sind neu erschienen **VON WILHELM TRAPP**

Der Takt rollender Eisenbahnräder. Eine Familie in einem Güterwaggon. Sie lebt dort, im Dunklen, im Fahren! Wie lange schon? Die Großeltern erinnern sich noch an die andere, bunte Welt. Eltern und Kind kennen nur den Rhythmus von Eisen und Stahl. Einmal fällt durch einen Spalt die Sonne herein – und die Alten verstopfen ihn sofort wieder, tief erschrocken über das, was sie draußen sehen konnten …

Das ist das Höhlengleichnis im Zeitalter der Deportationen und Todeszüge. Und es ist der erste jener fünf *Träume,* mit denen 1951 Günter Eichs Ruhm als größter deutscher Hörspielautor begann. Zu Eichs 100. Todestag hat der NDR die *Träume* von fünf jungen Regisseuren neu inszenieren lassen und nun zusammen mit der berühmten Urproduktion veröffentlicht. Sie begründete das literarische Hörspiel in der BRD. Und sie wurde zum Skandal, denn Eichs Albtraumszenen hatten den Nerv der Zeit empfindlich getroffen: Da wird ein Kind von den Eltern zu kannibalistischen Zwecken verkauft. Da höhlen Termiten Häuser und Menschen aus, bis die leeren Hüllen zu Staub zerfallen. Eine Familie wird entrechtet. Zwei Afrikaforscher verlieren Erinnerung, Sprache, Identität. Die Aggressionen, die in Form von Höreranrufen 1951 gegen diesen »schweinemäßigen Mist« ausbrachen, sind ein Dokument. Sie belegen, wie tief die Schrecknisse saßen, die Eichs Traumarbeit aufgriff: die atomare Bedrohung, die Freund-Feind-Ideologie des kommenden Kalten Kriegs und vor allem die in Deutschland noch so verbreitete satanische Lehre, dass der Mensch kein Zweck an sich sei. Das wollte man nicht hören, schon gar nicht »zum Abendbrot«, und gesagt wird es auch nie. Vernehmbar ist es aber doch: im Rollen des Zugs, im Nagen der Termiten, in Buschtrommeln und anderen Geräuschkulissen, in denen Eich die Phantome versteckt hat. Die Neuinszenierung lässt ihnen mehr Entfaltungsraum als die Urfassung. Als die beiden Afrikaforscher ihre Namen vergessen, heißt es: »Ich werde dich Eins nennen, mich Zwei.« An solchen Stellen beginnen die Spiele Becketts.

Der Absurdität, die Eich hier gelingt, spürt erst die jüngere Inszenierung nach. Insgesamt sind die neuen Versionen erstaunlich unexperimentell, dafür umso textgenauer. Sie beeindrucken mit raffinierten Tonbildern und brillanten Schauspielern (Traugott Buhre, Udo Wachtveitl, lauter bekannte Namen). Die alte Fassung ist viel gehetzter, unstimmiger, neben den großen Sprechern ist da auch Ungelenkes zu hören – und doch überzeugt sie mehr. Einfach weil das Ungelenke Eich angemessener ist. Traum hin oder her, einiges ist arg konstruiert, mancher Dialog holpert. Buschleute, die das Gedächtnis wegtrommeln? Termiten, die einen von innen auffressen? Man kann so etwas wie Beckett-Stücke inszenieren, aber das ist fast zu viel des Guten. Eichs *Träume* sind genauso mit *Body Snatchers* verwandt, und ursprünglich hat ebendiese Mischung aus B-Movie und großem Sinnbild so verstört. Umso unheimlicher, wenn es auch so klingt. Als Epilog hat Hans Schüttler die Hörerstimmen von 1951 gesampelt, »schweinemäßig ist das / ein Skandal / schweinemäßig / ist ja nicht zu glauben, was Sie dem Publikum bieten / schweinemäßig ist das«. Nicht der schlechteste Weg, diesem wichtigen Stück nachzuträumen.

Günter Eich: Träume
Zwei Versionen von 1951/2006;
Der Hörverlag; 3 CDs, 152 Min., 24,95 €

Die Jagd auf den tollwütigen Keiler

DVD: Vincente Minellis Südstaaten-Melodram »Home from the Hill« ist ein verkanntes Meisterwerk **VON ANDREAS BUSCHE**

Das Südstaaten-Melodram zählt nicht gerade zu den Genres, die man mit dem Musicalkönig Vincente Minnelli verbinden würde. Vielleicht wurde *Home from the Hill (Das Erbe des Blutes)* deshalb von der Filmgeschichte lange Zeit vergessen. Vielleicht kam er aber auch einfach nur einige Jahre zu spät. In Cannes, wo der Film 1960 lief, wurde er wenig euphorisch aufgenommen; schließlich hatte das Kino mit Godards *Außer Atem* gerade die Zukunft gesehen. Neben dem Vorreiter der Nouvelle Vague muss Minnellis Familientragödie wie ein Dinosaurier gewirkt haben.

Die Rolle des Wade Hunnicutt – Familienoberhaupt, *southern gentleman,* Großwild- und Schürzenjäger – ist so etwas wie die Quintessenz von Robert Mitchums Karriere. Sein Gesellschaftszimmer erinnert an ein Mausoleum männlicher Omnipotenzfantasien: die Wände behängt mit Waffen und Tiertrophäen und als Herzstück ein altarähnlicher Kamin. »So sieht das Zimmer eines Jungen aus«, sagt Wade einmal zu seinem Sohn Theron mit abschätzigem Blick auf dessen Schmetterlingssammlung, »jetzt zeige ich dir, wie ein Mann lebt.« Hunnicutts zweiter, viriler Sohn Rafe ist ein draufgängerischer Cowboy mit strahlend blauen Augen. Doch er trägt ein Stigma: Als uneheliches Kind einer Kleinbürgerin wurde er vom herrischen Vater zu einem Leben als Stallbursche verdammt. Die Tragödie nimmt ihren Lauf, als der 17-jährige Theron hinter das Geheimnis seiner Familie kommt.

Heute gilt *Home from the Hill* zu Recht als Minnellis verkanntes Meisterwerk: die letzte große Adaption einer *southern novel,* in einer Liga mit den bildgewaltigen Epen eines King Vidor oder den klaustrophobischen Kleinstadt-Dramen Douglas Sirks. In Erinnerung bleiben die Cinemascope-Panoramen, vor allem die wuchernde, vibrierende Wildnis von Texas, durch die die ungleichen Brüder einen tollwütigen Keiler treiben. Die Jagd als männliches Initiationsritual – näher sind sich der kultivierte Minnelli und Hemingway wohl nie gekommen. Aber *Home from the Hill* bricht mit dem Männlichkeitskult und den mythischen Sicherheiten der uramerikaischen Familie. Erst als der Patriarch tot ist, sind seine Bastarde und die entehrten Töchter des Kleinbürgertums glücklich in ihrer Schande vereint.

Vincente Minnelli: Home from the Hill
Warner Home; 1 DVD, 143 Min.

MEINECKE HÖRT

Wo war die Eins?

Vor einigen Jahren in einem Münchner Techno-Club, zwei Uhr nachts: Der Resident DJ macht dem reisenden DJ Platz, der allerdings heute kein DJ ist und auch nicht an die Plattenteller tritt, sondern daneben sein Old-School-Instrumentarium (analoger Sampler, Drum Machine, Effektgeräte, rudimentäres Mischpult) aufgebaut hat. Wirft seine Maschinen an, lässt sie zunächst im klassischen Chicago-House-Stil loslaufen. Die Botschaft dieser Musik: *Jack your body.* Und also *jacken* die Tänzer, bis Jamal Moss, Künstlername **Hieroglyphic Being,** seinen Verzerrer dazuschaltet, Wände aus Lärm errichtet, die synthetischen afrikanischen Rhythmen ins Stolpern geraten lässt. Es war faszinierend zu beobachten, wie sich die Tanzenden nach und nach dem Künstler zuwandten und so eine quasi konzertante Situation im Club entstand, da die Menge vom exzessiven Tanzen zum zwangsläufig aufmerksamen, mitunter durchaus verstörten Zuhören überging. Einer, der sich um etwas betrogen fühlte, riss an meinem Ärmel und brüllte entrüstet in mein Ohr, so etwas könne man doch nicht machen. (Wo war die Eins abgeblieben?)

Jamal Moss schickte akustische Patterns durch den Raum, die an die optischen Täuschungen der Surrealisten erinnerten. In sich gekehrt, stand er in seinem bodenlangen schwarzen Mantel in der Hitze der Nacht, die langen Dreads vor seinem tiefschwarzen, liebenswürdigen Gesicht. Ich glaube, es waren Fahrradhandschuhe, auf jeden Fall schwarze, mit denen er seine Regler bediente.

Im Gegensatz zu jener aus New York oder New Jersey, besaß Chicagos House Music von Anfang an (seit den mittleren 1980er Jahren) eine sehr abstrakte Qualität. Und was uns Jamal Moss hier sandte, waren afro-futuristische Botschaften, wie wir sie von Sun Ras intergalaktischen Arkestras, George Clintons P-Funk-Formationen, Lee Perrys Weltentwürfen in Dub oder Mike Banks' Underground Resistance her kennen: *Wenn wir auf dem Boden Amerikas keine Bürgerrechte erhalten, müssen wir uns als Außerirdische definieren.*

Stärker noch als in Hieroglyphic Being knüpft Jamal Moss mit seinem zweiten Pseudonym, The Sun God, bei Sun Ra an. Fantastische Schallplatten, vor allem auf den eigenen Labels Mathematics und Jack-FM, auf Spectral und auch Klang. www.hardwax.com. **THOMAS MEINECKE**

Foto [M]: Peter Peitsch/peitschphoto.com

Die ZEIT empfiehlt

Neue Klassik-CDs

A Tribute to Benjamin Britten
Death in Venice, Owen Wingrave, The Turn of the Screw, Gloriana, Billy Budd, The Rape of Lukretia, Peter Grimes
Arthaus Musik 102 103, 8 DVDs
Brittens Opernschaffen in einer Box. Produktionen der English National Opera, des DSO Berlin u. a.

Helmut Lachenmann: Concertini
Ensemble Modern, Ltg.: Brad Lubman
Ensemble Modern Medien EMSACD-001
Lachenmanns jüngstes Stück, vor zwei Jahren in Luzern uraufgeführt: Musik, die die Ohren öffnet

Jan Vogler: My Tunes
Jan Vogler, Cello; Dresdner Kapellsolisten, Ltg.: Helmut Branny; Sony 88697055952
Mit viel sentimentalem Schmelz spielt der Dresdner Cellist halbseidene Charakterstücke von Elgar, Tschaikowsky, Bloch, Davidoff, Mancini u. a. Ob das wirklich seine Lieblingsstücke sind, wie er im Beiheft behauptet?

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.42 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 43
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

»Die Macht. Ich bin besoffen davon«

Die Schauspielerin Judi Dench ist Englands geheime Königin. Ein Berlinale-Gespräch über ihren Beitrag zum Weltgeist und die Chancen, einen Oscar zu gewinnen

DIE ZEIT: Mrs. Dench, laut einer Umfrage sind Sie beliebter als die Queen. Manche halten Sie sogar für Englands wahre Königin.
Judi Dench: Für diese Bemerkung würden Ihnen manche Briten den Kopf abschlagen.
ZEIT: Sie wurden zur besten englischen Schauspielerin der letzten 50 Jahre gewählt. Beim Gottesdienst für die britischen Opfer vom 11. September wünschten sich die Hinterbliebenen, dass Sie die Gedenkrede lesen. Wie lebt man als Institution?
Dench: Ich hasse es. Es hört sich nach einer gigantischen Staubwolke an. Als ob man mich in eine Vitrine stellte.
ZEIT: Sie könnten auch einfach stolz darauf sein.
Dench: Stolz bin ich darauf, Patentante von dreizehn Kindern, einem Hund und einem 2000-Bruttoregistertonnen-Schiff zu sein.
ZEIT: Sind Sie nicht stolz auf Ihre Rollen? Auf Ihre Oscar-Nominierung?
Dench: Doch, auf Barbara Covett in *Tagebuch eines Skandals* bin ich zum Beispiel stolz. Weil sie eine schrecklich zwiespältige Person ist. Wie viele meiner Rollen. Ein verletzliches Monster.
ZEIT: Im Film spielen Sie neben Cate Blanchett eine lesbische Lehrerin, die ihre jüngere Kollegin erpresst, um deren Liebe und Aufmerksamkeit zu erlangen. Was steckt hinter der Bosheit?
Dench: Diese Lehrerin hat eine bodenlose, bewusstlose Sehnsucht nach Zuneigung. Das macht sie so böse – und unschuldig wie ein Kind. Sie weiß nichts von ihrem zerstörerischen Wesen.
ZEIT: Sahen Sie nicht die Gefahr, dass diese Rolle das Klischee der lesbischen Jungfer bedient?
Dench: Schon. Aber die Figur geht hoffentlich über das Klischee hinaus. Ich wollte zeigen, weshalb sie so ist, wie sie ist. Hinter ihren Intrigen steht eine unendliche Einsamkeit. Das ist vielleicht die größte Herausforderung. Man nimmt eine vermeintlich stereotype Figur aus dem Vorratsschrank und erweckt sie zum Leben.
ZEIT: Ist das Ihr Credo?
Dench: Hinter allem steckt noch etwas anderes, übrigens auch hinter der Güte. Ich möchte die unendlichen Schattierungen menschlichen Verhaltens zeigen. Das ist mein Beitrag zum Weltgeist.
ZEIT: Ist das auch Ihr Ansatz für Ihre großen Shakespeare-Rollen?
Dench: Das Geniale an Shakespeare ist, dass die Gegenwart der Figur immer schon mit erzählt wird. In jedem Vers schwingt mit, wie und warum sie so geworden ist. Meine Lieblingsrolle, Lady Macbeth, gilt als prototypisch böse Frau. Aber darum geht es Shakespeare nicht. Lady Macbeth setzt die dunklen Mächte und ihre eigene Kraft für den Menschen ein, der ihr teuer ist. Von außen gesehen ist sie eine Verbrecherin. In ihrem Inneren ist sie eine große Liebende.
ZEIT: Gab es eine Rolle, vor der Sie Angst hatten?
Dench: Vielleicht, als ich unter der Regie von Peter Hall mit Anthony Hopkins die Kleopatra am National Theatre spielen sollte. Ich war so unsicher, dass ich zu Peter sagte: »Dann wird Ägyptens Königin wohl ein Zwerg in den Wechseljahren.«
ZEIT: Sie haben gesagt, das Schauspielen sei mit dem Drücken verschiedener Knöpfe vergleichbar.
Dench: Ja, aber welchen Knopf drückt man wann? Das zu entscheiden ist der Albtraum. Meine größten Theatermomente hat nur mein Badezimmerspiegel gesehen. An einer Theaterrolle kann ich wenigstens zu Hause weiterarbeiten. Aber im Kino ist alles fixiert. *Tagebuch eines Skandals* sah ich kürzlich an einem Sonntagmorgen in New York. Ich fühlte mich wie ein ängstliches Kaninchen im Stall. Ich kann mich nicht auf die Geschichte konzentrieren. Ich sehe immer nur die falschen Knöpfe, die ich gedrückt habe.
ZEIT: Dafür kann das Kino immerhin den Moment des Spielens fixieren.
Dench: Der große britische Schauspieler John Gielgud hat einmal gesagt, dass er sich wünschte, er könnte abends am Kamin noch einmal eine Vorstellung genauso anschauen, wie er sie gespielt hat. Um sie wenigstens ein einziges Mal beurteilen zu können. Ich selbst habe gerade in Stratford-upon-Avon mit den jungen Schauspielern einer *Wintermärchen*-Produktion gesprochen. Am selben Theater hatte ich 1969 im *Wintermärchen* gespielt, in einer Aufführung, die sie natürlich nicht kennen konnten. Da war ich zum ersten Mal traurig, dass das Theater einfach nur weitergeht und wir so wenig vergleichen können.
ZEIT: Nehmen Sie Theater und Kino gleich ernst?
Dench: Ob die Geheimdienstchefin M in den Bond-Filmen oder Kleopatra – da gibt's für mich keinen Unterschied.
ZEIT: Haben Sie sich auch bei M überlegt, wie sie wurde, was sie ist?
Dench: Natürlich. Ich habe mir auch für sie eine kleine Hintergrundwelt ausgedacht. Glücklich verheiratet mit einem etwas langweiligen Mann. Gewohnt, sich in bürokratischen Männerdomänen durchzusetzen. In jedem Fall hat sie irgendwas Technisches studiert. Im wirklichen Leben weiß ich nicht einmal, wie ein Anrufbeantworter funktioniert. In einem der Bonds muss ich aus einem Wecker und ein paar Batterien einen Apparat bauen, um die Welt zu retten. Alle, die mich kennen, schrien im Kino vor Lachen.
ZEIT: Was gefällt Ihnen an M?
Dench: Die Macht. Ich bin besoffen davon. Man darf den größten Macho der Filmgeschichte herumkommandieren und demütigen.
ZEIT: Hat die Bond-Rolle Ihr Image verändert?
Dench: Ich habe jetzt eine riesige hysterische Fangemeinde von Jungs zwischen neun und vierzehn Jahren. Vielleicht schaut sich einer von ihnen ja mal eine Shakespeare-Aufführung mit mir an.
ZEIT: Sie haben immer wieder machtbewusste Frauen gespielt. In John Maddens *Mrs Brown* waren Sie Queen Victoria. Für die Rolle von Elisabeth I. in *Shakespeare in Love* gewannen Sie einen Oscar als beste Nebendarstellerin.
Dench: Macht ist Macht. Elisabeth I. war nichts anderes als die M ihrer Zeit. Der Oscar hat mich allerdings sehr überrascht, denn mein Auftritt in *Shakespeare in Love* dauerte nur sieben Minuten. Gwyneth Paltrows Oscar-Dankesrede war länger.
ZEIT: Bei der diesjährigen Oscar-Nominierung gibt es eine starke Präsenz des britischen Kinos. Allein als beste Schauspielerin sind Sie, Helen Mirren und Kate Winslet nominiert …
Dench: … ja, ich und die beiden jungen Mädchen *(lacht)*. Vielleicht liegt es daran, dass man uns anmerkt, dass wir ein leicht ironisches Verhältnis zu uns selbst haben. Wir sind uns der absurden Seiten des Berufes bewusst, nehmen ihn aber sehr ernst. Für mich ist es der ernsthafteste Beruf der Welt. Man darf den Horizont der Menschen erweitern und bekommt noch Geld dafür.
ZEIT: Hängt der Erfolg vielleicht auch mit der britischen Theatertradition zusammen? Tilda Swinton, Emma Thompson, Helen Mirren, Kate Winslet und Sie kommen alle von der Bühne.
Dench: Auf der Bühne beobachtet man nicht nur sich, sondern auch den anderen. Man lernt, man selbst zu sein und neben sich zu stehen. Im Ensemble hat keiner die absolute Kontrolle. Der Regisseur gibt uns zwar Anweisungen. Aber letztlich ist es wie beim Flipperautomaten: Er schießt seine Ratschläge ab und hofft, dass irgendeiner im Ziel eintrudelt. Wir selbst wissen auch nicht, was am Ende auf der Bühne ankommt. Alles ist in Bewegung. Das ist ein angenehmer Relativismus.
ZEIT: Der aber viele britische Stars hervorgebracht hat. Stört Sie denn der Rummel manchmal?
Dench: Bin ich denn ein Star?
ZEIT: Ob Sie's glauben oder nicht.
Dench: Es gibt sehr viele Stars. Aber man ist immer nur so gut wie seine letzte Rolle. Das macht mir Angst. Man weiß nie, wie es weitergeht. Aber darin liegt auch der Thrill.
ZEIT: Wetten Sie deshalb leidenschaftlich gern?
Dench: Nein, ich habe immer gern gewettet. Ich habe auch ein Rennpferd. Letztes Wochenende gewann es in Schottland! Aber ich wette auf alles. Einmal fuhr ich mit dem Theaterregisseur Trevor Nunn im Zug. Wir wetteten darum, wer der Autor einer berühmten Kurzgeschichte sei. Ich gewann 100 Pfund. Als der Zug in Stratford einfuhr, wetteten wir, ob der Bahnsteig links oder rechts sein würde. Und die 100 Pfund wechselten sofort wieder die Seite. Ich wette wirklich auf alles. Auch darauf, welche Rollen ich spiele.
ZEIT: Wetten Sie auf den Ausgang der Oscar-Verleihung?
Dench: Setzen Sie auf Helen Mirren.

DAS GESPRÄCH FÜHRTE **KATJA NICODEMUS**

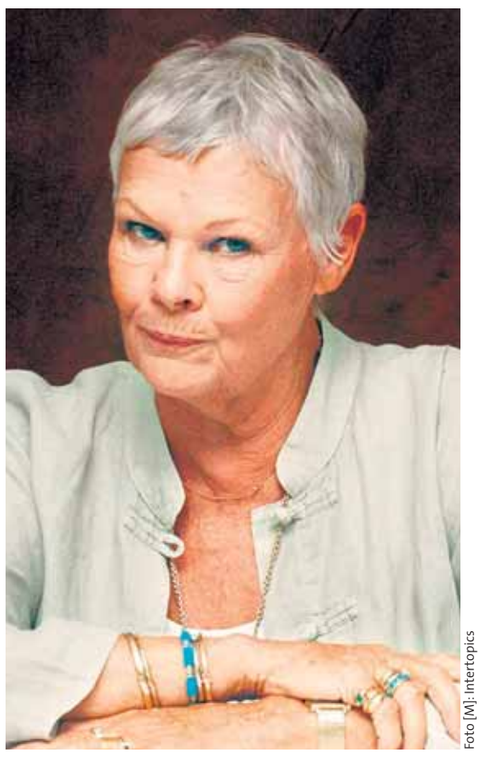


Foto [M]: Intertopics

JUDI DENCH, geboren 1934, ist eine der großen britischen Theater- und Filmschauspielerinnen. Auf der Berlinale läuft ihr neuer Film »Tagebuch eines Skandals«, der am 22. Februar in unsere Kinos kommt. In ihrer Rolle einer monströsen Lehrerin wurde sie für den Oscar als beste Hauptdarstellerin nominiert

ANZEIGE

Das Fest der Bösen

Die Wettbewerbsfilme der Berlinale mögen schwach sein. Aber es gibt große Momente – wenn Verbrecher ihren Auftritt haben

Auch Festivals haben ihre Wechseljahre, Neurosen und stillen Depressionen. Auch Festivals brauchen ihre Selbstbesinnungen, Gesprächsgruppen – und manchmal eine Therapie. Tatsächlich scheint sich bei der diesjährigen Berlinale eine kleine Identitätskrise abzuzeichnen. Dass die dicksten Cineastenfische am Festival vorbei nach Cannes ziehen, ist eines jener Berlinale-Muster, die in den vergangenen Jahren kaum je durchbrochen wurden. Dafür gelang es den Filmfestspielen in den vergangenen Jahren immerhin, sich als Festival mit politischem Bewusstsein zu etikettieren. Nun kann man der Berlinale schwerlich einen Strick daraus drehen, dass für ihren diesjährigen Wettbewerbsjahrgang nur wenige gute Weltverbesserungsversuche, Thesenfilme und politische Statements zur Verfügung standen. Sehr wohl ein Problem ist aber, dass sie ihre Auslese durch peinliche Blindgänger schwächt.

Da wäre Bille Augusts *Goodbye Bafana,* der wenig mehr aussagt, als dass Nelson Mandela seinen weißen Gefängniswärter nachdenklich machte. Oder Ryan Eslingers amerikanischer Independent-Film *When a Man Falls in the Forest*, der in den Loser-Szenarien der achtziger Jahre stecken bleibt und vermutlich nur eingeladen wurde, weil Sharon Stone über den roten Teppich stöckeln konnte. Oder auch der bedeutsam vor sich hin raunende italienische Film *In memoria di me* – ein ratzingerisierendes Psychostück, in dem ein angehender Mönch erfahren muss, dass er noch nicht reif genug ist für Entsagung und wohlmeinenden Kirchenterror.

Trotz allem hat die Verwässerung des Wettbewerbsprogramms einen seltsamen Nebeneffekt: Die überwältigenden Einstellungen und Bilderwelten, die zwingenden Gesten und großen Cineastenentwürfe mögen fehlen. Doch dafür bleiben Figuren in Erinnerung. Vor allem jene Filmfiguren, die sich dem Zuschauer auf den ersten und manchmal auch zweiten Blick verweigern. Es sind Autisten und Egoisten, Zerstörer und Erstarrte, die in diesem Jahr die Leinwand bevölkern. Wohlmeinende Verbrecher wie Matt Damons CIA-Bürokrat Edward, der in Robert De Niros Film *Der gute Hirte* eigentlich nur ein guter Amerikaner sein will und dabei zum innerlich vereisten Lügner, Folterer und Betrüger wird. Faszinierende Lästermäuler wie Lauren Bacall, Lily Tomlin und Kristin Scott Thomas, die in Paul Schraders Film *The Walker* beim Kartenspiel über Washingtons Polit-Establishment und damit ihre eigene Klasse spotten, aber jeden zum Abschuss freigeben, der diesem System gefährlich werden könnte. Oder auch abgefeimte Zyniker wie Tobey Maguires amerikanischer Soldat, Schwarzhändler und Frauenverächter, dem man in Steven Soderberghs Film *The Good German* gerne länger bei seinen schmutzigen Deals zugeschaut hätte. Dass am Ende dieses Films eine Heldin, die zwölf Juden auf dem Gewissen hat, unbehelligt in ein Flugzeug steigen und in den Abspann fliegen darf, gehört noch zu den beiläufigeren Zwiespältigkeiten im Berliner Figurenkabinett.

Die wohl gefährlichste all dieser Gratwanderungen vollführt Judi Dench in Richard Eyres *Tagebuch eines Skandals* (siehe Interview oben). Ihr gelingt es, einem reinen Drehbuchmonster in die Seele zu blicken. Zu Beginn sieht man sie als Londoner Lehrerin Barbara Covett voller Abscheu und Verachtung auf ihre Schüler hinabschauen, »unverbesserliches Pack, allesamt zukünftige Verkäufer oder Klempner, vielleicht auch der eine oder andere Terrorist«. Als sie sich in ihre Kollegin Sheba (Cate Blanchett) verliebt und hinter deren Affäre mit einem Schüler kommt, beginnt ein perfide ausgetüfteltes Erpressungswerk. Die simple Erzählung mag das alte Klischee der besitzergreifenden lesbischen Jungfer auswalzen, doch Judi Dench spielt es zu ganzer Menschentiefe aus. Sie öffnet den Abgrund der Bosheit und Einsamkeit, schwingt sich auf zu triumphaler Weltverachtung und bleibt doch eine arme kleine Kreatur. Und sie verleiht ihrer zerstrubbelten ältlichen Lehrerin jene Mischung aus Aggression und Sehnsucht, aus der schon immer die schlimmsten Taten entstanden.

All diesen Figuren kommt man unwillentlich nahe, ohne dass man genötigt würde, sie zu verstehen. Man sieht ihren Verbrechen, Bosheiten und Egoismen einfach zu und folgt ihnen, ohne urteilen zu müssen.

Kino sei, schöne Frauen schöne Dinge tun zu lassen, lautet ein inflationär zitiertes Diktum von François Truffaut. Auf dieser Berlinale heißt Kino, Verbrechern, Zynikern und Neurotikerinnen dabei zuzuschauen, wie sie schlechte Dinge tun. Und im Gegensatz zu ihrem emotional recht unausgeglichenen Festival möchte man sie dafür kein bisschen therapieren.

KATJA NICODEMUS

Audio www.zeit.de/audio

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.43 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 44
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Der Abgrund unter dem Hauptbahnhof

Wie das Theater das Leben in den Städten dramatisiert und dämonisiert – Beobachtungen während eines Premierenwochenendes in Stuttgart VON PETER KÜMMEL

Ehe *Wörter und Körper,* das neue Stück des Dramatikers Martin Heckmanns, uraufgeführt wird, spricht das Ensemble auf der Bühne des Stuttgarter Schauspielhauses ein langes Gedicht Heckmanns'. Darin geht es um den Tod eines Freundes: »Wir leben mit Toten, das weiß ich jetzt auch. / Es war nie anders / Jetzt erst kommt es mir nah.«

Das Gedicht hat auf den nachfolgenden Theaterabend die Wirkung, dass alles Bühnenleben sich an den Toten richtet. Das Gedicht des Anfangs ist ein Leuchtschirm, vor dem sich die Figuren abzeichnen wie Röntgenbilder. Die da jetzt spielen, sind Übriggebliebene, Zurückgebliebene. Man spürt die Lücken zwischen ihnen, die Leerräume, die sie frei lassen für den Fall, dass ihre Toten zurückkehren.

Einer fehlt. Viele fehlen. Zwischen den Menschen öffnen sich Abgründe. So geht es zu in unseren Städten, und davon handelt Martin Heckmanns' Stück. In einer Szene heißt es:

»Hat es schon angefangen?«

»Was?«

»Der Zusammenhang.«

Er hat nicht erst angefangen, der Zusammenhang, sondern er ist schon vorbei. Bei Heckmanns geschieht alles im Geist des »Zu spät«. Lina, die zentrale Figur, sagt: »Und dann ist meine Mutter gestorben. Schon länger her, aber jetzt erst fällt's mir auf. Oder ein. Oder schwer ein. Und jetzt suche ich, glaube ich, aber ich suche auch, was genau ich suche, glaube ich. Glaube ich.«

Es ist frappierend, wie sehr sich das Stadtbild des aktuellen Theaters unterscheidet von der Art, wie die Werbung, der Pop und die lustigen TV-Vorabendsendungen die Städte zeichnen. Während etwa die Werbung städtische Menschenmassen gern so inszeniert, als werde in ihnen das künftige Gattungsglück ausgebrütet (Xavier Naidoo sprach: »Was wir alleine nicht schaffen, das schaffen wir dann zusammen«), ist im Theater die Stadt meistens ein Ort der heulenden Leere.

Während die Werbung den Menschen in der Stadt als glücklichen Aufgehobenen zeigt, als einen, dem geholfen wird, ist der Stadtmensch, wie ihn das Theater kennt, ein vor Einsamkeit schier Wahnsinniger.

Was in der Stadt vorgeht, das inszeniert die Werbung als fruchtbaren telepathischen Zusammenhang: Man sieht Menschen in New York, Paris und London, und alle heben den Kopf, wenn ein bestimmter Akkord erklingt; alle lächeln, wenn der neue Toyota/BMW/Audi dieses ManhattanParisLondon durchrauscht und zu einer Stadt vernäht wie der Zipper eines Zauberreißverschlusses. Das Theater zeigt das Gegenteil: die Abwesenheit von Zusammenhang; den Abgrund unter dem Hauptbahnhof.

Zurück also nach Stuttgart, zu Martin Heckmanns' *Wörter und Körper.* Lina, die junge Frau ohne Freunde, Ziele, nahe Verwandte, geht durch den Alltag und bringt Unruhe. Sie ist eine zerstreute Heilige, wie man sie von Botho Strauß *(Groß und klein)* oder aus einem Film von Krysztof Kieślowski kennt. Sie stört die Menschen und erweckt sie; sie sprengt Ehen und belebt sie. Sie ist eine Zusammenhangstifterin: Jene, die sie verlässt, spüren plötzlich, dass etwas fehlt. Wildfremde Menschen knüpfen Augenblicksbündnisse, aber tiefere Zusammenhänge gibt es nicht.

Foto [M.]: Sonja Rothweiler

»WÖRTER UND KÖRPER« mit Susana Fernandes Genebra und Sebastian Kowski

Auf der Bühne herrscht die Fantastische Neue Sachlichkeit

Das Drama ist hier nicht mehr als ein Käscher, mit dem Augenblicke gefangen werden. In Hasko Webers Stuttgarter Inszenierung kommt Lina immerzu »von draußen«; sie ist im Trenchcoat und hat einen Koffer dabei; aber dieses Draußen ist so unvorstellbar und vage wie das Drinnen, in das sie eindringt.

Dasselbe gilt für die zweite Stuttgarter Uraufführung des vergangenen Wochenendes, *Der Passagier* von Ulrike Syha (inszeniert von Enrico Lübbe). Vergeblich wird da eine Dreiecksgeschichte erzählt: Ein fader Bruder, Theo, beneidet seinen wilden Bruder, Nick, um dessen Temperament und um dessen Frau Lea. Also arbeitet er daran, seinen Bruder seelisch zu vernichten und ihm Lea auszuspannen. Eigentlich aber ist, wie immer bei Ulrike Syha, die Stadt das entscheidende Wesen des Stücks. Sie ist der Filter, der Menschenfleischwolf, durch den Syhas Figuren sich dankbar hindurchpassieren lassen; sie sind dazu da, uns zu zeigen, was Stadt »mit uns macht«. Stadt macht aus uns Verrückte und Angstbesessene, die verzweifelt nach Zusammenhängen suchen, Spuren lesen, aus dem Gewölle von Thrillern und Spionagegeschichten ein paar Fasern klauben, mit denen sie ihr eigenes Leben umhüllen.

Beide Stuttgarter Stadt-Stücke haben tief fühlende Frauen, sachliche Heilige, als Heldinnen. Sie reihen sich ein in die lange Kette der geistig verschobenen, unansprechbaren weiblichen Antennenwesen des deutschen Theaters, wie wir sie von Botho Strauß, Peter Handke, Lukas Bärfuss, Roland Schimmelpfennig kennen – nur solche Wesen sind unbeirrbar genug, uns durch die modernen Städte zu führen.

Beide Stücke, *Der Passagier* wie *Wörter und Körper,* haben Nebenfiguren, die so wirken, als habe Peter Handke sie getauft; sie heißen »Der Halbmarathon-Mann« oder »Der Verkäufer-Typ« oder »Die gehobene Position« (bei Syha) beziehungsweise »Der gelegentlich Verfolgte« und »Der bisweilen Stumme« (bei Heckmanns). Die Dramatiker gehen also mit ihren Figuren um, als säßen sie an den Monitoren einer Videoüberwachungsanlage und blickten auf den zentralen Platz der Stadt hinab: Sie denken sich Namen, Ticks, Geschichten für Vorbeihuschende aus, die sie niemals kennenlernen werden. Ihre eigenen Geschöpfe sollen ihnen ein Geheimnis bleiben.

Man hat den Verdacht, dass alle diese Figuren gedanklich miteinander zusammenhängen, aber man ahnt auch, dass es ein negativer Zusammenhang ist – dass alle einander drohen, kontrollieren, terrorisieren, bewachen. Während in Syhas *Passagier* der eine Bruder den anderen erschlägt und alles ein böses Ende nimmt, bereitet Heckmanns in *Wörter und Körper* seiner Lina ein kleines Glück. Sie legt sich nieder im Schoß des Mannes, der »Der bisweilen Stumme« heißt: Dieser Mann hat ihre Geschichte den ganzen Abend über erzählt und zwischen den Szenen epische Module wie »Lina suchte nach ihrem Bett« oder »Die Zeit gab keine Ruhe« eingefügt. Lina ruht also im Schoß ihres Erzählers; die Figur legt sich schlafen, ihr Schöpfer bleibt noch auf. Er hat sie erschaffen, damit er jemanden hat, über den er wachen kann. Er ist das Inbild des modernen Dramatikers.

Das Schauspiel Stuttgart trägt in dieser Saison den schönen Titel »Theater des Jahres« (was es der Kritikerjury des Fachblattes *Theater heute* zu verdanken hat). Am vergangenen Premierenwochenende hat es gezeigt, womit das zusammenhängen könnte: Stuttgarts Theater ist so etwas wie der exemplarische Vertreter einer Fantastischen Neuen Sachlichkeit, die mit großem Aufwand an Personal und Fantasie den Mangel, die Leere darstellt. Panoramen, große Besetzungslisten, weite Sicht, Füllhornästhetik: Wir schütten die ganze Welt auf die Bühne, und keine Zauberei ist uns unmöglich. Man sieht lauter Zauberpossen, aber der Zauber nützt nichts. Er ernüchtert sich immer gleich selbst. Die Stuttgarter Stücke sind geprägt von karger Sprache und spröden Gefühlen, vom Schwund der Charaktere und des Zusammenhangs. Wenn man diese Schauspiele mit Geweben vergleichen würde, müsste man sagen, sie haben eine geringe Dichte an Knoten, an Verknüpfungen – es sind lockere Gespinste, die jederzeit reißen können, wenn eine der Figuren einen zu genauen Blick auf eine andere wirft oder einen zu scharfen Gedanken formuliert.

In Stuttgart umarmen sie auf der Bühne die ganze Welt, aber in der Umarmung zerbröselt dann schon die ganze Welt. Vor einigen Jahren hat der französische Anthropologe Marc Augé einen Begriff geprägt für gewisse städtische Orte, die der Öffentlichkeit nützen sollten; in Wahrheit aber weisen sie die Öffentlichkeit ab und machen ihr das Verweilen unerträglich; Augé nannte solche Gebiete »Nicht-Orte«. Genau dort spielen die Nicht-Stücke der Stuttgarter Sachlichkeit.

Nun gibt es in Stuttgart aber auch eine Inszenierung, die an einem solchen Nicht-Ort durchaus ein Stück erzählt; es ist Karin Henkels Inszenierung von Franz Molnars bösem Zaubermärchen *Liliom* (1909 uraufgeführt in Budapest). Die Geschichte des aggressiven Karussellbremsers und unfähigen Schwerverbrechers Liliom, der die Frau quält, die ihn liebt, sich mit einem Selbstmord aus der Welt davonmacht und nach 16 Jahren für einen Tag ins Leben zurückdarf – dieses Stück erzählt mit lauter dichterischen Freiheiten von der Menschenexistenz mehr, als es die Videoüberwachungskamerawahrheiten von Syha und Heckmanns vermögen.

Die meisten ruhen nur aus. Zwei aber kämpfen – Julie und Liliom

Felix Goeser spielt den Liliom als eine einzige mokante Schwellung von Lebenslust: Dieser Mann ist ein lebendes Projektil, das sich aus engen Verhältnissen katapultiert. Sein kahler Schädel sieht aus, als sei ein Footballschutzhelm in ihn eingewachsen, der ganze Kerl ist ein Paket aus 16 Jugendstrafen und vorzeitigen Entlassungen wegen höhnisch guter Führung. Er hat immerzu Schaum vor dem Mund, und der Schaum wird dann und wann von einem Grinsen bös durchzackt.

Goeser spielt das Unwiderstehliche und das Unerträgliche dieser Figur: Man sieht den jungen Liliom und auch schon den Moment, da er verfallen wird. Man sieht das Zähnefletschen des ungebändigten Piraten und den Skorbut des schiffbrüchigen Alten, in den dieser Junge sich früh verwandeln müsste, käme ihm nicht der Tod zu Hilfe. Man sieht den strahlenden Willen und das angewiderte Sichgehenlassen – eine Kippfigur, buchstäblich.

Das Mädchen Julie (Katja Bürkle) erliegt diesem Mann, weil es hingerissen ist von seiner rabiaten inneren Besitzlosigkeit: In Lilioms Seele ist kein glücklicher Moment gespeichert, kein Erinnerungsguthaben, von dem Julie zehren könnte – er erkennt sie nicht wieder, sie muss in jedem Moment um ihn kämpfen. Liliom und Julie machen sich keine Mühe, ihr Leben erzählen oder verstehen zu wollen, wie es die schockgefrorenen Wesen des aktuellen Theaters bei einer Tasse Tee oder Bier andauernd tun – sie haben gar keine Zeit dazu; sie kämpfen nämlich. Sie vermissen keinen Zusammenhang; sie sind mittendrin.

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.44 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 45
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Künstler war er weniger

Ihm verdanken wir Michael Jackson, Paris Hilton und Verona Feldbusch: Vor 20 Jahren starb Andy Warhol. Doch sein Ruhm währet ewiglich. Warum nur?

VON PETER WEIBEL

Foto: Adam Scull/Globe/Intertopics

So sah er sich am liebsten: **ANDY WARHOL** in den Spiegeln seiner selbst, fotografiert 1978

Andy Warhol war ein Künstler, der viele Stimmen und widersprüchliche Positionen auf sich vereinen konnte. Die marxistische Kunstkritik (Benjamin Buchloh) ebenso wie Ankläger der »Wüste des Realen« (Jean Baudrillard), das Museum genau wie die Massen, alle stimmten überein mit dem Urteil des Marktes, dessen Liebling Warhol wurde. Welcher Markt aber war dies? Warum wurde Warhol zu einem der berühmtesten Künstler des 20. Jahrhunderts? Und weshalb ist seine Kunst auch 20 Jahre nach seinem Tod noch so beliebt?

Ein Künstler kann individuell die Spielregeln der Kunst ändern, einer wie Marcel Duchamp hat das mit seinen Readymades vorexerziert. Aber das soziale System muss diese Veränderung akzeptieren. Nur in einem bestimmten sozialen System kann ein Kunstwerk, ein Künstlertypus weltweite Geltung erlangen. In den 1950er Jahren, in der Epoche des Abstrakten Expressionismus, hätte man Warhols Kunst noch als Gebrauchsgrafik abgelehnt. Erst als mit der Pop-Art um 1960 der Konsumismus die soziale Herrschaft übernahm und die Gegensätze zwischen den Systemen Avantgarde und Kitsch, zwischen High Culture und Low Culture, zwischen Erhabenheit und Banalität kollabierten, konnte Warhols Gebrauchsgrafik anerkannt werden. Das ist es, was Warhol auszeichnet: Er hat als einer der Ersten erkannt, wie die Massenmedien und die Unterhaltungsindustrie das Diskursfeld der Kunst veränderten.

Er nahm sich seine Bildwelten aus den Massenmedien und gab ihnen dafür seinen »Lifestyle«. Warhol hat im Prinzip nie selbst ein eigenes Bild erfunden, gemalt oder erzeugt, fast alle seine Bildmotive – ob Stars, Suppendosen, Colaflaschen, Unfälle – stammen aus den Printmedien. Nur selten stammen seine Bildmotive von den Kulturseiten wie etwa seine Paraphrasen von Leonardos *Abendmahl,* viel eher findet er sie auf den trivialsten, spektakulärsten Seiten der Magazine. Die vulgären Motive, die die Leser der Boulevardzeitungen interessieren, haben Warhol und seine Assistenten im Siebdruckverfahren auf Leinwände übertragen, offensichtlich in der Hoffnung, diesen Massenappeal auch für seine eigenen Bildtafeln zu gewinnen. Er befreite die Trivialität der Zeitungen von der Tagesaktualität, indem er sie in das Medium Malerei, ein nobles Speichermedium mit Ewigkeitsanspruch, übertrug. Selbstverständlich wurde er dafür von den Massenmedien belohnt.

Warhol war weniger Künstler, der Bilder malt oder Romane schreibt, vielmehr war er Produzent und Impresario, für den andere Bilder herstellen oder Romane mittels Tonaufnahmen schreiben (zum Beispiel den Roman *A* von 1968). Manchmal ließ er auch Musik produzieren (Velvet Underground mit Nico) oder Filme herstellen, indem andere für ihn vor die Kamera traten und ihr Leben ausbreiteten, wie wir es heute von nachmittäglichen Talkshows kennen. Selbstverständlich war Warhol auch Produzent einer eigenen TV-Show und Herausgeber einer eigenen Illustrierten *(Interview).* Warhol hat also nicht nur seine Bildwelten von den Massenmedien abgeleitet. Seine Obsession und Faszination war so groß, dass er selbst über die Massenmedien Film, Zeitung, Fernsehen, Musik verfügen wollte.

Dafür gründete er seine berühmte Factory, und dafür stellte er ein Team von »Superstars« zusammen, die sein Medienimperium produzieren und distribuieren sollten. Warhol wollte nicht nur als Gebrauchsgrafiker für die *Vogue* arbeiten, sondern auch als Künstler und als Mitglied der *»rich and famous«*-Partyszene (Studio 54, New York) in der *Vogue* abgebildet werden und schließlich sein eigenes »Vogue-Magazin« gründen, sein eigenes Hollywood, das er von Anfang an mit seinen Porträts geehrt und hofiert hatte.

Warhol war nicht nur der Prinz des Pop, sondern auch der Ahnherr der *Soap Opera,* so der Titel eines seiner ersten Filme (1964). Alles, was die Menschen heute an den Massenmedien und der Illustrierten-Welt so lieben, den Glamour, den Lifestyle, den Tratsch, den Voyeurismus, den Exhibitionismus, das *self-fashioning,* die Mode, die Nähe zu den Reichen und Berühmten (das Wort Illustrierte kommt von illuster = berühmt) – Warhol liebte es ebenso, machte es zum Inhalt seiner Kunst und suchte nach Medien, von Film bis zur Zeitung, in denen er diesem Interesse nachgehen konnte.

Am 22. Februar 1987 starb Warhol in New York nach einer Gallenoperation, er war 58 Jahre alt. Doch ist er ungemein lebendig, denn seine Prinzipien wirken weiter. Seit Warhol arbeitet der einstige Hofkünstler der Aristokratie am Hof der Massenmedien. Seine Selbstkonstruktion, von der Nasenoperation bis zur Perücke, war erfolgreiches Vorbild für viele, von Michael Jackson bis Tatjana Gsell. Wenn Deutschland heute seine »Superstars« sucht, wenn Paris Hilton und Verona Pooth, geborene Feldbusch, im Orbit der Massen- und Medienkultur gleißend kreisen, ist dies eine Welt, die Warhol für uns geöffnet hat.

In dieser Welt ist Warhol selbst ein »Superstar«. Es ist ihm gelungen, die Regeln der Kunst so zu ändern, dass Kunst nun auswechselbar ist mit Lifestyle, Design, Glamour, Unterhaltung, Tratsch, Mode, Party. Im Zeitalter exzessiver Konsumkultur hat er ein diskursives Feld geschaffen und besetzt, das seine Apotheose ist. Sein Ruhm ist allerdings abhängig vom Wohlwollen einer Gesellschaft, die solche Regeländerungen zulässt und eine Kunst der Massenmedien begrüßt.

Peter Weibel ist Künstler und Theoretiker, er leitet das Zentrum für Kunst und Medientechnologie in Karlsruhe

Das Letzte

Neulich haben wir mal wieder in unserer allerliebsten Lieblingszeitung geblättert, der *Frankfurter Rundschau,* der ollen Kratzbersch aus Sachsenhausen, wo der Bembel erfunden wurde und der Äppelwoi-Express lecker um die Ecke brezelt. Wir lieben Sachsenhausen! Nach Norden reicht der Horizont ganz weit bis zur Commerzbank, nach Süden tief ins malerische Neu-Isenburg. Aus der Nähe betrachtet, ist unsere *FR* ein ewiger Hinnedruffhänger, denn sie hängt dem Zeitgeist immer hinnedruff. Doch obwohl der Zeitgeist immer ein Bembelschen schneller bimmelte, war sie nie eine beleidischde Lewwerworscht. Respekt! Jetzt hat ein Siegertyp im *FR*-Kulturteil (den gibt's auch noch!) laut vor sich hingebembelt und beklagt, dass Schriftsteller zu viel über Verlierer jammern, oder wie man auf Frankforderisch babbelt, über Loser. Anstatt zu gucken, über welch schönes »Potenzial« Verlierer verfügen! Liebe *Frankfurter Rundschau,* gucke mer mal auf das Potenzial, das uns die Ära Schröder hinterlassen hat, mit der *FR* hinnedruff. Da haben wir die schöne Doris, die kleine Kratzbersch, und da haben wir die großen Sozialgesetze für Labbeduddel, im Volksmund Hartz IV genannt. Wenn eine trüb Tass ihren Job verliert, dann wird ihr sogar eine kleine Wohnung bezahlt. Nur wer ein paar Quadratmeter zu viel hat, muss umziehen und darf nicht uffmugge. Schlimm ist das nicht, schön aber auch nicht. Weit weg von Frankfurt, im ostsächsischen Löbau, hatte jetzt das Sozialamt eine feine Idee: Der Hartz-IV-Loser darf in seiner Wohnung verbleiben, muss aber ein Zimmer abgeben oder eine Stellwand reinfuddeln. Riegel vor, Plombe dran, fertig! So verbleibt der Verlierer in seiner alten Umgebung, und das Bobbelsche kann mit dem Moppelsche weiter Quetschekuuche esse und sich mit der Bagaasch vom Nachbarn die Finger babbisch machen. Das gesperrte Zimmer bleibt als Potenzial erhalten, so lange bis der Babba, der faule Schoppe-Stecher, mit einem Arbeitsplatz unterm Arm als Sieger heimkommt. Sehr herzig dazu *FR*-Leserin Franzi K.: »Ich hoffe, dass mein Mann eine Stelle bekommt und wir die Wohnung wieder voll nutzen können.« Für unser Frankfurter Würstchen noch einmal ganz langsam zum Mitschreiben: Die volle Flasch ist der leere Flasch ihr Potenzial. Der Verlierer ist der Sieger sein Stellvertreter. Der Rest wird weggeschlossen. Leere Zimmer gibt's bei den Ossis ja genug! **FINIS**

Audio www.zeit.de/audio

ZEITMOSAIK

Architekten schön schräg

Bei Pisa denken ja alle an Bildung und niemand an *building.* Dabei ist die Pisa-Formel für die Architektur mindestens so wichtig wie für die Schuldebatte. Die Formel besagt: Ein schönes Gebäude ist schön, viel schöner aber ist ein schönes Gebäude mit einer Unschönheit. Was wäre Pisas schiefer Turm, wenn er nicht schief wäre? Eben nur ein Campanile wie viele andere. Erst dass er fällt und fällt und niemals umkippt, macht ihn zur Attraktion. Auch in der Gegenwartsarchitektur fällt ja so manches, manches auch in sich zusammen. Und immer wieder bewahrheitet sich die alte Formel: Das Unglück macht unbekannte Bauten bekannt, manchmal avanciert ein Architekt sogar zum Liebling der Medien, nur weil eines seiner Häuser eindrucksvoll-bedrohlich auseinanderfällt. Meinhard von Gerkan zum Beispiel. Der hatte riesige Flughäfen und Messehallen gebaut, ohne dass ein größeres Medienpublikum seinen Namen gekannt hätte. Und so wäre es auch geblieben, wäre an seinem neuen Hauptbahnhof in Berlin alles glattgegangen, hätte es keine Querelen um gekappte Hallen und öde Flachdecken gegeben. Zur richtigen *Tagesschau*-Größe wurde er allerdings erst kürzlich, als der Orkan Kyrill einen mächtigen Stahlträger herunterriss, der Bahnhof gesperrt werden musste und manche schon von der teuersten Bruchbude aller Zeiten sprachen. Seither tobt die Meldungsschlacht: Mal weint der Architekt, mal wütet er, und Bahnchef Mehdorn lässt keine Gelegenheit aus, die Pisa-Formel weiter auszureizen. Er will nun, wie in dieser Woche bekannt wurde, den Architekten wegen des Schadens verklagen. Gestritten wird um Ohrenbleche und Sicherungsschienen, und dabei scheint es keine Rolle mehr zu spielen, dass die Bauausführung gar nicht in den Händen des Architekturbüros lag. So ist es immer: Wenn es kracht und wackelt, dann fragt niemand nach den Statikern, den Beton- und Stahlbauern oder gar nach den Bauherrn. Dann ist allein der Architekt an allem schuld. In Halstenbek, nördlich von Hamburg, wollte man sich vor ein paar Jahren eine neue Sporthalle bauen, dann fiel die gewagte Kuppel ins sich zusammen und machte als »Knickei« bundesweit von sich reden. Nach langem Gezerre wurde schließlich der ganze Bau abgerissen. Geblieben ist dem Architekten André Portier der Knickei-Ruhm, was ihn nicht gerade beglücken dürfte, ihm aber immerhin viele Interviews und Berichte eintrug. Heute bekommt er gute Aufträge, die Sache scheint ihm nicht wirklich geschadet zu haben. Offenbar ist das Format »Pleiten, Pech und Pannen« einfach zu beliebt und der Unterhaltungsgrößer als der Empörungswert. Dass die Londoner Fußgängerbrücke über die Themse, entworfen von Lord Norman Foster, über Jahre von niemandem benutzt werden konnte, weil sie zu sehr wackelte und sich einfach nicht stabilisieren lassen wollte, schien anfangs noch manche zu ärgern, am Ende überwog die Lust am Spott und die Verwunderung darüber, dass selbst der Perfektionist Foster manchmal etwas Unperfektes plant. So wird der Architekt von heute nicht als Held berühmt, nicht als der kühne Denker neuer Welten. Er wird berühmt, weil er an seiner eigenen Großartigkeit scheitert und zu einem von uns wird. Leute wie Frank Gehry oder Daniel Libeskind haben daraus gleich einen eigenen Stil gemacht. Schon als Neubauten sind ihre Häuser schräg und schief und halb zerfallen – Pisa-Effekt in Vollendung. **HANNO RAUTERBERG**

Das Grammy-Katzengold

Auf der Internetseite der *Los Angeles Times* findet man eine Liste der wichtigsten Preisverleihungen im amerikanischen Showbusiness. Es sind, eine Auswahl nur der allerglamourösesten, an die 200. Kalendarisch abrufbar – *»on the road to gold«.* Die jetzt verliehenen Grammys gehören darin natürlich zu den Top-Premium-Gold-Events. Nachrichtenagenturen sprechen vom »Oscar der Musikbranche«. 11 000 Lobbyisten der Musikindustrie, sogenannte Akademie-Mitglieder, stimmen bei dieser Veranstaltung darüber ab, was im vergangenen Jahr als bedeutend zu gelten hat. Beim Pop waren es dieses Mal die Dixie Chicks, die Red Hot Chili Peppers, die Nachwuchs-Country-Sängerin Carrie Underwood und Mary J. Blige.

Aber auch in der klassischen Musik werden Grammys verliehen, und von den Künstlern und Schallplattenfirmen mehr und mehr als höchstmögliche Auszeichnung bejubelt: Wer einen Grammy gewonnen hat, darf sich einen Klassik-Weltstar nennen. Demnach ist einer der bedeutendsten Dirigenten aller Zeiten der Kalifornier Michael Tilson Thomas. Mit den Grammys, die ihm bisher verliehen wurden, kann er sich einen Gartenzaun errichten. Die bedeutendsten lebenden Komponisten der letzten Jahre heißen Oswaldo Golijow, William Bolcom, John Adams und Dominick Argento. Und in den letzten 17 Jahren wurden 14-mal amerikanische Orchester als die besten gekürt. Als ob es die Wiener und die Berliner Philharmoniker und das Amsterdamer Concertgebouw nicht gäbe. Der Horizont der Grammy-Akademie endet eben im Osten in New York und im Westen in San Francisco. Europa scheint für sie nicht zu existieren.

Die Grammy-Preisvergabe hat deshalb mit den besten Klassik-CDs so viel gemeinsam wie ein Klingelton mit einer Symphonie. Trotzdem sind alle ganz aufgeregt, wenn die Nominierungen bekannt werden – und am Ende tatsächlich ein Grammy gönnerhaft über den großen Teich gereicht wird. In diesem Jahr ist (neben der Big Band des WDR) ein Stuttgarter Musikproduzent der Klassik-Held der Alten Welt. Andreas Neubronner hat nämlich die Schieberegler bei Michael Tilson Thomas bedient. Wir platzen vor Stolz! **CLAUS SPAHN**

DIE ZEIT

GRÜNDUNGSVERLEGER 1946–1995:
Gerd Bucerius †

HERAUSGEBER:
Dr. Marion Gräfin Dönhoff (1909–2002)
Helmut Schmidt
Dr. Josef Joffe
Dr. Michael Naumann

CHEFREDAKTEUR:
Giovanni di Lorenzo
STELLVERTRETENDE CHEFREDAKTEURE:
Matthias Naß
Bernd Ulrich
CHEFKORRESPONDENT: Dr. Gunter Hofmann
GESCHÄFTSFÜHRENDER REDAKTEUR:
Moritz Müller-Wirth
CHEF VOM DIENST: Iris Mainka (verantwortlich), Mark Spörrle

POLITIK: Martin Klingst (verantwortlich), Dr. Jochen Bittner, Andrea Böhm, Frank Drieschner, Dr. Florian Klenk, Matthias Krupa, Ulrich Ladurner, Patrik Schwarz, Michael Thumann (Koordination Außenpolitik)

DOSSIER: Hanns-Bruno Kammertöns (verantwortlich), Wolfgang Büscher (Autor), Roland Kirbach, Kerstin Kohlenberg

WIRTSCHAFT: Dr. Uwe J. Heuser (verantwortlich), Rüdiger Jungbluth (Koordination Unternehmen), Götz Hamann, Marie-Luise Hauch-Fleck, Dietmar H. Lamparter, Gunhild Lütge, Marcus Rohwetter, Dr. Kolja Rudzio, Arne Storn, Christian Tenbrock, Wolfgang Uchatius

WISSEN: Andreas Sentker (verantwortlich), Dr. Harro Albrecht, Dr. Ulrich Bahnsen, Christoph Drösser (Computer), Dr. Sabine Etzold, Ulrich Schnabel, Dr. Hans Schuh-Tschan (Wissenschaft), Martin Spiewak, Urs Willmann

FEUILLETON: Jens Jessen (verantwortlich), Thomas Assheuer, Evelyn Finger, Peter Kümmel, Katja Nicodemus, Dr. Hanno Rauterberg, Claus Spahn

KULTURREPORTER: Dr. Christof Siemes

LITERATUR: Ulrich Greiner (verantwortlich), Konrad Heidkamp (Kinderbuch), Dr. Susanne Mayer (Sachbuch), Iris Radisch (Belletristik), Dr. Elisabeth von Thadden (Sachbuch), Dr. Volker Ullrich (Politisches Buch)

LESERBRIEFE: Margrit Gerste (verantwortlich)

ZEIT-CHANCEN: Thomas Kerstan (verantwortlich), Julian Hans, Arnfrid Schenk

ZEITLÄUFTE: Benedikt Erenz (verantwortlich)

LEBEN: Christoph Amend (verantwortlich), Jörg Burger, Heike Faller, Dr. Wolfgang Lechner (besondere Aufgaben), Ilka Piepgras, Jürgen von Rutenberg, Adam Soboczynski, Henning Sußebach, Matthias Stolz

Gestaltung: Katja Kollmann

Bilder: Michael Biedowicz

Redaktion Leben: Dorotheenstraße 33, 10117 Berlin, Tel.: 030/59 00 48-7, Fax: 030/59 00 00 39; E-Mail: Leben@zeit.de

REISEN: Dorothée Stöbener (verantwortlich), Michael Allmaier, Dr. Monika Putschögl

REPORTER: Stephan Lebert (Koordination), Rainer Frenkel, Dr. Susanne Gaschke, Dr. Wolfgang Gehrmann, Christiane Grefe, Dr. Werner A. Perger, Jan Roß, Sabine Rückert, Michael Schwelien, Ulrich Stock (Leben), Dr. Stefan Willeke

POLITISCHER KORRESPONDENT: Prof. Dr. h. c. Robert Leicht

WIRTSCHAFTSPOLITISCHER KORRESPONDENT: Marc Brost (Berlin)

AUTOREN: Dr. Theo Sommer (Editor-at-Large), Dr. Dieter Buhl, Bartholomäus Grill, Dr. Thomas Groß, Nina Grunenberg, Wilfried Herz, Klaus Harpprecht, Gerhard Jörder, Dr. Petra Kipphoff, Tomas Niederberghaus, Christian Schmidt-Häuer, Jana Simon, Burkhard Straßmann, Dieter E. Zimmer

ART-DIRECTION: Dirk Merbach (verantwortlich), Haika Hinze, Klaus-D. Sieling (i. V.)
Dietmar Dänecke (Beilagen)

GESTALTUNG: Wolfgang Wiese (Koordination), Mirko Bosse, Mechthild Fortmann, Katrin Guddat, Delia Wilms

INFO-GRAFIK: Phoebe Arns, Gisela Breuer, Anne Gerdes, Wolfgang Sischke

BILDREDAKTION: Ellen Dietrich (verantwortlich), Florian Fritzsche, Jutta Schein, Gabriele Vorwerg

DOKUMENTATION: Uta Wagner (verantwortlich), Claus-H. Eggers, Dr. Kerstin Wilhelms, Mirjam Zimmer

KORREKTORAT: Mechthild Warmbier (verantwortlich)

HAUPTSTADTREDAKTION: Bernd Ulrich (verantwortlich), Christoph Dieckmann, Matthias Geis, Klaus Hartung, Tina Hildebrandt, Jörg Lau, Elisabeth Niejahr, Dr. Klaus-Peter Schmid, Dr. Thomas E. Schmidt (Kulturkorrespondent), Dr. Fritz Vorholz

Dorotheenstraße 33, 10117 Berlin, Tel.: 030/59 00 48-0, Fax: 030/59 00 00 40

FRANKFURTER REDAKTION: Robert von Heusinger, Eschersheimer Landstraße 50, 60322 Frankfurt am Main, Tel.: 069/24 24 49 62, Fax: 069/24 24 49 63, E-Mail: heusinger@zeit.de

DÜSSELDORFER REDAKTION: Jutta Hoffritz, Kasernenstr. 67, 40213 Düsseldorf, Tel.: 0211/887 27 50, Fax: 0211/887 97 27 50, E-Mail: hoffritz@zeit.de

EUROPA-REDAKTION: Petra Pinzler, 22, rue du Cornet, 1040 Brüssel, Tel.: 0032-2/230 30 82, Fax: 0032-2/230 64 98

PARISER REDAKTION: Dr. Michael Mönninger, 6, rue Saint Lazare, 75009 Paris, Tel.: 0033-1/47 20 49 27, Fax: 0033-1/47 20 84 21, E-Mail: moenninger@zeit.de

NEW YORKER REDAKTION: Thomas Fischermann, 55 South 3rd Street, Brooklyn 11211, New York, Tel.: 001-917/655 98 82, Fax: 001-925/871 57 23, E-Mail: fischermann@zeit.de

MOSKAUER REDAKTION: Johannes Voswinkel, Srednjaja Perejaslawskaja 14, Kw. 19, 129110 Moskau, Tel.: 007-495/680 03 85, Fax: 007-495/974 17 90

WASHINGTONER REDAKTION: Thomas Kleine-Brockhoff, 4515, 44th Street N. W., Washington, D. C. 20016, Tel.: 001-202/607 59 66, Fax: 001-775/490 46 65; E-Mail: Kleine-Brockhoff@zeit.de

ÖSTERREICH-SEITEN: Joachim Riedl, Alserstraße 26/6a, 1090 Wien, Tel.: 0043-664/426 93 79, E-Mail: Riedl@zeit.de

WEITERE AUSLANDSKORRESPONDENTEN: Georg Blume, Peking, Tel.: 0086-10/65 32 02 51/2, E-Mail: blume@vip.163.com; Gisela Dachs, Jerusalem, Fax: 00972-2/563 19 05, E-Mail: dachs@zeit.de; Dr. John F. Jungclaussen, London, Tel.: 0044-2077/29 64 02, E-Mail: jungclaussen@zeit.de; Reiner Luyken, Achiltibuie by Ullapool, Tel.: 0044-7802/50 04 97, E-Mail: luyken@zeit.de

ZEIT ONLINE GMBH: Gero von Randow (Chefredakteur), Steffen Richter (Stellv. Chefredakteur); Ludwig Greven (Textchef, Deutschland); Katharina Schuler (Büro Berlin); Alain-Xavier Wurst (Internationales); Karsten Polke-Majewski, Alexandra Endres (Wirtschaft/Finanzen); Kathrin Zinkant (Wissenschaft/Gesundheit); Wenke Husmann, Parvin Sadigh (Kultur und Gesellschaft); Ulrich Stock (Musik); Adrian Pohr (Multimedia); Karin Geil (Campus Online); Chris Köver, Carsten Lissmann (Zuender); Amélie Putzar (Leitung Grafik und Layout), Anne Fritsch, Nele Heitmeyer; Ulrich Dehne (Audience Manager), Julia Glossner; Anette Schweizer (Korrektorat, Reisethemen)

GESCHÄFTSFÜHRER: Dr. Rainer Esser

VERLAG UND REDAKTION:
Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG,
Buceriusstraße, Eingang Speersort 1, 20095 Hamburg
TELEFON: 040/32 80-0
FAX: 040/32 71 11
E-MAIL: DieZeit@zeit.de
ZEIT Online GmbH: www.zeit.de
© Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, Hamburg
VORSITZENDER DES AUFSICHTSRATS:
Michael Grabner
GESCHÄFTSFÜHRER:
Dr. Rainer Esser
VERLAGSLEITUNG:
Stefanie Hauer
VERTRIEB:
Jürgen Jacobs
PRESSE- UND ÖFFENTLICHKEITSARBEIT:
Silvie Rundel
HERSTELLUNG/SCHLUSSGRAFIK: Wolfgang Wagener (verantwortlich), Reinhard Bardoux, Helga Ernst, Oliver Nagel, Frank Siemienski, Birgit Vester, Lisa Wolk
DRUCK: Frankfurter Societäts-Druckerei GmbH, Kurhessenstr. 4–6, 64546 Mörfelden-Walldorf
Axel Springer AG, Kornkamp 11, 22926 Ahrensburg
Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt der Verlag keine Haftung.
ANZEIGEN: DIE ZEIT, Dr. Henrike Fröchling
Empfehlungsanzeigen: GWP media-marketing, Axel Kuhlmann
ANZEIGENSTRUKTUR:
Helmut Michaelis
Anzeigen: Preisliste Nr. 52 vom 1. Januar 2007
MAGAZINE UND NEUE GESCHÄFTSFELDER:
Sandra Kreft
PROJEKTREISEN:
Bernd Loppow
BANKVERBINDUNGEN:
Commerzbank Stuttgart, Konto-Nr. 525 52 52, BLZ 600 400 71
Postbank Hamburg, Konto-Nr. 129 00 02 07, BLZ 200 100 20
BÖRSENPFLICHTBLATT:
An allen acht deutschen Wertpapierbörsen

ZEIT-LESERSERVICE

LESERBRIEFE
Zeitverlag Gerd Bucerius GmbH & Co. KG, 20079 Hamburg
Fax: 040/32 80-404;
E-Mail: leserbriefe@zeit.de

ARTIKELABFRAGE AUS DEM ARCHIV
Fax: 040/32 80-404;
E-Mail: archiv@zeit.de

ABONNEMENT
Jahresabonnement € 149,76;
für Studenten € 98,80 (inkl. ZEIT Campus); Lieferung frei Haus
Schriftlicher Bestellservice: ZEIT, 20080 Hamburg
Abonnentenservice:
Telefon: 0180-525 29 09*
Fax: 0180-525 29 08*
E-Mail: abo@zeit.de
* 0,14 €/Min. aus dem deutschen Festnetz

ABONNEMENT ÖSTERREICH
DIE ZEIT; Kundenservice
Postfach 5; 6960 Wolfurt
Telefon: 0820/00 10 85
Fax: 0820/00 10 86
E-Mail: die-zeit@abo-service.at

ABONNEMENT SCHWEIZ
DIE ZEIT; Kundenservice
Postfach; 6002 Luzern
Telefon: 041/329 22 15
Fax: 041/329 22 04
E-Mail: die-zeit@leserservice.ch

ABONNEMENT RESTLICHES AUSLAND
DIE ZEIT; Kundenservice
Postfach; 6002 Luzern/Schweiz
Telefon: 0041-41/329 22 80
Fax: 0041-41/329 22 04
E-Mail: die-zeit@leserservice.ch

ABONNEMENT KANADA
Anschrift: German Canadian News
25–29 Coldwater Road Toronto, Ontario, M331Y8
Telefon: 001-416/391 41 92
Fax: 001-416/391 41 94
E-Mail: info@gcnews.ca

ABONNEMENT USA
DIE ZEIT (USPS No. 0014259) is published weekly by Zeitverlag. Subscription price for the USA is $ 220.00 per annum. K.O.P.: German Language Pub., 153 S Dean St., Englewood NJ 07631. Periodicals postage is paid at Englewood NJ 07631 and additional mailing offices. Postmaster: Send address changes to: DIE ZEIT, GLP, PO Box 9868, Englewood NJ 07631
Telefon: 001-201/871 10 10
Fax: 001-201/871 08 70
E-Mail: subscribe@glpnews.com

EINZELVERKAUFSPREIS DEUTSCHLAND: € 3,20

AUSLAND: Dänemark DKR 38,00; Finnland € 5,80; Norwegen NOK 45,00; Schweden SEK 47,00; Belgien € 3,90; Frankreich € 4,30; Großbritannien £ 3.40; Niederlande € 3,90; Luxemburg € 3,90; Österreich € 3,60; Schweiz CHF 6,00; Griechenland € 5,00; Italien € 4,30; Spanien € 4,30; Kanarische Inseln € 4,50; Tschechische Republik CZK 160,00; Ungarn HUF 1145,00

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.45 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 46
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

SECHS FRAGEN ZUR KUNST

Foto (Ausschnitt): Andrea Stappert

Was fehlt Ihnen, Frau Hoffmann?

Mir fehlt vor allem die Zeit, all das zu tun oder auszuführen, was ich vorhabe – und um gleichzeitig neue aufregende Ideen von außerhalb wahrzunehmen.

Was haben Sie als Kind gesammelt?
Knöpfe, Muscheln, Briefmarken, Bücher.

Ihr Sofabild?
Ein Sofabild habe ich zurzeit nicht. Doch über dem Kamin ist *The Weight of the Sky* von Matthew Ritchie installiert.

Der meistüberschätzte Künstler?
Die Künstler der sogenannten Leipziger Schule halte ich für allgemein überschätzt – nur weil sie eine konventionelle Maltechnik beherrschen.

Der meistunterschätzte Künstler?
Kein Kommentar.

Ihr Traummuseum?
Mein Traummuseum wäre eines, in dem man Ruhe und Zeit zum Betrachten hätte, Tageslicht, schattenlose Räume und unverglaste Gemälde. Und das Wachpersonal in einfarbiger Kleidung.

Erika Hoffmann sammelt zeitgenössische Kunst. Ihre Berliner Sammlung öffnet sie jeden Samstag für Besucher

Ein Star im ersten Semester

Jedes Jahr zeigen Kunststudenten ihre neuen Arbeiten. Sollen sie mit ihnen auch handeln? **VON TOBIAS TIMM**

Wenn Journalisten einen Aneignungstumult beschreiben wollen, dann greifen sie gern zum Bild vom Schlussverkauf im Kaufhaus. Vergangene Woche ging es in der nicht allzu geräumigen Galerie der Leipziger Hochschule für Grafik und Buchkunst (HGB) schlimmer als im Kaufhaus zu. Hunderte von Leipziger Bürgern und Angereiste drängelten sich dort vor einer Ausstellungswand, rissen eine Absperrkordel nieder, riefen laut, reckten die Arme, schnipsten mit den Fingern, und das stundenlang.

Die Leute wollten Kunst. Und die Leute wollten sie nicht nur ansehen, sie wollten sie haben. An der Wand hingen 359 kleine, in Klarsichtfolien eingetütete Bilder, jedes von einem Studenten oder Professor der Schule gemalt, jedes zu 30 Euro. »Die Leipziger Schule zum Mitnehmen« hieß die Werbeaktion zum »Rundgang«, einer Art Leistungsschau am Ende des Semesters; die Einnahmen gehen an die Studenten, am Ende zählte der Kassierer telefonbuchdicke 50-Euro-Bündel. Welches Bild nun von wem stammte, das wurde erst Tage nach der Verkaufsaktion verraten. Da zu den Professoren auch der ehemalige HGB-Schüler Neo Rauch gehört, hofften ganz viele, ein Schnäppchen zu machen: einen echten Rauch für 30 Euro!

Der, den sie sich aneignen wollten, zog sich derweil oben unter das Dach der Schule zurück, dorthin, wo sich die Ateliers seiner Klasse für Malerei und Grafik befinden. Am liebsten würde Rauch nicht nur sich selbst verstecken, sondern auch seine Studenten. Die sollen ungestört üben, sagt er. Rauch ist kein Freund des Rundgangs, wenn es nach ihm ginge, würden die Studenten erst zum Diplom ihre Arbeiten öffentlich präsentieren. Davor? »Fünf Jahre den Deckel drauf.« Doch das funktioniert nicht. Rauchs Ruhm und die hohen Preise, die seine Bilder erzielen, haben zweifelhafte Galeristen auf den Plan gerufen. Sie tauchen in seiner Klasse auf und wollen den Schülern Bilder abkaufen, um von der Konjunktur der Leipziger zu profitieren. Da preist dann ein Kunsthändler ein nach Meinung des Lehrers völlig misslungenes Bild als »wunderbar!« und bestellt beim Schüler gleich noch mehr »in der Art«. Pädagogisch sinnvoll sei das wohl nicht. Auch an anderen Akademien wie dem Städel in Frankfurt spielen sich solche Szenen ab. Aber sollten die Schulen nicht ein Hort des spielerischen Ausprobierens sein? Wer dort zu früh mit kommerziellem Erfolg belohnt werde, so die Angst mancher Lehrer, der entwickle eher eine Masche als eine Position. Andererseits, so Timm Rautert, Professor der Leipziger Fotoklasse, könne man im Studium auch nicht so tun, als ob man als Künstler später kein Geld verdienen müsse. Die Akademie solle die Schüler auch auf den Markt vorbereiten, damit sie besser mit dessen Widrigkeiten umgehen können. Einige seiner derzeitigen und ehemaligen Meisterschüler dürfen jetzt ihre Arbeiten in der Galerie Eigen+Art ausstellen.

Deren Galerist Gerd Harry Lybke, der neben Neo Rauch auch andere Ex-HGB-Schüler wie Tim Eitel und Matthias Weischer vertritt, verpflichtet grundsätzlich keine Studenten vor ihrem Diplom. Aber er beobachtet sie – und gibt ihnen dann auch gern einen Ratschlag: Sie müssten herausfinden, ob sie schlechte oder gute Künstler seien. Ein guter Künstler solle seine Bilder lieber zurückhalten – er könne sie in ein paar Jahren für mehr Geld verkaufen. Ein schlechter Künstler aber solle sich ruhig um den Verkauf kümmern und vom Hype profitieren. Denn vielleicht ist für den schlechten Künstler die Anwesenheit in der berühmten Schule die letzte Möglichkeit, mit Kunst ein wenig Geld zu verdienen.

Und wer hat nun am Ende den Jackpot geknackt? Welches Bild war das von Neo Rauch? Gar keins, sagt er. Sein Galerist habe ihm die Teilnahme verboten.

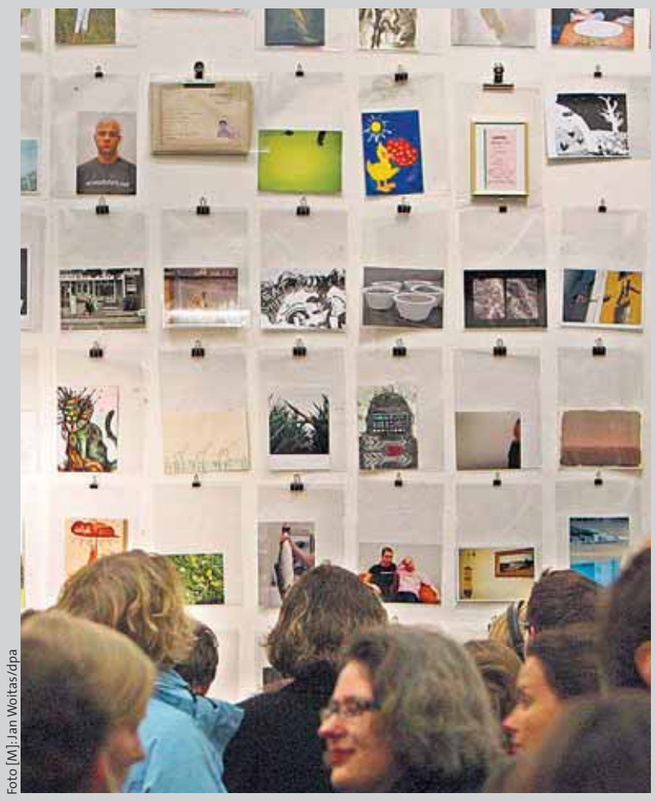


Foto (M): Jan Woitas/dpa

Leipziger Studenten und Professoren boten 359 **NICHT SIGNIERTE** Arbeiten zum Verkauf an. Preis pro Stück: 30 Euro. Die Kaufwilligen mussten von Wachmännern zurückgedrängt werden

»SCHMIEREREIEN« JETZT NOCH TEURER

Berliner Banausen

Bei den Frühjahrsauktionen vergangene Woche in London erzielten Werke zeitgenössischer Künstler neue Rekordpreise. Nun soll Peter Doig der teuerste lebende Künstler aus Europa sein, 8,5 Millionen Euro zahlte jemand für ein Gemälde. Solche Meldungen sorgen derzeit kaum für Aufsehen, zu schnell werden die Rekorde wieder gebrochen. Ein Höchstpreis erregte jedoch Aufmerksamkeit: Die Arbeit *Bombing Middle England* des Briten Banksy ging für 150 000 Euro weg. Die wahre Identität dieses Künstlers ist nur wenigen bekannt, Banksy hält sich bedeckt, denn er arbeitet nicht nur im Atelier, er schleicht auch durch den öffentlichen Raum und sprüht seine Kunst mit Hilfe von Schablonen an Wände, natürlich ohne vorher eine Erlaubnis einzuholen. Prominente wie Angelina Jolie sammeln jetzt Banksy. Berliner Polizisten entpuppten sich hingegen als Kunstbanausen. Vor gut drei Jahren besuchte Großmeister Banksy die Hauptstadt, um an einer Graffiti-Ausstellung teilzunehmen. Mit gezückter Pistole nahmen sie ihn fest, weil er seine Kunst auch hier an Mauern gesprüht hatte. Die Graffiti waren rasch übermalt. Vielleicht sollte Kulturbürgermeister Wowereit nun Restauratorenteams losschicken. Ein paar wiedergefundene Banksys könnten den Kulturetat aufstocken helfen. **TOBIAS TIMM**

AUFGERUFEN

Für manchen Sammler hat Kunst einen ganz alltäglichen Gebrauchswert. Einer wichtigen New Yorker Sammlerin dienen Andy Warhols berühmte Brillo-Kisten als Sofatische. Andere benutzen Donald Judds Skulpturen als Bücherregal. Am 27. Februar wird nun dieser **»Schlitten«** von **Joseph Beuys** bei Phillips de Pury in New York versteigert (Taxe: 60 000 bis 80 000 Dollar). Auch wenn er mit einer Filzdecke und einer Taschenlampe ausgestattet ist, sollte man ihn aus konservatorischen Gründen besser nicht mit auf die Gletschertour nehmen. Nicht jeder Schlitten ist ein Kunstwerk. Dieser schon.

Foto: Phillips de Pury & Company/VG Bild-Kunst, Bonn, 2007

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.46 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Abb.: A.v.Menzel »Flötenkonzert Friedrichs des Großen in Sanssouci«; Öl auf Leinwand (im Hintergrund Wilhlmine von Bayreuth); Nationalgalerie Berlin; © akg-images

Das doppelte Preußen

Glänzend erzählt, gerecht im Urteil: Christopher Clarks Meisterwerk über den Hohenzollernstaat **VON VOLKER ULLRICH**

FLÖTENKONZERT Friedrichs II. – Gemälde von Adolph von Menzel (1850/52)

Vor sechzig Jahren, am 25. Februar 1947, ordnete der Alliierte Kontrollrat in Berlin an: »Der Staat Preußen, der seit jeher Träger des Militarismus und der Reaktion in Deutschland gewesen ist, hat in Wirklichkeit zu bestehen aufgehört.« Hinter dieser Entscheidung stand die Überzeugung, dass der Ursprung des Nationalsozialismus im Preußentum zu suchen sei und mit dem einen auch das andere ausgelöscht werden müsse.

Nimmt man nun das Buch *Preußen* von Christopher Clark (in England 2006 unter dem Titel *Iron Kingdom* erschienen) zur Hand, so kann man überhaupt erst ermessen, wie sehr sich das Bild gewandelt hat. Von pauschaler Preußenverdammung ist hier nichts mehr zu spüren; stattdessen herrscht das fast angestrengte Bemühen, dem Hohenzollernstaat Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Natürlich – so stellt der britische Historiker australischer Herkunft einleitend klar – müsse man fragen, wieweit Preußen für die Katastrophen der deutschen Geschichte im 20. Jahrhundert haftbar zu machen sei. Doch dürfe der Blick nicht auf 1933, auch nicht auf 1871 verengt werden. »Die Wahrheit ist, dass Preußen ein europäischer Staat war, lange bevor es ein deutscher wurde. Deutschland war nicht die Erfüllung Preußens, sondern sein Verderben.«

Wie erklärt sich, dass Brandenburg, jenes Land rings um Berlin mit seinen sandigen Böden und bescheidenen Ressourcen, zum Kerngebiet eines mächtigen Staates werden konnte? Christopher Clark führt dies vor allem zurück auf die Umsicht der Kurfürsten (seit 1701 Könige) aus dem Hause Hohenzollern, die durch geschickte Pendeldiplomatie und kluge Heiratspolitik ihren Herrschaftsbereich schrittweise ausdehnen und entlegene Gebiete im Westen, am Rhein, wie auch im Osten – das Herzogtum Preußen – erwerben konnten. Der Autor präsentiert den Aufstieg Brandenburg-Preußens zur europäischen Großmacht allerdings nicht als gradlinige Erfolgsgeschichte, sondern als einen widerspruchsvollen Prozess, in dessen Verlauf »sich Phasen frühreifer Stärke mit Phasen gefährlicher Schwäche abwechselten«.

Mehrfach stand das Land am Rande des Abgrunds – so während des Dreißigjährigen Krieges, als marodierende Truppen über den ungeschützten Binnenstaat herfielen und ihn verwüsteten. So während des Siebenjährigen Krieges, als Friedrich II. (»der Große«) einer scheinbar übermächtigen Koalition nur trotzen und das Österreich geraubte Schlesien behalten konnte, weil Russland am Ende aus der Front der Gegner ausscherte – das berühmte »Mirakel des Hauses Brandenburg«. So schließlich 1806, als Napoleon den Preußen bei Jena und Auerstedt eine vernichtende Niederlage beibrachte und den besiegten Staat im anschließenden Frieden von Tilsit auf die Kerngebiete östlich der Elbe reduzierte. All diese Katastrophen hätten, so Clark, »ein bleibendes Gefühl der Verwundbarkeit« hinterlassen, »das die politische Kultur Preußens zutiefst geprägt hat«.

Darauf führt der Autor eines der Hauptcharakteristika Preußens zurück – die Schaffung einer überdimensionierten Streitmacht. 1640, zu Beginn der Regierungszeit des »Großen Kurfürsten«, zählte das brandenburgische Heer 3000 Soldaten; 1786, beim Tode Friedrichs des Großen, war die Zahl auf 195 000 gestiegen. Preußen rangierte, was Bevölkerung und Fläche anging, auf Platz dreizehn beziehungsweise zehn in Europa, leistete sich aber die drittgrößte Armee. Es war nicht Mirabeau (wie immer wieder behauptet wird), sondern Georg Heinrich Berenhorst, ein Adjutant Friedrichs, der damals bemerkte, Preußen sei kein Land, das sich eine Armee, sondern eine Armee, die sich ein Land geschaffen habe, »in welchem sie gleichsam nur einquartiert steht«.

Von der Existenz eines militarisierten Staates haben Sozialhistoriker zumeist umstandslos auf die Existenz einer militarisierten Gesellschaft geschlossen. Clark urteilt, was diesen Zusammenhang betrifft, zurückhaltender. Er zeigt, dass die soziale Wirklichkeit auf dem flachen Land im 18. und 19. Jahrhundert vielschichtig war, jedenfalls im Begriff der Untertanengesellschaft nicht aufgeht, und dass sich selbst in den Garnisonsstädten der Einfluss der Militärs in Grenzen hielt.

Das ist überhaupt eine Spezialität des Autors: Er stellt gängige Lesarten infrage und räumt mit manchen Legenden auf. So widerspricht er auch der auf den preußischen Verfassungshistoriker Otto Hintze zurückgehenden Auffassung, dass unter der Regierung des »Soldatenkönigs« Friedrich Wilhelm I. der Absolutismus vollendet, das heißt Preußen zu einem einheitlichen Staat mit einer starken Zentralverwaltung zusammengeschweißt worden sei. »Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein gab es viele preußische Gebiete, in denen das Vorhandensein des Staates kaum spürbar war.«

Deutlich aufgehellt wird das Bild der preußischen »Junker«, also jener Landadligen in den ostelbischen Regionen, die in der preußenkritischen Literatur zumeist als tyrannische, ihre Leibeigenen knechtende Lokalfürsten ihr Unwesen treiben. Nicht dass dieses Bild ganz falsch wäre, aber es ist eben auch nicht ganz richtig, und Clark setzt hier einige korrigierende Akzente, ohne seinerseits der Gefahr der Apologie zu erliegen.

Nur ganz selten einmal hat man den Eindruck, dass der Autor in seinem Bemühen um Gerechtigkeit das Verständnis zu weit treibt – so etwa, wenn er den Überfall Friedrichs II. auf Schlesien 1740 mit der Bemerkung kommentiert, diese Aktion nehme sich »im Kontext der zeitgenössischen Machtpolitik … alles andere als außergewöhnlich« aus. Tatsächlich jedoch war das Risiko extrem hoch; der Preußenkönig spielte va banque und begründete damit eine Tradition in der preußisch-deutschen Geschichte, die katastrophenträchtig war.

Insgesamt aber werden Nachteile und Vorzüge, Schatten- und Lichtseiten sorgfältig gegeneinander abgewogen. Preußen erscheint als ein Staat, der auf Expansion angelegt war, in dem die Militärs eine Sonderrolle spielten und »Sekundärtugenden« wie Disziplin und Gehorsam in hohem Ansehen standen; zugleich aber auch als ein Hort zumindest konfessioneller Toleranz, zeitweise gar als ein Ort der Aufklärung mit einer relativ offenen Diskussionskultur und einem fortschrittlichen Bildungssystem, das zum Vorbild für andere Länder wurde. Es sind diese beiden Gesichter Preußens, die uns hier immer wieder unvermittelt gegenübertreten. Zusammen ergeben sie ein faszinierendes, mitunter auch irritierendes Ensemble.

Einmal scheint Christopher Clark freilich einem beliebten Klischee aufzusitzen. *In Deutschland aufgegangen* lautet die Überschrift zu Kapitel 16, in dem die Entwicklung nach der Gründung des kleindeutschen Nationalstaats von 1871 geschildert wird. Von einem Aufgehen Preußens im Reich kann jedoch, wie der Autor selbst deutlich macht, keine Rede sein. Und zwar nicht nur deshalb, weil Preußen als weitaus größter Bundesstaat eine durch die Verfassung garantierte Hegemonie ausübte, sondern auch, weil es die politische Kultur des Kaiserreichs nachhaltig prägte, oder besser: deformierte. Die extrakonstitutionelle Stellung der Armee blieb unangetastet – »Preußens verhängnisvollstes Vermächtnis für das neue Deutschland«, so Clark. Und auch die preußischen Junker und ihre

Fortsetzung *auf Seite 48*

LUCHS 240

Jürg Schubiger und Eva Muggenthaler und ihr wunderbares Bilderbuch gegen die Kinderangst im Dunkeln
Von Jens Thiele **Seite 49**

Das stille Mädchen

Geschichte eines Titelbildes

Der letztes Jahr in Dänemark und jetzt bei uns erschienene neue Roman von Peter Høeg ist auch hier zumeist verrissen worden, wie vorher schon von den dänischen Rezensenten. Dennoch hat das Buch rasch die Bestsellerliste erklommen. Nun ist es immerhin möglich, dass die Kritiker allesamt irren. Die Literaturgeschichte kennt nicht wenige Beispiele dafür. Sicher ist aber, dass das Umschlagbild des Romans *Das stille Mädchen* alle Augen auf sich zieht, vielleicht sogar die eigentliche Ursache seines Erfolgs ist.

Das Mädchen blickt frontal auf den Betrachter, und diesem Blick kann er sich kaum entziehen. Denn so schön das Gesicht auch ist – die hohe Stirn, der kleine, sinnliche Mund, die frischen, vollen Wangen –, es wirkt ausgesprochen finster, wenn nicht bedrohlich. Die großen dunklen Augen schauen durch den Betrachter hindurch, sie sind abweisend und zugleich wie abwesend. Es ist, als hätte sich das Kind entschlossen, sein Geheimnis niemals preiszugeben. Zu den »unschuldigen Kindern«, von denen formelhaft geredet wird, gehört es sicherlich nicht.

Dieses neunjährige Mädchen, so schreibt seine Malerin Marie Bashkirtseff 1882 in ihr Tagebuch, sei »sehr hübsch und sehr unsympathisch« gewesen. Das Gemälde zählt zu jenen Bildern, mit denen sie damals in Paris Aufmerksamkeit errang, und es ist gut möglich, dass aus ihr eine große Malerin geworden wäre, wäre sie nicht im Alter von 25 Jahren an Schwindsucht gestorben. Maria Konstantinowna Baschkirzewa (so ihr ursprünglicher Name) entstammte einer adligen Familie aus der Ukraine und verbrachte den größten Teil ihres Lebens in Nizza und Paris. Ihr Tagebuch erlangte bald nach ihrem Tod Berühmtheit. Es verriet eine hohe, frühreife Intelligenz, eine heftige Sinnlichkeit und Lebenslust. Sie brannte nach Ruhm und Erfolg, und sie rebellierte gegen die Rolle der Frau. »Ich weiß, dass ich jemand werden könnte, aber mit Röcken, wohin soll man da gelangen?«, schrieb sie 1878. Und im zarten Alter von 16 Jahren notierte sie: »Mein Körper ist von großer Schönheit, mein Gesicht von annehmbarer, und ich besitze genug Kenntnisse, um zu wissen, wie viele mir noch fehlen. Ich bestehe nur aus Ehrgeiz. Das reicht aus, um ins Nichts abzustürzen oder in den Himmel emporzusteigen.«

Heute ist Marie Bashkirtseff fast vergessen. Das Bild, das der Grafiker Peter-Andreas Hassiepen für den Hanser Verlag gefunden hat, erinnert uns an sie. Und es erinnert uns daran, dass Bücher nicht nur aus ihrem Text bestehen. Unsere Leseerlebnisse sind oft mit einem ganz bestimmten Umschlagbild verbunden. Jeder Leser hat solche Bilder im Kopf, er sieht Tom Sawyer, Anna Karenina und Oliver Twist ganz deutlich vor sich, weil sich ihm irgendeine Illustration aus der Leihbücherei eingeprägt hat. Welche Zukunft auch immer dem Roman von Peter Høeg beschieden sein mag: Wir wissen nun, wie das stille Mädchen aussieht. **ULRICH GREINER**

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 48
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Geniale Buchstabenfluten

Erik Orsenna lässt sich vom Golfstrom und von der Fantasie um die Welt treiben **VON HANS-VOLKMAR FINDEISEN**

Stirbt er nun oder nicht? Die Rede ist vom Golfstrom, der vom sonnigen Florida zu den schroffen Fjorden Norwegens strömt. Ihn, der uns wärmt wie eine Zentralheizung, lieben und loben wir. Aber wie lange noch? Da hat es in jüngster Zeit einige Zweifel gegeben. Käme es zum Super-GAU, wäre nicht nur das segensreiche Schaffen der Scottish Rhododendron Society infrage gestellt. Erik Orsenna, Ökonom und Philosoph, einst Kulturberater des französischen Ministerpräsidenten François Mitterrand und preisgekrönter Reporter, lässt in seinem kleinen Buches zum großen Golfstrom das Ende offen. Stürbe der Strom, dann erschiene dies im Angesicht der langen Perioden der Klimageschichte nur wie ein kurzes Stottern des Schiffsmotors. Kein Menetekel. Nirgends.

Den Golfstrom, so erfährt man, gibt es ohnedies nicht, nur ein großes Ensemble von Strömungen. Der Fluss im Meer ist organisiert wie ein riesiger Theaterboden. Sonne, Mond, Winde, Eis treiben seine Mechanik und inszenieren ein schwer zu durchschauendes Wechselspiel von Strömen, Gegenströmen und Wirbeln am Rande. Ein ausnehmend gebildeter Mensch, auf allen Hochzeiten der Wissenschaftsgeschichte tanzend, stimmt da sein Lobesliedchen an. Und wie Martin Heidegger das philosophische Werk in die Form einer Bergwanderung kleidete und versteckte, so hat Orsenna sein Wissen in 45 kleine, höchst eigenwillige Wasser-Wirbel portioniert und sich der Strömung in immer neuen Anläufen zu nähern versucht. Alles da, von Aal bis Zyklon, wie auf den Gelben Seiten der Telekom.

Er ist selbst so ein Wirbelwind, gebürtiger Bretone und Kind einer Meereslandschaft, wo die Großmütter den Enkel das Faszinosum dieser Strömung gleich einer Religion von Kindesbeinen an nahebrachte. Nun macht sich der bald Sechzigjährige daran, dem nachzuforschen. Dazu reist er viel herum und profitiert vom Orsenna-Netz der vielen wissenschaftlicher Kontakte. Im großen Teich der Fachwissenschaften tummeln sich schrullige und skurrile Fische. Das Besuchsprogramm kennt man aus den Schreibwerkstätten meist amerikanischer *Mare*-Bestsellerautoren.

Er fährt herum, und alles ist wieder da: die Stadt Å auf den Lofoten, ein Argonauten-Klub, Albert I. von Monaco, der verkannte Ozeanograf und so fort bis hin zum famosen WHOI, der Woods Hole Oceanographic Institution, dem Heiligen Stuhl der Meereskundler. Hier steigt Sokrates aus den Buchstabenfluten, dort Jules Vernes oder Henri Cartier-Bresson, der alte Freund. Selbst das maoistisch-psychoanalytische Enfant terrible Jacques Lacan darf mit an Bord.

Nicht eine närrische These ist das Ziel, sondern allein der Weg. Die Schaumkronen der Kapitelchen verlaufen sich stets in einem offenen Schluss. Für den einen mag das weise und erfrischend unprätentiös wirken. Der andere mag sich bisweilen wie ein Schiffbrüchiger auf offener See treiben sehen. Aber diese vermeintliche Schwäche ist gewollt. Zwischen den Zeilen erspürt der Leser eine Welt-Anschauung. Hinter dem maritimen Branchenbuch lauert immer auch ein Schuss Metaphorik und Ideologie.

In diesem Falle auch ein fast vergessener Bekannter. In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts war er jung und revolutionär. Die Ergebnisse von Ozeanografie und Meeresbiologie dienten Charles Darwin als Unterpfand für ein neues Weltbild und eine alternative, »natürliche« Schöpfungsgeschichte. Sie bürgten für eine neue Lebensphilosophie, den Monismus, das heißt die Überzeugung, dass die Materie beseelt und Mensch, Kultur und Natur alle im großen Strom des Lebendigen verschwimmen. So besehen, müsste Herr/Frau Golfstrom eigentlich auch uns loben. Selbst die erwähnte Stadt Å tritt als eine auf, »die zu danken versteht«. Die Gaia-Theorien, populär in den siebziger Jahren, lassen grüßen. Logisch, dass es da eine Ursache-Wirkungs-Kette, welche die Golfstrom-Zentralheizung auf null zurückspringen lässt, nicht geben kann.

Schon den Lebensreformern und Naturfreunden um 1900 war die asiatische Philosophie von Yin und Yang, Feng und Shui die liebste Freundin. Auch Orsenna lässt sich von ihr fortreißen und findet Trost selbst für Daheimgebliebene. Das Spiel der Gegensätze, der Gezeitenhub der belebten Materie, lassen sie sich wie im Aquarium nicht auch zu Hause in Paris, Neumünster, Chemnitz oder Biberach verfolgen? Wo? In der Fußgängerzone! Wenn die Masse Mensch zum Shopping aufbricht.

Solche Gedankenreisen sind, wohlverstanden, ganz legitim. Die Metapher von der Welt als großem Netzwerk auch. Obwohl »das Knotenknüpfen«, wie Lacans Beispiel lehrt und Orsenna mahnt, »schnell zu Besessenheit« führen kann. Doch es lohnt sich, mit offenen See-Karten zu spielen. Die Expedition in die wieder modisch gewordene Tiefsee fördert nicht nur Neues zutage. Im Schleppnetz der Weltbilder treibt Darwin, und zwar von A bis Z.

Erik Orsenna: Lob des Golfstroms
C. H. Beck, München 2006; 239 S., 17,90 €

BUCH IM GESPRÄCH

Eklatanter Verstoß gegen das Sittengesetz

Eben ist in England und in den USA die Übersetzung von Jörg Friedrichs *Der Brand* erschienen. Das Buch über die Bombardierung deutscher Städte durch die Alliierten löste – wie vor fünf Jahren in der Bundesrepublik – auch in England und in den USA heftige Reaktionen aus. Das liegt nicht an den Fakten, die Friedrich präsentiert. Diese sind längst bekannt und auch in der angelsächsischen Forschung detailliert dargestellt worden. Friedrich provoziert hier wie dort mit seiner zwischen Larmoyanz, Pathos und Kitsch changierenden Sprache und seinen abstrusen Vergleichen zwischen Bombenkrieg und Holocaust.

Die Reaktionen in England verdanken sich aber auch einem Tabu. Die britische Gesellschaft verweigert sich immer noch einer Debatte darüber, ob die Flächenbombardements der Alliierten gegen Deutschland und Japan militärisch notwendig und moralisch gerechtfertigt waren. Der englische Philosoph und Publizist Anthony C. Grayling spitzt dieses Problem zur Frage zu: *Waren die alliierten Bombenangriffe Kriegsverbrechen?* – so der Untertitel seines Buches *Die toten Städte.*

Der Autor begnügt sich nicht mit apologetischen Thesen, sondern wägt Argumente und Gegenargumente sorgfältig gegeneinander ab. Er kommt zum Ergebnis, dass die Flächenbombardements gegen deutsche Städte wie die Atombombenabwürfe in Japan keine Kriegsverbrechen waren, weil es damals keine völkerrechtliche Norm gab, die diese Form der Kriegführung sanktionierte. Es habe sich bei diesen Bombardements jedoch um »Verbrechen im moralischen Sinne« gehandelt, um einen »eklatanten Verstoß gegen das Sittengesetz«.

Indizien dafür liefern die Verantwortlichen selbst. Die beiden Premierminister – Neville Chamberlain und Winston Churchill – wussten, was sie taten. Der erste erklärte 1938: Es »verstößt gegen das Völkerrecht, Zivilpersonen als solche zu bombardieren«. Grayling zeigt, wie dieser Maßstab im Laufe des Krieges durch die »Eigendynamik«, die Arthur Harris' Bomber Command entfaltete, förmlich aufgerieben wurde. In der Regierung wie in den militärischen Stäben gab es Einwände gegen Flächenbombardements. Kurz vor Kriegsende räumte Churchill ein, »dass wir uns stärker auf militärische Ziele konzentrieren« sollten, etwa auf »Treibstoffwerke und Nachschublinien hinter der Front, statt auf bloße Akte des Terrors und der mutwilligen Zerstörung«.

Mit Akribie und historischer Detailkenntnis entzieht Grayling allen Argumenten, mit denen die Flächenbombardements gerechtfertigt wurden und werden, den Boden. Entgegen der landläufigen Meinung haben die Bombardements den Durchhaltewillen der deutschen Bevölkerung ebenso wenig gebrochen wie den der deutschen Frontsoldaten. Rüstungsindustrie und Verkehrsinfrastruktur wurden erst in den letzten Kriegsmonaten entscheidend beschädigt. Was die politische Verantwortung und die moralische Schuld betrifft, kommt erschwerend hinzu, dass die Flächenbombardements in Deutschland intensiviert und der Atomschläge zu einem Zeitpunkt geführt wurden, als der Krieg längst entschieden war. Beide Formen der Kriegführung waren 1944/45 militärisch »unnötig«, »unverhältnismäßig« und »moralisch verwerflich« vor dem Hintergrund der Diskussion über »moralisch statthafte Kriegshandlungen« – das *ius in bello* (»Recht im Krieg«) – seit Hugo Grotius und Immanuel Kant.

Für Grayling führten die angelsächsischen und sowjetischen Alliierten einen »gerechten Krieg« gegen »verbrecherische Feinde«, aber die Sieger »sanken in einigen wichtigen Aspekten moralisch genauso tief wie ihre Gegner«. Er setzt Alliierte und Achsenmächte damit nicht gleich und will deren Verbrechen auch nicht gegeneinander aufrechnen, sondern eine überfällige und weltweit aktuelle Debatte über erlaubte und verwerfliche Kriegführung anstoßen. **RUDOLF WALTHER**

Anthony C. Grayling: Die toten Städte
Waren die alliierten Bombenangriffe Kriegsverbrechen?; aus dem Englischen von Thorsten Schmidt; Bertelsmann Verlag, München 2007; 414 S., 22,95 €

Das doppelte Preußen

Fortsetzung *von Seite 47*

konservativen Verbündeten konnten, dank des schreiend ungerechten Dreiklassenwahlrechts, ihre Machtpositionen behaupten.

Mit dem schmählichen Abgang des letzten Hohenzollernherrschers Wilhelm II. im November 1918 war die Geschichte Preußens nicht beendet. Im Gegenteil, gerade in der Weimarer Republik zeigte sie sich noch einmal in ihrer ganzen Ambivalenz: Einerseits entwickelte sich Preußen unter der Regierung des Sozialdemokraten Otto Braun zu einem »Bollwerk der Demokratie«; andererseits verharrten die ihrer politischen Privilegien beraubten alten preußischen Machteliten in feindseliger Distanz zur Republik, und sie waren es auch, die mit dem Staatsstreich gegen Preußen vom 20. Juli 1932 Hitler den Weg an die Macht ebneten. »In gewisser Weise könnte man also sagen«, bilanziert der Autor, »dass am 20. Juli 1932 das alte Preußen das neue zerstörte.«

Das Doppelgesicht Preußens – es begegnet uns auch noch nach 1933. Viele Mitglieder aus preußischen Adelsfamilien schlossen sich der NSDAP an und unterstützten als Offiziere oder Diplomaten die verbrecherische Politik Hitlers. Umgekehrt trugen nicht wenige Exponenten des Widerstands klangvolle preußische Namen – so Helmuth James von Moltke und Peter Yorck von Wartenburg, die führenden Männer des Kreisauer Kreises.

Christopher Clarks Buch besticht nicht nur durch die souveräne Beherrschung einer ungeheuren Masse an Quellen und Literatur, sondern auch durch die Vielfalt der Methoden und Perspektiven. Die Domäne des Verfassers ist die Politik- und Militärgeschichte. Dem Spiel der großen Mächte und dem Geschehen auf den Schlachtfeldern widmet er breite Aufmerksamkeit. Aber auch die Ideen- und Geistesgeschichte wird angemessen repräsentiert – besonders eindrucksvoll in den Kapiteln über den Pietismus in Brandenburg-Preußen, über die jüdische Aufklärung im Berlin des ausgehenden 18. Jahrhunderts und die Staatsphilosophie Georg Wilhelm Friedrich Hegels, die auf eine ganze Generation gebildeter Preußen nach 1815 eine berauschende Wirkung ausübte. Eindeutig zu kurz kommt dagegen die Wirtschaftsgeschichte. Die Gründe für den preußischen Sieg über Österreich bei Königgrätz 1866 erörtert Clark auf vielen Seiten; auf den fundamentalen Prozess der Industrialisierung vor und nach 1848 verwendet er nur wenige Zeilen.

Foto: privat

CRISTOPHER CLARK ist Professor für Neuere Europäische Geschichte in Cambridge

Lesenswerte Abschnitte finden sich zu dem, was man heute mit den Begriffen »Geschichtspolitik« und »Erinnerungskultur« bezeichnet. Da Brandenburg-Preußen im Zuge seiner Expansion Bevölkerungen mit sehr unterschiedlicher kultureller und sprachlicher Herkunft vereinigte, musste es sich als Staat mit einer gemeinsamen Identität und Geschichte gewissermaßen erst erfinden. Wichtig war in diesem Prozess, wie Clark zeigt, die Welle des preußischen Patriotismus, wie sie der Siebenjährige Krieg auslöste und wie sie im Kult um Friedrich den Großen ihren Ausdruck fand. Fast ebenso wichtig war die Erinnerung an die »Befreiungskriege« gegen Napoleon, die bald nach 1815 in den Mythos einer besonderen »nationalen« Sendung Preußens umgedeutet wurde. Noch die Nationalsozialisten, die sich in ihrer Propaganda gern als Vollender des Preußentums darstellten, sollten daran anknüpfen.

Zu rühmen ist abschließend die Form der Darstellung. Christopher Clark schreibt eine wohltuend klare, mit Pointen und Anekdoten gewürzte Prosa. Schön erzählte Partien – etwa die Schilderung des Konflikts zwischen dem »Soldatenkönig« und seinem renitenten Sohn oder des Auftakts zur Revolution am 18. März 1848 in Berlin, des wohl denkwürdigsten Tages in der preußischen Geschichte – wechseln mit scharfen analytischen Passagen. Von den Höhen der Kabinettspolitik wendet sich der Blick immer wieder den unteren Ebenen der Gesellschaft zu – ob es um die Leiden der Soldaten und der Zivilbevölkerung im Siebenjährigen Krieg oder um den Aufstand der schlesischen Weber von 1844 geht. Sehr viel Sorgfalt verwendet der Autor auch auf die Biografien der herausragenden Akteure vom »Großen Kurfürsten« bis zu Otto von Bismarck und Wilhelm II. – allesamt kleine Juwelen historischer Porträtkunst.

In der angelsächsischen Presse hat das Buch bereits eine enthusiastische Aufnahme gefunden. Zu Recht. Es ist eine bewundernswerte Leistung, mit der sich der erst 46-jährige Cambridge-Gelehrte in die erste Riege der britischen Historiker hineingeschrieben hat.

Christopher Clark: Preußen
Aufstieg und Niedergang. 1600–1947; aus dem Englischen von Richard Barth, Norbert Juraschitz und Thomas Pfeiffer; Deutsche Verlags-Anstalt, München 2007; 896 S., Abb., 39,95 €

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.48 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 49
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Hand in Hand

Die Jury von ZEIT und Radio Bremen stellt vor: Jürg Schubiger/Eva Muggenthaler »Der weiße und der schwarze Bär«

Schwarz und Weiß, Tag und Nacht – es gehört zusammen, was einander fremd und fern erscheint. Wem das zu abgehoben klingt, der soll Jürg Schubigers Bilderbucherzählung vom weißen und schwarzen Bären zur Hand nehmen. Man blickt auf ein Leporello aus schwarzen und weißen Bildern, das sich über die Doppelseite erstreckt; eine Schere, Papier und eine Kinderzeichnung liegen daneben. Die Zeichnung ist krakelig, aber auf dem Leporello hat das Kind seine Form und sein Tier gefunden: Schwarze und weiße Bären stehen sich wie Spiegelbilder gegenüber – Tatzen, Fußabdrücke, Pfoten, Nasen – und verschmelzen miteinander. Was war zuerst? Schwarz oder Weiß? Ein ganz besonderes Kinderbuch beginnt.

Blättert man um, taucht man ein in eine Geschichte um die Angst im Dunkeln, die nächtliche Ankunft des weißen Bären. »Nachts saß er am Bettrand des Mädchens. Er schimmerte ein wenig im Dunkeln.« Wie schon in Raymond Briggs *Der Bär* (1994) imaginiert auch hier ein Mädchen einen großen, weißen Bären als Beschützer. Realität und Fantasie durchdringen sich; die nächtlichen Seelenlandschaften sind voller Puppen, Spielzeug und Figuren – Spiegel der Vorstellungswelt des Kindes. Und auch die Räume werden durchscheinend. Das Kinderzimmer wird zum Wald, das Bad zur Bühne, die Wände der Wohnung verschieben sich wie Kulissen im großen Film des Kindes. Doch mit der Zeit wird der weiße Bär lästig, er macht sich vor dem Badezimmerspiegel breit, tanzt wild im Zimmer und stört sie beim Schlafen. Nur am Bildrand findet das kleine Mädchen Platz. Schön, dass sein weißes Schimmern die Angst vor der Dunkelheit vertreibt, doch das Mädchen weint ihm keine Träne nach, als er eines Nachts seine Sachen packt und weiterzieht.

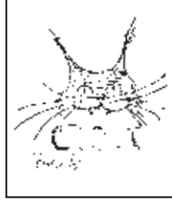
»Wenn jetzt ein Bär neben meinem Bett sitzt, dann muss es ein schwarzer Bär sein«, bestimmt das Mädchen, und nun wechselt die Schrift von Weiß zu Schwarz, und der schwarze Bär tritt auf. Höflich ist er, drängt sich nicht vor, beschützt das Mädchen und lässt ihr Platz. Auch er spricht nicht mit ihr, aber man kann sich einschmiegen, sich in sein schwarzes Fell kuscheln. Sie ist ein erwachsener geworden, der stumme Doppelgänger wirkt vertraut. Er, der die Dunkelheit verkörpert, der kein schimmerndes Fell besitzt, ist nun ihr Gefährte. »Die Nacht ist zutraulich«, sagte das Mädchen. »Die Kinder fürchten sich nicht.« Hoch oben reitet das Kind auf dem schwarzen Bären, vorbei an friedlich schlafenden Kindern und erschrockenen Räubern. Dann liegt es selbst mit großen Augen in seinem Bett, das der schwarze Bär liebevoll mit seiner gewaltigen Tatze umschließt.

Eva Muggenthalers surreal anmutende Bilder machen die offenen Grenzbereiche zwischen kindlicher Fantasie und Realität auf bewundernswerte Weise sichtbar. Innen und Außen, Imagination und konkrete Gegebenheiten, reale und erdachte Figuren verbinden sich in vielschichtigen, doch ganz selbstverständlichen Überschneidungen. Ein Glücksfall, dass die Bilder der jungen deutschen Illustratorin – ihr *Schäfer Raul* von 1997 blieb leider ein Solitär – und die Geschichte des doppelt so alten Schweizer Poeten sich gefunden haben. Am Ende flüstert das Mädchen seiner Mutter beruhigend ein Geheimnis ins Ohr, das, obwohl der Fantasie entsprungen, aus kindlicher Sicht eine logische Erkenntnis beinhaltet: »Der weiße Bär, der ist erfunden.«

Und noch einmal führt das schwarz-weiße Schlussbild vor Augen, dass Fantasie ein Spiel ist, ein Ausprobieren und Zurücknehmen. Das Mädchen hat aus nachtschwarzem Karton den Bären ausgeschnitten und reicht ihm vorsichtig die Hand. Geschützt durch den weißen Bären, kann sie dem schwarzen Bären eine Freundin sein. Es ist die Welt, wie das Kind sie schuf. Weiß und schwarz, Hand in Hand. **JENS THIELE**

Jürg Schubiger/Eva Muggenthaler: Der weiße und der schwarze Bär
Peter Hammer Verlag 2007; 32 S., 14,90 € (ab 4 Jahren)

LUCHS 240



wurde ausgewählt von Gabi Bauer, Marion Gerhard, Franz Lettner, Hilde Elisabeth Menzel und Konrad Heidkamp. Am 15. Februar, 16.40 Uhr, stellt Radio Bremen-Funkhaus Europa das Bilderbuch vor (Redaktion: Karsten Binder). Das Gespräch zum Buch ist abrufbar im Internet unter **www.radiobremen.de**

DIE LUCHSJURY EMPFIEHLT AUSSERDEM:

Komako Sakai: Es schneit!
Aus dem Japanischen von Ursula Gräfe; Moritz Verlag, Frankfurt a. M. 2006; 40 S., 12,80 € (ab 3 Jahren) Wer eine Neubausiedlung, einen Balkon und das Warten auf den Vater so mit Schnee verzaubern kann, gehört zu den Großen

Jeroen van Haele: Die stille See
Aus dem Niederländischen von Meike Blatnik; Bilder von Sabien Clement; Bloomsbury, Berlin 2006; 78 S., 9,90 € (ab 8 Jahren)
Geschichten um den gehörlosen Emilio voller Liebe, Poesie und Leichtigkeit

Manon Baukhage: Der Tisch von Otto Hahn
(Besprechung auf dieser Seite)

James, was soll das werden?

Zwei Bücher zeigen anschaulich, was Erfinder so alles entdecken

Es sei ein »Akt der Verzweiflung« gewesen, so bekannte Max Planck, als er alle gängigen Theorien zurückgelassen und sich mit einer »rein formalen Annahme« darangemacht habe, die Energiestrahlung heißer Körper zu erfassen. Er stieß auf das zutiefst irritierende Wirkungsquantum. Die Natur machte Sprünge, und darüber war niemand so recht glücklich. Es war ein Akt der Selbsthilfe, als Melitta Bentz aus Dresden, der bitteren Krümel im Kaffee überdrüssig, sich einen Messingtopf nahm, mit Hammer und Nagel kleine Löcher in den Boden schlug, ein Löschpapier einlegte und den Kessel auf den Herd setzte. Filterkaffee, ungetrübter Genuss! Aus der Hausfrau wird eine Unternehmerin, 1908 steht Melitta im Handelsregister. Alle sind glücklich.

Forscher, Entdecker, Erfinder, in diesem Buch werden sie in kurzen Porträts vorgestellt. Frau Bentz mit ihrem Kaffeefilter ist indes eher ein i-Tüpfelchen, ein Fensterkapitel auf erfinderische Frauen, die gleichwohl auch anderweitig vertreten sind: Ada Lovelace, Marie Curie, Lise Meitner. Grundsätzlich orientiert sich die Autorin Manon Baukhage am klassischen Kanon aus Schlüsselfiguren der Astronomie, Physik, Biologie und Technik. Von Gutenberg bis Zuse, von Newton bis Einstein, von Watt bis Diesel, von Lavoisier über Fleming bis Watson und Crick, fürwahr allesamt Hausnummern der experimentierenden Wissensgesellschaft, Ikonen der Inspiration und Transpiration, wie das Bonmot Edisons lautete. Den sehen wir hinterm Fonografen auf dem berühmten Foto nach der »Zweiundsiebzig-Stunden-Schicht«, 16. Juni 1888, um fünf Uhr morgens – der Napoleon der Elektrifizierung.

Das Buch ist so aufgeräumt wie der Kernspaltungstisch von Otto Hahn. Ein klares Layout platziert Fotos, Radierungen, Zeitleisten, Zitate und ergänzende Kurztexte ohne jeglichen Anflug von Wimmelei. Und dieser Verzicht auf Überfüllung setzt sich in den Texten fort. Die Autorin nutzt den Platz fürs Zentrale, und es gelingt ihr, auch komplexe Vorgänge anschaulich und verständlich zu skizzieren. Mit erzählerischem Atem kann das hier nicht geschehen, dennoch werden die vielen Erfinder auch als Personen durchaus lebendig.

Leibhaftig, bunt und fröhlich paradieren die Erfinder für jüngere Leser bei Marcia Williams. *Hurra, jetzt hab ich's!* lautet das Motto der farbkräftigen Comics. Mühelos gelingt dem Buch der Nachweis, dass ein Erfinder schon in frühester Kindheit als solcher zu erkennen ist: »Als Junge spielte Guglielmo zum Ärger seines italienischen Vaters den Wissenschaftler Benjamin Franklin und experimentierte mit Blitzen.« Später erfand er das Radio, und die Menge skandierte: »Bravo, Marconi!« Andere Kinder hatten andere Probleme: »Dem kleinen Johannes aus Mainz las nie jemand eine Gutenachtgeschichte vor, weil es noch keine Bücher gab.« Bei aller Ausgelassenheit, immer hält die Autorin auch kleine Appetithappen aus der Faktenwelt fest und präsentiert obendrein eine Galerie ganz wichtiger Erfindungen: Schokoladentafel, Taschenbuch, Büroklammer, Hula-Hoop, Fahrrad, Rollschuhe, Lego und Eiscreme. Trotz der unterschiedlichen Zielgruppen haben beide Bücher eins gemeinsam: Sie machen ungeheure Lust aufs Schauen und Lesen. **REINHARD OSTEROTH**

Manon Baukhage: Der Tisch von Otto Hahn
Faszinierende Erfindungen, die unsere Welt veränderten; Ravensburger Buchverlag, Ravensburg 2006; 192 S., 16,95 € (ab 12 Jahren)

Marcia Williams: Hurra, jetzt hab ich's!
101 Erfinder und ihre genialen Ideen; aus dem Englischen von Martina Tichy; Knesebeck Verlag, München 2006; 37 S., 12,95 € (ab 6 Jahren)

Für die Freiheit der Kinder

Sybil Gräfin Schönfeldt zum 80. Geburtstag

Man müsste die Wasserratte bitten, einen Geburtstagspicknickkorb für sie zu packen. Was käme hinein? »Kaltezungekalterschinkenkaltesroastbeefgewürzgurkengrünersalatbrötchenkressestulleneingelegtesfleischingwerbierzitronensaft …«. Mindestens. Und wir würden den Maulwurf dazu einladen, den Dachs, den Kröterich; den verwirrten Zauberer Catweazle und die kleine Matilda; schließlich das Psammead, auch wenn dieser Sandelf aus der Steinzeit zur Verdrießlichkeit neigt und man nicht genau abschätzen könnte, mit welchen Hintergedanken und Nebenwirkungen er Sybil Gräfin Schönfeldt einen Wunsch erfüllen würde.

Fest steht: Hätte die Kritikerin und Autorin ihren 80. Geburtstag im Kreise all jener Figuren gefeiert, die sie in die Fantasiewelt deutscher Kinder holte – die Party wäre groß und fröhlich geworden, witzig, subversiv und wild. Mehr als 130 Titel hat Gräfin Schönfeldt ins Deutsche übersetzt. Für die *ZEIT* und als langjährige Jurorin des Deutschen Jugendbuchpreises hat sie immer nach Neuem gesucht, nach herausragenden Büchern; hat gegen Langeweile und Mittelmaß gekämpft und gegen schlecht maskierte Pädagogik. Manchen galt sie in den siebziger Jahren, als das schlimm war, als konservativ – nun ja, natürlich weil sie eine Gräfin war. Weil sie Benimmbücher schrieb. Und plumpe linke Belehrung im Kinderbuch nicht durchgehen ließ.

Damit hat sie freilich mehr für die Freiheit der Kinder, für ihre Chance auf ästhetische Erfahrung getan als all jene, die in der Lektüre für Kinder vor allem politisch korrekte Gesinnung vermittelt sehen wollten.

In ihrer Wohnung in Hamburg-Harvestehude stapeln sich die Bücher bis hinaus auf den Treppenabsatz. Die Arbeit nimmt kein Ende, stets gibt es etwas zu rezensieren oder zu empfehlen, schreibt sie an eigenen Texten oder gibt anderen Rat. Der *ZEIT* half sie bei der Zusammenstellung der Kinder-Edition. Das Alter merkt man ihr nicht an, doch wie alle Intellektuellen, die ihren Tag selbst organisieren müssen, mag es sein, dass auch sie sich gelegentlich nach etwas mehr Ruhe sehnt: »Viel Raum um mich und kein Lärm«, hat sie auf die Frage nach dem irdischen Glück geantwortet. Und über Astrid Lindgren, die sie gut kannte, schrieb Gräfin Schönfeldt einmal Sätze, die auch für sie selbst gelten können: »Sie legt den Block aus der Hand, wenn Besuch kommt, seien es die Kinder, die Enkel, Freunde oder Journalisten und Fotografen, aber ich spüre: Sie wartet immer nur darauf, dass sie wieder allein ist und weiter aufschreiben kann, was sie erfüllt.« Das soll auch unsere Jubilarin wieder können – nach den Feierlichkeiten! **SUSANNE GASCHKE**

Foto: Irina Ruppert für DIE ZEIT

SYBIL GRÄFIN SCHÖNFELDT

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.49 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 50
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Lumpensammler seines eigenen Lebens

Eine Entdeckung nach einem halben Jahrhundert: Peter Weiss' »Kopenhagener Journal« **VON ROLF MICHAELIS**

Man wusste, dass es dieses Buch gibt, seitdem der eben in Deutschland bekannt werdende Peter Weiss 1962 einige Seiten aus dem *Kopenhagener Journal. Herbst 1960* über seine Arbeit an einem Dokumentarfilm in den Satellitenstädten der Hauptstadt Dänemarks veröffentlicht hat. Aber was hatte der bisher als Maler und Filmemacher damals nur wenigen vertraute, sich immer stärker dem Schreiben zuwendende Künstler sonst noch notiert?

Nach fast einem halben Jahrhundert kann jetzt das geheimnisumwitterte Buch zum ersten Mal vollständig erscheinen. Es waren am Ende weniger Persönlichkeitsrechte erwähnter Menschen zu schützen als – ein Autor vor sich selber. Denn anders als Notizbücher oder (fiktive) Tagebücher, die Weiss mit dem Blick auf spätere Veröffentlichung geschrieben hat, wollte er dieses Journal nie andere lesen lassen. Es ist der Keramikerin Gunilla Palmstierna, die seit 1964 mit Peter Weiss verheiratet war und die wir als großartige Bühnenbildnerin kennen, zu danken, dass sie die Publikation dieses für den Autor wichtigen Buches jetzt möglich gemacht hat. Denn ohne diese 29 beidseitig eng beschriebenen Blätter, die Peter Weiss in Einsamkeit und Verzweiflung von Juli und Dezember 1960 gekritzelt hat, darf man nicht mehr wagen, über Leben und Werk dieses Künstlers zu urteilen. »Inferno« schrieb August Strindberg 1897 über das Buch einer höllischen Lebens- und Schaffenskrise. Der 1916 bei Berlin geborene Peter Weiss, dem mit den Eltern die Flucht vor den Nazis nach Schweden gelang und der 1946 die schwedische Staatsbürgerschaft erhielt, könnte den Höllentitel auch über sein Journal setzen. Es ist das Buch einer lebensbedrohlichen Krise, in der Weiss fast jedes Zutrauen zu andern, zur Welt – vor allem zu sich selber verliert. Schonungslose Bestandsaufnahme eines Scheiterns: »Was ich möchte – völlige Ehrlichkeit.«

Der bei zwei Psychoanalytikern in Behandlung war, heilt sich schließlich selber: »Ich stand mit mir in ständigen Diskussionen … Ich bin furchtbar unsicher, immer wieder verwerfe ich, was mir an Gedanken kommt. Indem ich mit dem Komplex der Kindheit nicht fertig werde … Plan, ein Stück zu schreiben, in dem all das Pathologische in mir zur Sprache kommt. Alles, was im Dasein unterdrückt wird, zur Sprache kommen lassen … Die Einsamkeit ist unerträglich. Obgleich die Einsamkeit unerträglich ist, ertrage ich sie …«

Der Leser wird Zeuge eines körperlichen und seelischen »totalen Bankrotts«, wie er so gnadenlos selten beschrieben worden ist: »Ich befinde mich in einem Übergang oder einem Untergang. Ständige körperliche Schmerzen … Oft das Gefühl, daß vielleicht alles bald zuende sei für mich … Mein Körper war wie aus Zement, doch aus zerbröckelndem, nur von Drähten zusammengehaltenen Klumpen.«

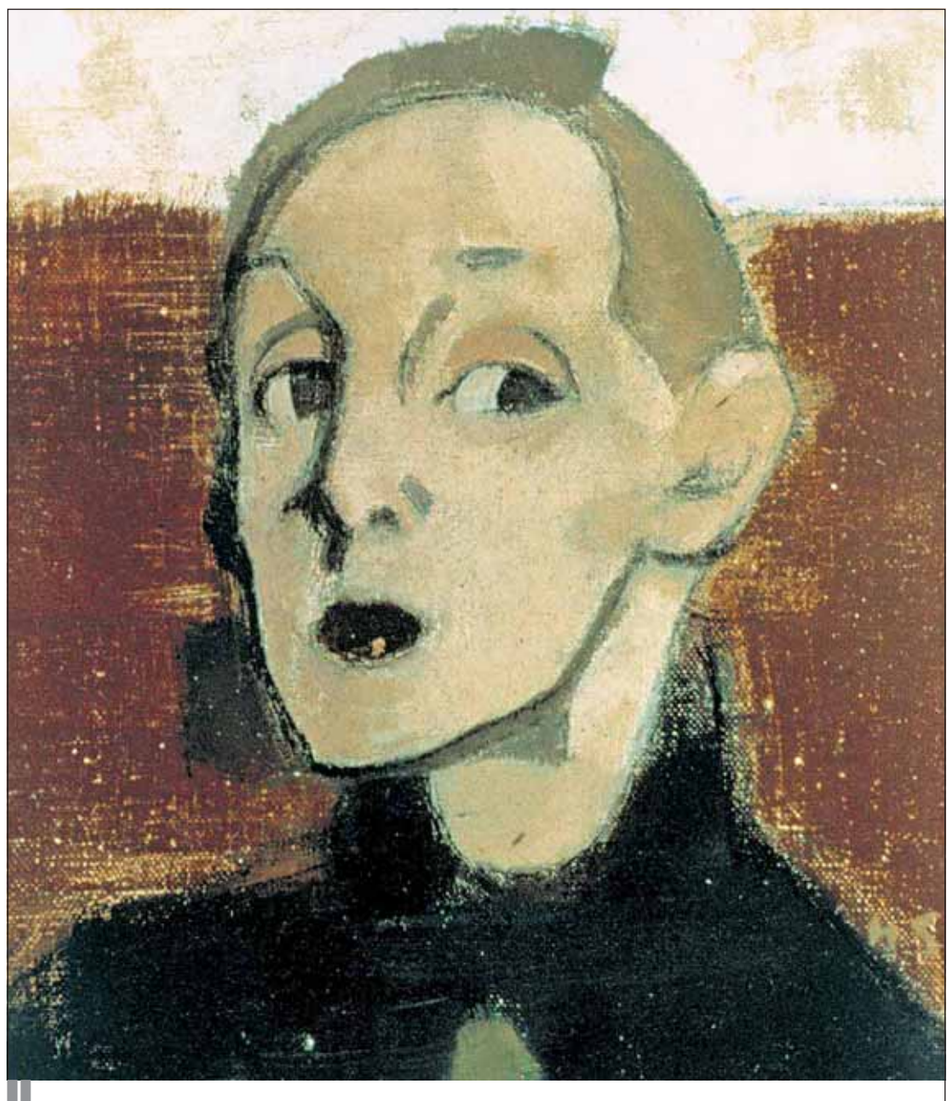
Dann der Augenblick der Verwandlung. »Völlig verbraucht, verdreckt, verschwitzt kam ich … zur Vorführung meines fertig geschnittenen Films. Zum ersten Mal wurde den Auftraggebern das Material von dreimonatelanger Arbeit präsentiert. Und da, plötzlich, während des Ablaufens der drei Rollen, mit dem Band des Dialogs, begann der Zustand des Zerfalls sich zu verflüchtigen. Die Klarheit kam zurück bei der Konfrontierung mit dieser starken, packenden Arbeit, die ich mit irgendeiner unerklärlichen Kraftreserve ausgeführt hatte. Dieser plötzliche Austritt aus einer Krankheit war sonderbar … Der Sinn für die Funktion einer künstlerischen Arbeit wirkte als selbständige Kraft.«

Diese Selbstrettung vollzieht sich vor dem Hintergrund vieler Gespräche mit Freunden über Psychoanalyse, »über die Unfähigkeit des Analytikers, die Probleme seines eigenen Lebens zu lösen … Ich sehe wohl in den Ergebnissen der psychoanalytischen Forschung eine der wichtigsten Errungenschaften unserer Zeit, halte aber die Analytiker für Gefangene in einer von der Gesellschaftsordnung bedingten Begrenztheit. … Weil wir die Kraft zur Revolte nicht aufbringen, erkennen wir unsere Gebrochenheit an.«

Die Klarheit, mit der Weiss auf sich und sein Leben zu blicken vermag, bewährt sich in der Sicht auf andere. Als er von Siegfried Unseld in das Haus des Suhrkamp-Verlegers eingeladen wird, analysiert der angehende Schriftsteller den kleinen Kreis mit freundlich gnadenloser Schärfe. »Uwe Johnson las aus seinem neuen Buch vor. Macht beim ersten Anblick einen verschlossenen, sehr schwedischen Eindruck … Beim Vorlesen wird er schon nach wenigen Sätzen eindrucksvoll, fesselt einen ganz mit seiner kunstvoll verschlungenen Erzählung. Sehr schöne, ganz abstrakte Beschreibungen von Räumlichkeiten und alltäglichen Veranstaltungen. Das Bäurische ist völlig verschwunden, er hat etwas von einem Wissenschaftler, Forscher, nur noch in seiner Sprache das Klobige, das aber nicht unbeholfen wirkt, sondern nur schwerwiegende Sicherheit ausdrückt … Enzensberger … ironisch, spöttisch, ein unruhiger, nervöser Geist …, immer das Gefühl eines Einverständnisses, einer direkten Sympathie. Unseld ein Sammler, autoritativ, das tritt auch in der Beziehung zu seiner Frau hervor, typisches deutsches Frauenschicksal, Frau, die sich opfert für Heim und Haushalt, die sich unterwirft und immer den Hausherrn vortreten läßt.«

So glücklich Weiss über die Verbindung zum Suhrkamp Verlag ist, viele der Schwierigkeiten, von denen in diesem Journal die Rede ist, rühren daher. War der Schriftsteller, der sich bis dahin eher als Maler und Filmemacher gesehen hat, sein eigener Lektor und Kleinverleger, ist er nun einem großen Haus verbunden, mit respektablen Lektoren (Walter Boehlich), die genau lesen und kritisieren, Umarbeitung von Texten erbitten – und mehr oder weniger jährlich ein neues Buch erwarten. Dies bringt den Selbstzweifler in neue Nöte. Auch davon spricht Peter Weiss in diesem Buch. Aber auch hier lernt er rasch dazu, rettet sich bald wieder selber und schafft in den ihm verbleibenden zwei Jahrzehnten, in denen er sich auch zum politischen Autor entwickelt *(Der Lusitanische Popanz, Viet Nam Diskurs),* ein gewaltiges Werk. Dieses schmale Journal, hervorragend ediert, ist ein großes und auch trauriges Dokument deutscher Literatur im Exil.

Peter Weiss:
Das Kopenhagener Journal –
Kritische Ausgabe
Herausgegeben von Rainer Gerlach und Jürgen Schutte; Wallstein Verlag, Göttingen 2006; 205 S., 24,– €



»Ich gebe nur mein dunkles armes Inneres«

Dass noch Entdeckungen möglich sind, ist das Glück der Kunst. **Helene Schjerfbeck,** der großartigen finnischen Malerin, ist dieser Band gewidmet (Hrsg. Annabelle Görgen/Hubertus Gaßner; Hirmer Verlag, München 2007; 208 S., 34,50 €), Aufsätze, Bild- und Zeittafeln führen ein in ihr Werk. »Meine Bilder sind nicht schön, ich sollte wundervolle weiche Schatten suchen, aber ich gebe nur mein dunkles armes Inneres«, schrieb sie über sich, die uns nun aus vielen Selbstbildnissen anblickt. Tiefe Augenhöhlen. Farbe, nur so viel wie nötig. Silhouetten, in Spannung verdichtet. Vor 61 Jahren ist Helene Schjerfbeck gestorben; ihre Bilder sind bis 6. Mai in der Kunsthalle Hamburg zu sehen.

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.50 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 51
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Der Dreh der Großmeister

John Grisham, Stephen King und Robert Harris: Ihre neuen Romane eröffnen einen interessanten Blick in den Maschinenraum der angelsächsischen Spannungsindustrie

VON CHRISTIAN SEILER

Foto [M]: defd

ÜBERALL lauert die Bedrohung

Spannung ist Action, sagen die einen. Spannung produziert Sinn, sage ich. Ist es nicht so, dass ein guter Thriller immer den Umweg über die Action nimmt, um seinen Sinn zu finden?

»In einem Thriller«, sagte die große Patricia Highsmith, »erwartet man keine profunden Gedankengänge, keine langen Absätze ohne Action.« Spannung sagt viel über die Gegenwart aus, in der sie entsteht. Spannung ist ein Umweg, der manchmal gar nicht groß genug sein kann. Der Umweg kann in die Provinz von Oklahoma führen, wie im neuen Roman von John Grisham, oder, wie in Robert Harris' *Imperium,* ins Rom der Cicero-Zeit. Der Umweg kann auch eine Frau, die nach dem Geheimnis ihres toten Mannes sucht, zu Archivschränken führen, in denen sich übernatürliche Erscheinungen und grässliche Brutalitäten finden. So inszeniert es Stephen King, gehassliebter Schocker – und Bestseller-Autor, wie alle drei dieser Großmeister der angelsächsischen Spannungsindustrie. Ihr Erfolg ist ihr Geheimnis. Und doch gar nicht so schwer zu erklären.

Alle drei Autoren verfolgen unterschiedliche Techniken, um ihr Publikum zu fesseln. Grisham, Harris und King sind, wenn auch drei recht unterschiedliche, Zeugen dafür, dass Spannung kein Zufallsprodukt ist. »Aus dem Durcheinander eine Ordnung schaffen«, so hat das Highsmith beschrieben.

Spannung kommt also nur zustande, wenn ein Erzähler das Handwerk, spannend zu erzählen, versteht und die Regeln originell interpretiert, aber niemals missachtet. Nichts ist wertloser als ein Krimi ohne Auflösung. Nichts frustriert mehr als ein Anlauf ohne Sprung. Der Maschinenraum der Spannungsindustrie verbirgt keine Apparate, deren Funktionsweise rätselhaft wäre. Aber funktionieren die Einzelteile nicht, ist die ganze Maschine nichts wert.

Robert Harris wählt die Technik der psychologischen Durchschaubarkeit seiner Helden. Wenn Cicero von einem lästigen Klienten namens Sthenius zu Hause aufgesucht wird, der ihn bittet, Klage gegen den korrupten Statthalter Siziliens einzureichen, platziert Harris deutlich sichtbar das Motiv gekränkter Eitelkeit. Auf Ciceros Frage, warum Sthenius ausgerechnet zu ihm gekommen sei, antwortet dieser: »[Weil] alle Leute sagen, dass du, Marcus Tullius Cicero, der zweitbeste Anwalt Roms bist.«

Darauf fährt Cicero pflichtschuldig aus der Haut: »›Ach ja, tun das die Leute?‹ Ciceros Stimme nahm einen sarkastischen Tonfall an. Er hasste dieses Attribut.« Damit besitzt die Geschichte von Anfang an einen psychologischen Vektor, der allem, was zu geschehen hat, Tempo und Richtung anzeigt. Der erste Höhepunkt von *Imperium* wird zwangsläufig das Duell der beiden Widersacher sein, das Harris sozusagen von hinten nach vorn inszeniert. Er munitioniert dabei die antike Handlung mit allerlei Versatzstücken gestriger und heutiger Politik: korrupte Politiker, geschobene Wahlen, schwarz-weiße Launen der Zeitläufte – die eigentliche Geschichte, erzählt als Restposten der »unbedingt lebendigen Handlung« (Highsmith), für die der Held persönlich zuständig ist.

Den Leser unsicher machen und auf falsche Fährten locken

Deshalb ist es auch unumgänglich, dass Harris das Schlaglicht der Aufmerksamkeit ständig auf Ciceros persönliche Befindlichkeit lenkt. Menscheln muss sein Held, schwitzen, zweifeln. Daraus entstehen die Konflikte, an deren Tangenten Geschichte geschrieben wird. Um diese Nähe zu seinem Helden glaubwürdig herzustellen, ist der Autor in die Figur des Sklaven M. Tullius Tiro geschlüpft, der Cicero als Schreiber und Sekretär diente und diesen daher aus nächster Nähe emphatisch interpretieren kann: Ciceros Fehler, seine Ängste, seine Verirrungen. Stets hat Tiro Argumente zur Hand, die uns Leser, die ja wissen, wie die Geschichte ausgehen wird, unsicher machen und auf falsche Fährten locken. Das Ergebnis: Überraschungen. Zweifel. Ungewissheit. Spannung.

Erst um die Spannung aufzulösen und die finale Pointe zu setzen, begibt sich Harris von der Nahaufnahme in die Totale: »Und so gewann Marcus Tullius Cicero im Alter von zweiundvierzig Jahren, dem jüngsten erlaubten Alter, das höchste Imperium, das römische Konsulat – gewann es unglaublicherweise (…) als homo novus, ohne einflussreiche Familie, ohne Vermögen und ohne die Macht von Waffen: ein Kunststück, das noch nie zuvor gelungen war und nie mehr gelingen sollte.« Mit diesem Statement nimmt Harris auch gleichzeitig eine verfahrenstechnische Rückdatierung vor. Es handelt sich also, mit Brief und Siegel, um eine Geschichte, die es wert war, erzählt zu werden.

John Grisham wählt eine völlig andere Technik: Er tut so, als hätte er mit seinem Stoff nichts zu tun. Stattdessen zieht er sich auf die Rolle des unparteiischen Protokollführers zurück. In Ada, Oklahoma, wird eine junge Frau missbraucht und ermordet. Der 26-jährige Ron Williamson, ein talentierter Ex-Baseballspieler, ist der Tat verdächtig. Williamsons Karriere ist im Sand verlaufen. Er rutschte sozial ab, was ihn nicht daran hinderte, ein stadtbekannter Frauenheld zu werden. Der Mann gerät ins Visier der Ermittler, während andere Beteiligte – vor allem der Schuldige, wie sich später herausstellen wird – unbeachtet bleiben.

Grisham erzählt mehr oder weniger in Hauptsätzen. Er porträtiert seine Hauptpersonen im Detail, indem er sie mit wichtigen und unwichtigen Fakten einrahmt und auf diese Weise unwidersprochen Kontur annehmen lässt. Ist er objektiv? Natürlich nicht, aber er suggeriert Objektivität, indem er seine Figuren keinen psychologischen Mustern folgen lässt und nicht einmal probiert, Verständnis für den einen oder den anderen aufzubringen. Das Warum interessiert Grisham nicht. Er hält das Wie und das Was für die besseren Vehikel, um seine Geschichte dorthin zu transportieren, wo er sie haben will.

Grishams Kommentare, seine immer deutlicher hervortretende Parteinahme für die unschuldigen Helden laden die Geschichte mit Bedeutung und Pathos auf – Patricia Highsmith würde sagen: mit »Würde«. Schließlich fehlt ihm bei seiner Erzählung – wie zuvor Harris – ein wichtiges Instrument: Er kann nicht entscheiden, wie die Story endet, das Ende ist vorgegeben. Deshalb muss er die Aufmerksamkeit auf den krummen Weg lenken, den die Handlung nimmt. Voreingenommenheiten und Ermittlungsfehler der Polizei. Kollektive Verblendungen und gesellschaftliche Kurzschlüsse. Das verabscheuenswürdige Festhalten der Amerikaner an der Todesstrafe.

Grisham wuchert mit Beweisen und Belegen, was seiner Story nicht immer guttut: Georges Simenon hätte manche Passagen, für die Grisham das halbe Polizeiarchiv ausgeschlachtet hat, mit zwei eleganten Sätzen erledigt, aber das nur nebenbei. Technisch hingegen macht es Grisham geschickt. Er strukturiert die Montage aus Fakten und Meinung, indem er die entscheidenden Momente der Handlung mit der vollen Wucht der daraus resultierenden Bedeutung auflädt: »Und da beging [Tommy] einen Fehler. Einen Fehler, der ihn in die Todeszelle bringen und ihn am Ende seine Freiheit kosten würde.« Diesen Gang hat auch Robert Harris mehrfach eingelegt, um seine Leser bei der Stange zu halten, bis Cicero endlich Konsul ist.

Ron Williamson und sein Freund Dennis Fritz werden für den Mord, den sie nicht begangen haben, zum Tod verurteilt. Sie kommen elf Jahre später frei, als eine DNA-Untersuchung den Beweis erbringt, dass die beiden nichts mit dem Verbrechen zu tun haben. Als der Gerechtigkeit Genüge getan ist, fällt Grisham formbewusst in das Protokollstakkato des Anfangs zurück. So stabilisiert er die hochgehenden Gefühle seines Finales und verabreicht den Emotionen seiner Leser raffiniert das Wasserzeichen einer quasioffiziellen Wahrheit.

Stephen King schließlich verschwendet seine Energie nicht auf Raffinesse. Seine Geschichten haben ihre Kraft noch nie aus einer ausgeklügelten Form bezogen, sondern aus der Wirkung der verabreichten Schocks. *Love* ist da keine Ausnahme. Die Heldin Lisey Landon, Witwe des berühmten amerikanischen Schriftstellers Scott Landon, unternimmt nicht ganz freiwillig eine Reise in die Vergangenheit. Ein Universitätsprofessor ist hinter dem Nachlass ihres Mannes her, der unter dem Dach ihres Hauses gebunkert ist, und im Gefolge des Professors taucht ein mysteriöser Gewalttäter auf, der dem Professor zuarbeitet, wenigstens scheinbar.

Der blutige Schluss als Erfüllung aller Albträume

King ist ein Mechaniker der Bedrohlichkeit. Er pflanzt ein dunkles Gefühl in die vertraute Normalität und lässt uns die längste Zeit im Unklaren darüber, ob die Bedrohung, die er schürt, echt oder bloß eingebildet ist, wodurch sie steigt, bevor sie sich schlussendlich sehr explizit manifestiert. Es fließt Blut. Es platzt Haut. Der Autor kann sich nicht mehr beherrschen und verfällt in die sexuell aufgeladene Splatter-Prosa, die ihn berühmt gemacht hat – nicht umsonst hat King bis dato 400 Millionen Bücher in 40 Sprachen verkauft.

Er deliriert. Er hat ekelhafte Gewaltfantasien. Er kombiniert Comicsprache, Kriegsmetaphern und Metaphysik, aber er tut das nicht ohne Kalkül.

King braucht keine raffinierten Tricks wie Harris oder Grisham, um die Stimmung am Kochen zu halten, denn er hält sich auch bei inneren Monologen oder unappetitlichen Gewaltexzessen an die strikte Konstruktionszeichnung des Romans: Schritt-für-Schritt-vom-einen-Rätsel-zum-nächsten-Rätsel. Wer aussteigt, steigt einfach bei der nächsten Haltestelle wieder ein. So garantiert King, dass jeder Leser die Reise bis zum Schluss mitmachen kann, zum blutigen Schluss, zur vollständigen Erfüllung aller albtraumartigen Erwartungen.

Als King 2003 den National Book Award erhielt, lief die Branche Sturm. Der Trash-Autor im Pantheon der Literatur, dieser Konflikt wurde als Tabubruch inszeniert. Im Prinzipienstreit fiel dabei völlig unter den Tisch, dass sich King stets auf die außergewöhnliche Kunst verstanden hatte, seinen Schockern Seele einzuhauchen: zwischen Drohanrufen und Monsterattacken wehte immer ein Hauch von Melancholie, das Verständnis für Kleinstadtexistenz und die Furcht vor dem Erwachsenwerden. Wenn er nun in *Love* vom Bedürfnis getrieben wird, sein Inneres – das Innere eines amerikanischen Schocker-Schriftstellers – nach außen zu kehren, scheitert er nicht an der Form, sondern am Inhalt. *Love* hat das Problem aller Bekenntnisliteratur: Der Stoff ist nicht so interessant, wie der Autor vielleicht meint. Welch ein Glück, dass wenigstens die Rahmenhandlung funktioniert.

Technik und Inhalt sind eben zwei getrennte Schaltkreise. John Grisham kann sie synchronisieren. Er liefert ein beherztes Pamphlet gegen die Todesstrafe ab, das er nach allen Regeln der Spannungserzeugung in ein Szenario zeitgenössischer Realität montiert. Wer Grisham liest, bekommt zur Unterhaltung auch einen faktisch einwandfreien Befund der amerikanischen Gesellschaft mitgeliefert. Dieses Muster ist in der Welt angelsächsischer Kriminalromane verbreitet. Es hat große Meister hervorgebracht, und es bringt immer neue hervor: Handwerker mit einer Botschaft. Von Eric Ambler bis John Le Carré, von Charles Willeford bis Chuck Palahniuk, von Stephen King bis John Grisham.

Foto: L. Cenadmo/GraziaNevi/Agentur Focus

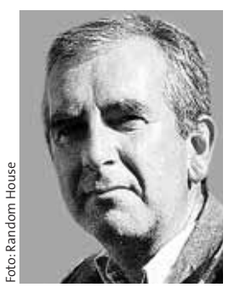


Foto: Random House

Foto: Amy Guip

JOHN GRISHAM (links)
ROBERT HARRIS (rechts)
STEPHEN KING (unten)

John Grisham:
Der Gefangene
Roman; aus dem Englischen von Bernhard Liesen u. a.; 463 S., 19,95 €

Robert Harris:
Imperium
Roman; aus dem Englischen von Wolfgang Müller; 475 S., 19,95 €

Stephen King: Love
Roman; aus dem Englischen von Wulf Bergner; 733 S., 22,95 €

Alle im Wilhelm Heyne Verlag, München, 2006 erschienen

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.51 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 52
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

VOM STAPEL

URSULA MÄRZ

Sex & Literatur

Wo liegt die Peinlichkeitsschwelle?

In den vergangenen Jahrhunderten haben (zumal seit der Romantik, Schlegel etc.) Wissenschaft und Kritik viele der wichtigen ästhetischen Fragen beantwortet, welche sich durch die Literatur und das Wesen des Literarischen aufwerfen. Ein paar dieser Fragen blieben aber unbeantwortet. Unter anderem die Sexfrage. Schlegel wäre der richtige Mann für die Beantwortung gewesen. Aber die Zeit war noch nicht reif. Abgesehen davon ist die Beantwortung der Sexfrage in der Literatur ein undankbarer Job.

Es ist doch so: Sobald sich die Literatur mit körpernaher Liebe abgibt, wird es mehr oder weniger peinlich. Sobald ein Satz mit den Worten »Zärtlich umspielte …« oder »Gierig riss sie …« anfängt, wird man als Leser innerlich knallrot. Nur: Diese Peinlichkeitsempfindung entspringt nicht der Prüderie. Sie bezieht sich nicht auf das dargestellte Sujet. Sondern auf die Darstellungsmethode an sich, auf die sprachliche Beschreibung. Sie ist a priori unsouverän, und die Unsouveränität wirkt peinlich. Sieht man die gleichen körpernahen Dinge der Liebe auf einem Foto oder im Film, ist man vielleicht schockiert, angewidert vom Dargestellten, aber nie in gleicher Weise peinlich berührt von den Darstellungsmitteln des Mediums, wohl aus folgendem Grund: Die Abbildung von Sex setzt Voyeurismus voraus. Der Voyeur ist als Typus aber genuin schamloser Betrachter. Beschreibt er mit Worten, was er sieht, wird er zwangsläufig vom aggressiven Voyeur zum defensiven Interpreten. Und diese Defensivposition ist der Literatur immer irgendwie anzumerken, wenn sie sich mit ihren Sprachmittelchen ans Sexuelle wagt. (Das war jetzt die Beantwortung. Fetziger wird's nicht. Wär's übrigens auch bei Schlegel nicht gewesen).

Nun ist die Literatur ein hochintelligentes Unternehmen. Seit ihrem Beginn befasst sie sich lieber mit der unglücklichen als mit der geglückten Liebe, weil sich bei der unglücklichen die Beschreibung von Sex plausibler vermeiden lässt. Diese Regel beherzigen auch nette Unterhaltungsromane wie **Halbnackte Bauarbeiter** von **Martina Brandl** (Scherz Verlag, Frankfurt a. M. 2006; 253 S., 12,90 €). In diesem Roman geht es um ein einziges Thema: das Nichtzustandekommen eines heißen Schäferstündchens. Dass sich der Roman dennoch auf der Bestsellerliste befindet, beweist doch nur den stillschweigenden Pakt zwischen Leserschaft und Literatur darüber, die Darstellungsvermeidung der Darstellung vorzuziehen. Oder ein anderes Buch von der Bestsellerliste: **Uschi Obermaiers mit Olaf Kraemer** verfasste Autobiografie **High Times – Mein wildes Leben** (Heyne Verlag, München 2006; 219 S., 14,– €). An Uschi Obermaier sind doch, das muss man mal so sagen, wirklich nur zwei, allerdings miteinander verknüpfte, Dinge interessant: ihre überwältigende erotische Attraktivität. Und die Typen. Da auch nicht alle. Sondern, seien wir ehrlich, nur gewisse weltberühmte Rockstars. Wer will denn ernsthaft wissen, dass Uschi Obermaier heute Schmuck herstellt und in welchen exotischen Ländern sie mit einem Mann herumfuhr, dessen bürgerlicher und beruflicher Status auf den Begriff »Kiezgröße« gebracht wird? Uschi Obermaier und ihr Buch wissen natürlich um die öffentliche Interessenlage, auf der sich ihre Prominenz abspielt, und vollführen einen seltsamen, nicht unkomischen Eiertanz ums Thema Sex. Wir sehen umwerfende, aufreizende Fotos und lesen von spirituellen Seelenepisoden. Wir erfahren vieles und das Drastische dann doch nicht, und wir erfahren, wie öde Geschriebenes sein kann, wenn es sich über die Problematik der Sexfrage in der Literatur keine Rechenschaft ablegt.

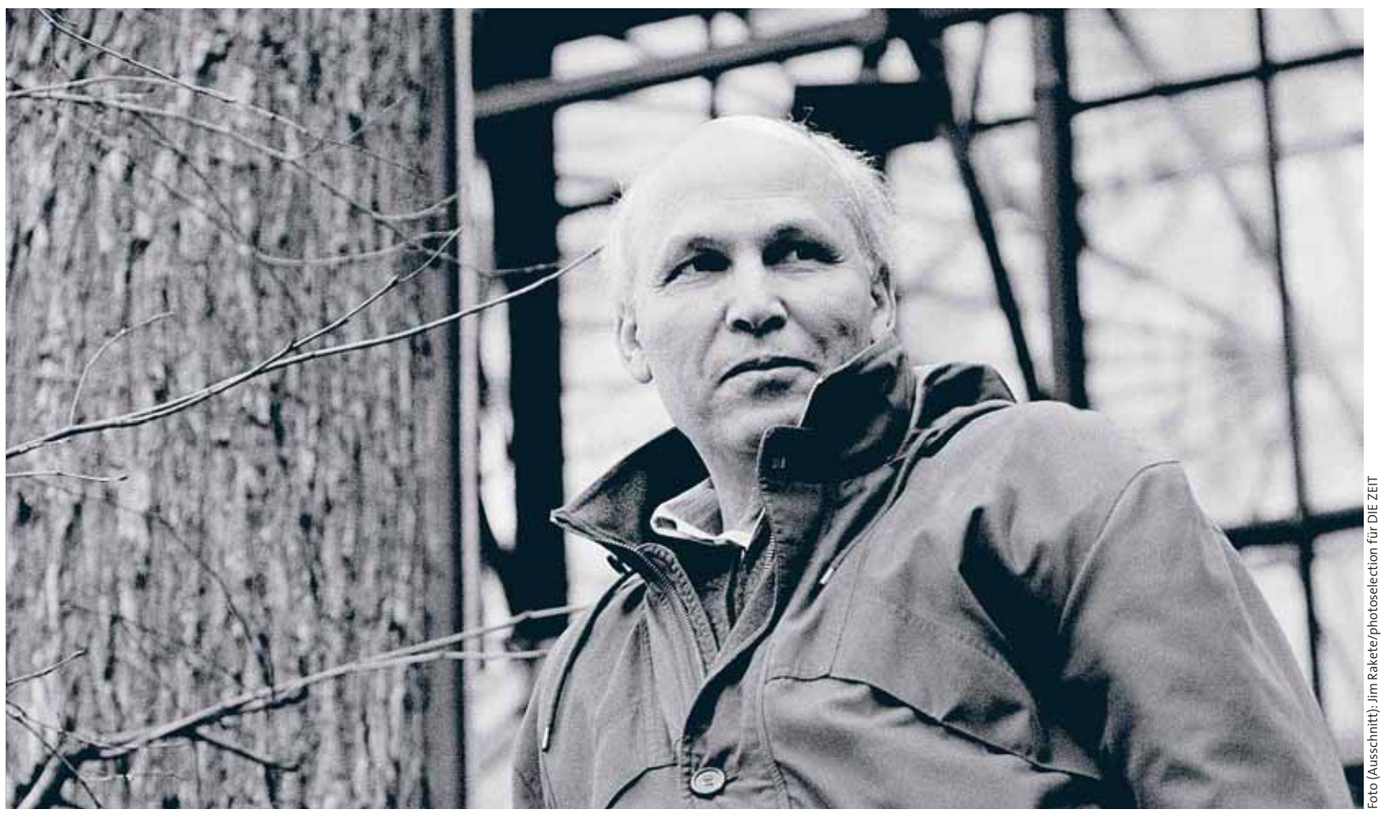


Foto (Ausschnitt): Jim Rakete/photoselection für DIE ZEIT

ABDELLAH HAMMOUDI, geboren 1945 in Marokko, ist ein Wissenschaftler von feinster internationaler Reputation

Der Pilger aus Princeton

Eine Begegnung mit dem Ethnologen Abdellah Hammoudi, der sich nach Mekka begab **VON TILMAN SPENGLER**

Der Geburtsort des Pilgers liegt in einem kleinen Städtchen in Zentralmarokko, dessen Name El Kelaa des Sraghna für ein europäisches Ohr erregend klingen mag, die Reiseführer wissen allerdings wenig Spektakuläres über es zu vermelden, vermerken nur, dass dort vornehmlich Landwirtschaft betrieben wird. **Abdellah Hammoudi,** der 1945 auf die Welt kam, ist nicht der erste Wallfahrer, der von hier den Weg nach Mekka fand, aber niemand vor ihm hat dafür so viele Stationen gebraucht. »Mehrere Welten und einige Bibliotheken«, sagt Hammoudi und lacht, »die des Berliner Wissenschaftskollegs zählt zu meinen Favoriten.« Der Forscher ist schon zum zweiten Mal Gast im feinen Kolleg. Diesmal fällt in die Zeit seines Aufenthalts die Veröffentlichung der deutschen Übersetzung seines Buches über die Pilgerfahrt, die er unternahm, es trägt den Titel **Saison in Mekka** (Geschichte einer Pilgerfahrt; C. H. Beck Verlag, München 2007; 313 S., 24,90 €) und hat bereits gewaltig Furore gemacht.

Abdellah Hammoudi ist Ethnologe von internationaler Reputation, seine akademische Karriere begann in seinem Heimatland, setzte sich an der Sorbonne fort, wo er 1977 promoviert wurde, seit mehreren Jahren unterrichtet er in Princeton. Zu seinen Arbeiten zählen Untersuchungen über Machtsymbole in Nordafrika, über die kulturellen Grundlagen von Gewalt und Herrschaft, dazu hat er Feldforschungen über einen Stamm im Norden Marokkos durchgeführt, der in wilden Ritualen die tradierten Ordnungen aufhebt und in ihr Gegenteil verkehrt.

Naturgemäß führte diese Forschung Hammoudi auch zu einer Auseinandersetzung mit den theoretischen Grundlagen seines Faches, die Ethnografie ist ja so einfach nicht von der Geschichte des Kolonialismus zu trennen, das ist die eine Seite. Die Zunft operierte aber auch gern mit Modellen und Klassifikationen, die dem Erscheinungsbild der »Fremden« Zusammenhänge auferlegen, die diesen Fremden, höflich gesagt, fremd vorkommen mussten. Das ist die andere Seite

»Ich fühle mich da eher als ein hermeneutischer Existenzialist«, sagt Hammoudi, »ich kann mir menschliches Verhalten nur schwer als die Variante eines abstrakten Modells vorstellen. Dazu weiß ich auch zu genau, was eine Sprache ausdrücken kann und was nicht.«

Der Wissenschaftler darf das auch deshalb mit großer Berechtigung behaupten, weil er einen Schreibstil beherrscht, der an die schöne Zeit erinnert, als uns auch noch Literaten von fremden Ländern berichteten. Selbst wenn er sich journalistisch äußert, klingt das unangestrengt nach Prosa. »Geholfen hat mir vielleicht auch der Umgang mit der Kamera«, überlegt Hammoudi, »das Bildverbot im Islam habe ich nie so ernst genommen«, und als fürchtete er, jetzt etwas Pathetisches gesagt zu haben, fügt er schnell hinzu: »Rotwein mag ich mittlerweile übrigens auch gerne.«

Im vergangenen Jahr hat Hammoudi den Preis im Ulysses Award, der Auszeichnung der Zeitschrift *Lettre Internationale,* gewonnen – für jene Reportage, die seine Erlebnisse auf dem Hadsch, der Pilgerfahrt nach Mekka, festhält. Das Wort »Reportage« trifft den Bericht dabei nicht in jeder seiner Ausgestaltungen. Denn Hammoudi beschreibt, sinniert, analysiert, manchmal monologisiert er, bisweilen lässt er uns nur an seiner Erschöpfung teilhaben.

»Nein, das stimmt schon, es handelt sich auch um eine, wenn Sie so wollen, religiöse Selbstanalyse. Ich liege dabei nicht auf einer Couch, ich bewege und betrachte mich wie ein Pilger, und das Wort Pilger leitet sich ja von *peregrinus,* der Fremde, ab.«

Das Unternehmen liegt jetzt sieben Jahre zurück, doch es ist dem Autor sowohl in der religiösen Erfahrung wie im ethnografischen Erlebnis »bis ins Mezzoforte der ungewünschten Details« lebendig. Der unklare Stand seiner Frömmigkeit vor Antritt der Reise gehört dazu, desgleichen bleiben unvergesslich die bürokratischen Schikanen, die Korruption der islamischen Verwalter des Pilgerwesens, Rivalitäten um das »korrekte« Ritual, die Behandlung der Frauen, das Bewahren von Scham und vieles andere, was gleichsam zum soziokulturellen Bodensatz einer ritualisierten Heilssuche zählt. Der Besuch der Heiligtümer in Mekka ist anstrengend und kostspielig. »Prägend bleibt natürlich die ganz persönliche Erfahrung der religiösen Inbrunst, das Erleben eines vorgezogenen Jüngsten Gerichts.«

Abdellah Hammoudi kann derlei Bekenntnisse abgeben, ohne dabei pompös oder kokett zu wirken. Er beschreibt das Numinose, wie er die Steinchen beschreibt, die er gegen Satan schleudert, oder die Sandalen, welche die Pilger im Strudel um die heilige Kaba herum verlieren. »Es leuchtet mir überhaupt nicht ein, warum man Flaubert nicht als Ethnologen gewürdigt hat.«

Gut, man kann, man sollte sich Flaubert als Kollegen wünschen, stößt dabei aber auf die Schwierigkeit, dass der Schriftsteller schon unter seinesgleichen kaum Ebenbürtige fand. Das ist auch Hammoudi klar, und die Erklärung liegt nahe, dass das Plädoyer für den Dichter gleichzeitig eine Kriegserklärung gegen zwei von dessen berühmtesten Figuren ist, gegen Bouvard und Pécuchet und deren positivistischen Sammeleifer, der sich mit einer wunderlichen Vorstellung von Aufklärung verband.

»Ich sitze zurzeit an einer Sammlung von Aufsätzen, in denen es mir um Fragen der Methodik geht, um eine andere Strategie der ethnografischen Forschung, und bei diesen Überlegungen spielen die Erfahrungen, die ich auf meiner Reise nach Mekka gemacht habe, eine ganz zentrale Rolle.«

Traditionell wissenschaftlich wird das Problem unter dem Stichwort der Intersubjektivität oder dem der teilnehmenden Beobachtung verhandelt. Wie sammelt der Forscher Daten auf Fragen, die auch der Neugier des Gegenübers entsprechen? Wie begreift er das Einzigartige, das sich in einem häufig wiederholten Ritual äußert, ja durch dieses erst wach gerufen wird? Sind auf dem Gebiet, das Hammoudi bearbeitet, universalistische Aussagen überhaupt noch gefragt, oder muss man sich diese nicht vielmehr als Annäherungen vorstellen?

»Vergessen Sie nicht, dass ich vorhin gesagt habe, ich sei ein Existenzialist und liebe das Erhellende von Bildern«, sagt Hammoudi und wendet sich damit dem Fotografen zu, der gerade über zu viele Schatten und einen trostlosen Hintergrund geklagt hat, »Erfahrungen sind vermittelbar, wichtig ist die Anteilnahme.«

GEDICHT

SWEN FRIEDEL

Frühjahrsputz

Verlorener Anblick der alten Kommode,
hinaus in die Sonne gehievt steht sie
bereit für den Sperrmüll; übrig bleiben

Abdrücke ihrer antiken Schwere
auf dem Teppich und ein Viereck
ihrer Sperrigkeit an der Wand.

Ich kenne sie zu gut, allzu gut,
aus ihrer Ewigkeit neben dem Bett,
den wandernden Schatten; die Spiegelung

der Sonne im Lack an Herbstvormittagen;
den dunklen Geruch des Holzes; das warme
Schleifen der Schubladen; die Ringe

der Gläser mit Wasser für die Nacht,
die Astlochaugen, die anderen Löcher,
die Straßen und Felder der Maserung:

Das Zimmer ist nun heller und größer,
das Haus mit seinen Gesichtern nun
fremder,
das neue Jahr nun allzu neu.

Text + Kritik
Zeitschrift für Literatur
Hrsg. von Heinz Ludwig Arnold; Heft 171;
edition text + kritik, München 2006; 119 S., 16,– €

BÜCHERTISCH

SUSANNE MAYER

Lesen als lebensgefährliche Übung, was war das noch mal? Dieses Buch gibt uns eine Ahnung davon. Die Iranerin Azar Nafisi, Professorin der Anglistik, wagt etwas Ungeheuerliches: Sie unterrichtet mitten im Reich der Ajatollahs eine kleine Gruppe von Studentinnen heimlich in Literatur. Sie lesen *Lolita* und diskutieren, was es bedeutet, von der Fantasie anderer besetzt zu werden, sie lesen Fitzgerald, James und Austen und verteidigen die Freiheit des Denkens gegen Spitzeleien, Verdächtigungen, die Drohung von Razzien, Bestrafungen, Exekutionen. Es geht um Lebenswichtiges wie das Stillen von Hunger und Durst – nach ungestraftem Äußern der eigenen Ansicht, nach dem Gefühl von Wind im Haar, es geht um die Angst darum, ob die Seele in der Diktatur überlebt, wenn ja, um welchen Preis. Das Ende ist ein Neuanfang: Nafisi reist aus nach Amerika.

Azar Nafisi: Lolita lesen in Teheran
Aus dem Englischen von Maja Ueberle-Pfaff;
Pantheon Verlag, München 2006; 225 S., 12,95 €

Schreiben als Lebensmittel. Eine politisch fiebernde junge Frau, inmitten von Chaos und Detonationen, Wasserknappheit und Stromausfällen, nachts am Computer. Früher war der ihr Arbeitsmittel. Vor der Invasion der US-Truppen hatte sie einen Job als Programmiererin, nun haben Fundamentalisten ihn inne. Sie fühlt ihr Leben zerrinnen. Getarnt als »Riverbend«, schickt sie ihren Weblog um die Welt, eine Dokumentation von Wut und Protest, die wie Hammoudis Mekkareise (s. links) mit dem Ulysses-Preis für Reportage ausgezeichnet wurde. Es sind Nachrichten vom Alltag an einer Kriegsfront, die durch jedes Haus in Bagdad verläuft.

Riverbend: Bagdad Burning
Ein Tagebuch; aus dem Englischen von Eva Bonné;
Residenz Verlag, Salzburg 2006; 373 S., 22,90 €

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.52 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Schluss mit dem Streit!

Vollzeitmütter und berufstätige Mütter führen einen Kampf um das beste Lebensmodell. Damit werden sie die Familie nicht retten **VON IRIS RADISCH**

Illustration: Susanne Mewing für DIE ZEIT

Im Augenblick gibt es Streit zwischen Müttern. Zwei Fronten stehen sich unversöhnlich gegenüber. Auf der einen Seite der Barrikade befinden sich die Vertreterinnen der Vereinbarkeitstheorie. Sie proklamieren die grundsätzliche Vereinbarkeit von Kindern und Karriere und haben seit vielen Jahren eine große Anhängerschaft. Auf der anderen Seite stehen die neuen Apologeten des alten Familienmodells. Sie gehen davon aus, dass eine Vereinbarkeit von Kindern und Karriere strukturell unmöglich ist, und bekommen in der augenblicklichen Krise immer mehr Zulauf. Beide Fronten haben sich publizistisch bisher hinlänglich geäußert. Im Zentrum der Auseinandersetzung stehen dabei die Fragen, wer recht hat – die Vollzeitmutter oder die voll berufstätige Mutter – und welches der beiden Modelle unsere Zukunft bestimmen sollte.

Auf beiden Seiten der Barrikade gibt es in dieser Auseinandersetzung so idyllische und ungetrübte Beschreibungen des eigenen Lebensmodells, dass man denken könnte, man solle das entsprechende Modell im Anschluss an derartige Werbemaßnahmen käuflich erwerben. In den Selbstzeugnissen der Vereinbarkeitsfront ist naturgemäß sehr viel Lobenswertes zu finden über die unübertrefflichen Fremdbetreuerinnen, die der Mutter ihr Arbeitsleben ermöglichen. Nichts als Hymnen über die hinreißende »junge bayerische Kinderfrau«, die wunderbare Natascha aus der Ukraine, die Nanny, die auch gleich die Korrespondenz erledigt, und die ältere Dame, die netterweise zwischen Berlin und Paris mit hin- und herpendelt. Hier sieht man Karrieremütter am frühen Morgen müde, aber zufrieden ihren Kindern nachwinken, hier fallen Sätze wie: »Die beiden werden mich bis zum Abend kaum vermissen, und das ist wunderbar so.« Und hier erfährt man, dass solche Wunder an jedem Arbeitstag rund einhundert Euro kosten und dass es darauf in dieser Sache aber gar nicht ankomme.

Die andere Seite der Barrikade, die Front der Vollzeitmütter, ist verständlicherweise publizistisch noch nicht auf dem letzten Stand. Sie lässt sich deswegen in diesem Streit gerne von konservativen männlichen Familienpropagandisten und den Apologetinnen einer neuen Weiblichkeit vertreten – mit dem Nachteil, dass beide Stellvertreter das Lebensmodell Vollzeitmutter aus eigener Anschauung nicht kennen und also etwas propagieren, wovon sie kaum eine Vorstellung haben. Entsprechend idyllisch fallen auch die dort gemalten Genrebilder aus: von den Müttern, die am Bett ihrer kranken, aber glücklichen Kinder wachen, von den wackeren Frauen, die durch ihren unentgeltlichen Einsatz unsere maroden Sozialsysteme vor dem Kollaps bewahren, die durch unermüdliche Häuslichkeit die Scheidungsrate in den Keller treiben und durch eigenhändige Kinderbetreuung die Zukunft ihrer Liebsten sichern. Die Lobeshymnen auf die Frau als von Natur aus altruistische und hingebungsvolle Kranken- und Kinderwärterin sind der größte Trumpf einer neuerlichen Restauration des alten Familienmodells. Die überwiegend männlichen Vertreter dieser weiblichen Prädestinationslehre unterrichten uns Frauen darin, was wir empfinden beim Gebären und Stillen. Sie klären uns darüber auf, dass uns beim Wechseln der Windeln und im einschläfernden Wiegen des Babys ein erotisches Erlebnis höchster und seltenster Art zuteil wird, und machen sich stark für die Wiederkehr des angeblich rein weiblichen Altruismus, der sexuellen Arbeitsteilung, der alten Geschlechterrollen und der weiblichen Entsagung. Wenn der Frau außer an erotischen Erlebnissen beim Windelwechseln auch an einem erfüllten Berufsleben gelegen ist, wird sie den Beifall dieser Partei nicht finden. Von dort wird lapidar gemeldet: Wenn eine Frau nach der Geburt alles daransetzt, ihren Beruf weiter auszuüben, und dadurch in Schwierigkeiten gerät, gibt es für den Mann keine emotionale Basis, an der Beseitigung dieses Problems wirklich mitzuarbeiten. Fragt man, warum das eigentlich so ist, weist der Finger sehr weit zurück in die Geschichte der Arten, in der das Männchen durch Mut und Kraft für Weibchen und Kinder gesorgt hat. Heute, wo das Weibchen in alle männlichen Domänen eingedrungen ist und für sich und seine Kinder zur Not selber sorgen kann, zieht das Männchen auf dieser Seite der Barrikade sich gekränkt zurück. Den Rest erledigen die Anwälte. Dass wir die haben, unterscheidet uns immerhin von unseren Brüdern, den Affen.

Der Barrikadenkampf zwischen den Anhängern des Glaubens an eine rückstandsfreie Vereinbarung von Kindern und Karriere einerseits und den Verfechtern der mütterlichen Prädestinationslehre andererseits ist unwürdig und fruchtlos. Jeder ist von der vollkommenen Überlegenheit seiner Partei überzeugt. Die eine schwört auf Chancengleichheit und Balance zwischen öffentlichem und intimem Leben. Die andere glaubt an die natürliche Bestimmung des Weibes. Eine neutrale Position zwischen den Fronten, die dafür plädiert, dass jeder nach seiner Fasson glücklich werden solle, drückt sich um die Antwort, welches Lebensmodell für die Lösung der großen Familienprobleme der nächsten Jahrzehnte wirklich geeignet ist.

Außer Polemik ist in dieser Debatte noch nicht viel hervorgebracht worden. Man schimpft sich gegenseitig hinterwäldlerisch und patriarchalisch oder grausam und selbstsüchtig. Die einen werfen den anderen vor, die immensen Kosten einer qualifizierten Ausbildung in der Buddelkiste zu versenken. Die Gegenseite kontert mit den noch höheren Folgekosten, die depravierte und vernachlässigte Kinder der Gesellschaft aufbürden. Die Vollzeitmütter sehen sich um die öffentliche Anerkennung geprellt, die sie ihrer Meinung nach verdient haben. Die voll berufstätigen Mütter fühlen sich von der anderen Partei als Mannweiber herabgesetzt und zu Unrecht als schlechte Mütter disqualifiziert. Die einen werden als Mutti, die anderen als Emanze diffamiert. Den einen wirft man vor, dass sie schuld daran sind, wenn ihre Ehen zerbrechen. Die anderen werden als unmündige und abhängige Hausfrauen an den Pranger gestellt. In diesem Krieg kann es keine Sieger geben.

So kann es nicht weitergehen. Denn in beiden Positionen liegt keine Zukunft. Beide verdanken sich überdies ideologischen Schulen, deren Zeit abgelaufen ist.

Die Lehre von den angeblich natürlichen Eigenschaften der Frau ist keineswegs eine, die bereits seit Urzeiten Gültigkeit hätte. Sie ist erfunden worden in einer ähnlichen Krisenzeit wie der unseren und erfüllte in einer unübersichtlichen Umbruchsituation die nämliche Aufgabe wie heute: Sie sollte die sich in Auflösung befindlichen sozialen Rollenbilder stabilisieren und einfache Orientierung in komplexen und unübersichtlichen Zusammenhängen bieten. So erstaunt es nicht, dass die ersten Ideologen einer natürlichen Weiblichkeit nicht etwa in der Antike oder im Mittelalter, sondern zu Beginn der Industrialisierung auftauchen. Zuvor war die ganztägige Berufstätigkeit der Frau, etwa im Stall und auf dem Acker, die selbstverständlichste Sache der Welt. Die Kinder blieben währenddessen häufig un- oder fremdbetreut, da zeigte man sich wenig zimperlich, man hatte ja genug davon. Erst das käsige 19. Jahrhundert kam auf den Einfall, dass die mittelständische Frau eigentlich auch ganztags neben der Anrichte im Wohnzimmer sehr ansehnlich aussehen würde – und nannte dieses Arrangement dann »natürlich«.

Fortsetzung *auf Seite 54*

Derricks Alter Ego

Herbert Reinecker ist tot. Nachruf auf den großen Drehbuchautor, der das Bild Deutschlands prägte

Seite 58

Foto: R. Römke/SV Bilderdienst

LEBENSZEICHEN

Es ist Rot

Harald Martenstein über Heuchelei an der Fußgängerampel

Fast jeder Mensch geht bei Rot über die Ampel, wenn weit und breit kein Auto zu sehen ist, auch ich tue dies. Nach meinem Rechtsempfinden ist die Ampel ein freundliches Angebot des Staates an mich als Fußgänger, von dem ich Gebrauch machen kann oder auch nicht. Ein Schutzangebot, das man unter allen Umständen annehmen muss, auch wenn man gar nicht möchte, heißt »Schutzgeld«, und es wird einem nicht vom Staat gemacht, sondern von der Mafia.

Ich respektiere in dieser Frage, wie es meine Art ist, auch andere Ansichten. Das heißt, wenn eine starrsinnige, unflexible und obrigkeitshörige Person an einer Ampel steht und die Straße partout nicht überqueren will, obwohl auf 500 Meter Entfernung kein Auto sich zeigt, dann gebe ich dieser Person keinen ermunternden Klaps auf den Po und halte ihr keinen Vortrag über den mündigen Bürger, die Große Französische Revolution und den Mut vor Fürstenthronen. In den letzen Jahrzehnten hat sich in Deutschland das Verhältnis zwischen den Ampelstehern und den Ampelgehern spürbar entspannt, es gibt kaum noch Zwischenfälle, während man in den sechziger Jahren als Ampelgeher von den Ampelstehern noch hin und wieder ins Arbeitslager gewünscht wurde und als Ampelgeher den Ampelstehern den Stinkefinger zeigte. An der Ampel funktioniert die multikulturelle Gesellschaft!

Wenn Kinder sich an der Ampel aufhalten, sind die Verhältnisse anders. Mit Kindern bleiben alle stehen, auch ich. Wir sind Vorbilder. Gleichzeitig spielen wir den Kindern etwas vor, wir lügen. Wir entwerfen ein falsches Bild von der deutschen Gesellschaft. Indem wir an der Ampel Vorbilder sind, verhalten wir uns, was Wahrheitsliebe und das Bekenntnis zur eigenen Meinung betrifft, gerade nicht vorbildlich. Dies ist ein philosophisches Problem. Ungeklärt ist außerdem die Frage, ab wann der kognitive und intellektuelle Apparat eines Kindes in der Lage ist, zu erkennen, ob ein Erwachsener bei Rot stehen bleibt. Wenn ich einen Kinderwagen sehe, gehe ich bei Rot. Der Säugling kann aus seinem Wagen ja nicht hinausschauen, und wenn er es könnte, würde er nichts begreifen. Bei Zweijährigen ist der Fall klar, da bleibe ich stehen, unterhalb von zwei Jahren erstreckt sich eine Grauzone. Einjährige vergessen fast alles sofort wieder, sie erkennen ja kaum ihren Vater, wenn sie ihn mal eine Woche lang nicht gesehen haben. Ein Einjähriger weiß gar nicht, was eine Ampel bedeutet. Neulich aber sah ich, hinter einen Busche verborgen, zwei Zwölfjährige, die, nachdem sie sich davon überzeugt hatten, dass kein Erwachsener in der Nähe war, bei Rot die Straße überquerten. Da wurde mir bewusst, dass es an der Ampel Parallelgesellschaften gibt und dass meine Multikulti-Idee naiv war. Wenn Erwachsene und Kinder zusammen an der Ampel sich befinden, bleiben beide stehen und spielen einander vor, dass sie die gleichen Normen haben, wenn sie aber unter sich sind, gehen beide bei Rot, sie haben also tatsächlich die gleichen Normen, wissen aber beide nicht, welche es sind.

So mache ich mir über alles meine Gedanken. Oberflächlich bin ich nämlich nicht.

Audio www.zeit.de/audio

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 54
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

KUNSTQUARTETT

Goya statt Sportwagen

Das Kunstquartett ist keine Fernsehsendung, sondern ein neues Kartenspiel. Es funktioniert so wie alle anderen Quartette auch: Die Karten werden unter den Mitspielern verteilt, und dann muss man sich gegenseitig übertrumpfen. »Maximale Flughöhe? Elftausendzweihundertfünfzigmeterstich!«, hieß es dann früher. Da ging es noch um Düsenjets. Oder: »Gewicht? Achtzehnkommafünftonnenstich!« So viel wog die französische Panzerhaubitze Caesar aus dem Quartett Starke Panzer. Jetzt also Kunst. Vorgestellt werden 32 Künstler von der Frührenaissance bis zur Klassischen Moderne, von Giotto bis Kandinsky. Von jedem gibt es ein Bild – in recht dürftiger Qualität. Bei Botticellis *Geburt der Venus* erkennt man kaum, ob die Venus einen Busen hat. Unter den Bildern stehen die Vergleichskriterien: Schaffensjahre, Anzahl der Werke, teuerstes Werk, Anzahl der Google-Hits und T-Shirt-Faktor von eins bis zehn. Claude Monet etwa sticht bei »Anzahl der Werke« mit 2050 alle aus. Auch beim T-Shirt-Faktor bekommt er die Bestnote 10. Und nur noch Goya hat so lange gemalt wie er: 68 Jahre. Bei einer Testspielrunde kommt es nach wenigen Spielzügen zu Problemen: Die Zahlen werden angezweifelt. Die Länge einer Rennyacht kann man messen, doch wie wurde der T-Shirt-Faktor erhoben? Ein Mitspieler greift zum Computer und recherchiert, dass Caravaggio nicht nur 928 000, sondern 4,7 Millionen Treffer bei Google hat. Und wieso gibt es eigentlich keine Picasso-Karte? Das ist ja wie ein Sportwagenquartett ohne Lamborghini! **TOBIAS TIMM**

ENGLISCHE JUSTIZ

»Die Perücke juckt«

Englische Zivilgerichtsverfahren werden bald ohne Perücken ausgefochten. Ein paar Fragen an Victoria Wakefield, 27, am High Court in London zugelassene Rechtsanwältin. Sie hat sich auf Handels- und Verwaltungsrecht spezialisiert.

DIE ZEIT: Wie war es, als Sie zum ersten Mal die Perücke vor Gericht trugen?

Wakefield: Grässlich. Sie hat gejuckt, mir war heiß. Wenn man sowieso schon nervös ist, hat eine Kopfbedeckung aus Pferdehaar keine beruhigende Wirkung.

ZEIT: Sie werden sie nicht vermissen?

Wakefield: Keinesfalls. Manche Leute verstehen das Verschwinden der Perücken als Indiz für das Hingehen der guten alten Zeit. Ich glaube aber, dass es kein sehr vorteilhaftes Licht auf die juristischen Fähigkeiten dieser Menschen wirft, wenn sie Theaterrequisiten benötigen, um ihr Ansehen unter Beweis zu stellen.

ZEIT: Werden Sie die Perücke aufheben?

Wakefield: Auf alle Fälle, um meinen Kindern einmal zu zeigen, wie albern es zuging, bevor sie auf die Welt kamen.

DIE FRAGEN STELLTE **REINER LUYKEN**

Bob, der Boss

ROBERT DE NIRO erzählt in Berlin von den Dreharbeiten zu seinem neuen Film »Der gute Hirte«

Schnee fiel sanft auf Tannen vor einer Villa am Wannsee. Da standen überall Ordnungskräfte. Polizei, Private Security, Walkie-Talkies, Staatskarossen, ein Hubschrauber in einem Himmel aus Perlmutt. Damen, bereits am frühen Sonntagvormittag heldinnenhaft gefönt. Die Straße für den Verkehr gesperrt. Mehrere Durchlasskontrollen hintereinander geschaltet. Dann der hell erleuchtete Raum der gastgebenden American Academy, hinter den Fenstern majestätisch der See. Ein leerer Ledersessel, für Ihn. Doch Schnee verzögert die Ankunft des Abgotts um zwanzig Minuten. Immerhin, ein erster Höhepunkt: Matt Damon ist bereits da, er trägt einen Pulli, aus dessen Rundkragen das weiße T-Shirt guckt. Volker Schlöndorff nippt an seinem Mineralwasser. Eine wunderschöne Inderin mit großen goldenen Ohrringen und finsterer Stirn steht neben einem deprimiert wirkenden Bruno Ganz, während Otto Schily nebst Gattin und Bodyguards nach vorne drängelt. Denn gleich wird es passieren! Gleich kommt es zu jenem, wie es in den handverlesen verschickten Einladungen hieß, »unvergesslichen Austausch cineastischer Expertise«.

Volker Schlöndorff nimmt im zweiten Clubsessel Platz, er soll das Gespräch leiten. Und da kommt Er tatsächlich zur Tür herein, in brauner Joppe. Sofort hört alles Geschnatter auf. Für einen Moment liegt schweigende Verblüffung in der Luft. Dann spontaner Applaus, und Bob, wie Ihn Freunde und Bewunderer nennen, lächelt und setzt sich in seinen Ledersessel.

Nun könnte es im Grunde losgehen. Nun werden all die Erwartungen eingelöst, und Bob darf seinen Kultstatus unter Beweis stellen. Denn das fragte man sich natürlich: Worauf gründet sich eigentlich Bobs Sonderstellung unter den Filmstars? Schlöndorff versucht sein Bestes, um das Geheimnis zu lüften. Dabei ist er rührend naiv, geradezu hilflos. Bereits nach zwei belanglosen einleitenden Minuten fällt ihm nichts mehr ein, außer, sich mehrmals dafür zu entschuldigen, kein guter Talkmaster zu sein. Aber das macht doch nichts! Bob muss nicht reden, um etwas zu sagen. Bob spricht auch dann, wenn er nichts sagt, und genau darin liegt ja das Geheimnis seines unvergleichlichen Erfolgs. Der größte lebende Schauspieler der Welt: Ein Zucken mit der Braue reicht. Ein Fingerreiben an der berühmten Nase. Tatsächlich: Etwas Gewaltiges liegt in seiner Präsenz, etwas Verschmitztes und Knallhartes zugleich. Aufmerksam schaut er sich im Raum um und erzählt nebenbei, er habe beim Drehen seines Spionage-Thrillers *Der gute Hirte,* der diese Woche in Deutschland anläuft, häufig die gesamten elf Minuten Film einer Kameraladung durchlaufen lassen. Das Material sei ja, im Vergleich zur Gesamtproduktion von 120 Millionen Dollar, nicht allzu teuer. Da habe er es sich leisten können, den lieben Matt Damon dreißigmal den gleichen Satz sagen zu lassen, bis es dann endlich stimmte. Überhaupt Matt Damon, der hätte ja leichtes Spiel gehabt, erzählt Bob und grinst. »Ich hab ihn angerufen und ihm klargemacht, er brauche im Grunde gar nicht zu arbeiten. Ich hatte den Film ja im Kopf. Einfach auf den Set kommen, sich vor die Kamera stellen und die Sätze sagen.« Matt Damon wird ein wenig rot, aber er lächelt brav. Klar, Bob ist der Boss. Der gleiche Bob, der nicht nur in *Taxi Driver* als Darsteller derart viel mitbrachte, dass sich die Regisseure hinterher nur wundern konnten, wie sich die eigenen Filme unter seiner Präsenz verwandelten.

»Um ihn einzustimmen, hab ich zu Matt vor einer Szene mit Joe Pesci gesagt, er solle sich vorstellen, er rede jetzt gleich mit einer Kakerlake. Und zu Joe hab ich gesagt, er rede jetzt gleich mit einem Stück Scheiße.« Bob grinst. Fröhliches Gelächter im Raum. Schlöndorff nickt glücklich und versucht, an diese Worte anzuknüpfen, doch es fällt ihm so recht nichts ein. Immerhin findet er einen netten Ausklang: »Regisseur sein, das ist wie Liebe machen. Nie weiß man, wie es die anderen so tun.« Ohne viel zu sagen und ohne sich auch nur die geringste Blöße zu geben, hat Bob an diesem schön verschneiten Vormittag der staunenden Öffentlichkeit einen kleinen Einblick gewährt.

NORMAN OHLER

TV-KRITIK

Neues von gestörten Anwälten

Fast immer wirken Anwälte langweilig – nur nicht in der Fernsehwelt von David E. Kelley. Der zauberte die Liebe suchende Anwältin Ally McBeal auf den Bildschirm, derzeit läuft seine jüngste Serie *Boston Legal*. Wie schon *Ally* schafft sie – bei aller Übertreibung und allem Klamauk – Momente der Wahrheit. Wieder arbeiten die Protagonisten für eine Kanzlei in Boston. Wieder sind sie begnadet, erfolgreich und gleichzeitig gestört. Sie suchen die menschliche Nähe, die ihre Lebensweise ausschließt. Kein Déjà-vu ist das Ganze nur, weil es nicht um Männlein und Weiblein geht, sondern um zwei Freunde. Der eine ist links, der andere rechts, der eine ist jung und sprunghaft, der andere alt und alzheimerkrank. Und doch verstehen sie sich besser, als es eine Frau je könnte. Das kleine Wunder der Serie ist der Alte, William Shatner, bekannt als Kapitän des Raumschiffs *Enterprise.* In seiner Figur verbindet sich das ewige Kind mit dem verletzlichen Mann. Die Erfolgsgewohnheit mit der Endlichkeitserkenntnis. Vorsicht, die Leistung ist in jeder Weise reif: Auf einmal mag man einen Bush-Anhänger, Kriegstreiber und Sexprotz. **UWE JEAN HEUSER**

✱ ZEIT-Autoren stellen in lockerer Folge Fernsehsendungen vor, die sie begeistern. Diesmal: „Boston Legal", mittwochs auf Vox um 22.05 Uhr

PERSONALWECHSEL IM NDR

Ironisch weglächeln

Nachrichtenredaktionen haben keinen leichten Job, und besonders heikel wird es, wenn sie über Neuigkeiten aus dem eigenen Haus berichten. Da muss *Tagesthemen*-Moderatorin Anne Will in ihrer eigenen Sendung einen Beitrag ironisch weglächeln, in dem verkündet wurde, dass sie selbst demnächst den ARD-Sonntagstalk übernimmt. Christiansen, Jauch, Plasberg und Co.: Bei so viel Selbstbeschäftigung sind offenbar manchem ARD-Redakteur die Maßstäbe durcheinandergeraten. Dienstag vergangener Woche in der *Tagesschau,* der meistgesehenen Nachrichtensendung des Landes. Gerade wurde über die Flutkatastrophe von Jakarta berichtet, über Hunderttausende Menschen ohne Zuhause, da verkündete der Sprecher mit staatstragender Stimme: »Ingo Zamperoni wird neuer Moderator im ARD-*Nachtmagazin.* Das haben die Intendanten der ARD auf ihrer Sitzung in Frankfurt beschlossen. Der 32-Jährige wird Nachfolger von Anja Bröker, die aus privaten Gründen die Redaktion verlässt. Zamperoni arbeitet seit 2002 für den NDR.« Ingo wer? Anja wer? Private Gründe? Der Sprecher jedenfalls verzog keine Miene. Er kündigte die Wettervorhersage an. **CHRISTOPH AMEND**

GESCHICHTEN, DIE DAS LEBEN SCHRIEB

Ennio Morricones Traum geht in Erfüllung

Ennio Morricone, 78, hatte einen großen Wunsch. Fünfmal war der italienische Filmkomponist (Spiel mir das Lied vom Tod, Für eine Handvoll Dollar, Es war einmal in Amerika) für den Oscar nominiert, doch stets ging er leer aus. Zum bislang letzten Mal im Jahr 2001. Damals zeichnete Walter De Gregorio in der Rubrik »Ich habe einen Traum« Morricones Gedanken zur bevorstehenden Oscar-Nacht auf. »Ich habe das hässliche Männchen deshalb noch nie bekommen, weil die Jury sich anders entschieden hat«, sagte er damals trotzig. Wieder gewann ein anderer. Jetzt ist Morricones Wunsch doch noch in Erfüllung gegangen: Der Komponist wird am 25. Februar mit dem Oscar für sein Lebenswerk ausgezeichnet.

SIEMENS-SKANDAL

Vorstandschefs im Aufsichtsrat

Im Siemens-Konzern sollen Bestechungsgelder in Höhe von mehreren 100 Millionen Euro geflossen sein. Der oberste Aufklärer des Schmiergeldskandals, Heinrich von Pierer, stand pikanterweise zur fraglichen Zeit selbst an der Siemens-Spitze. Deshalb fordert der CDU-Fraktionsvorsitzende Volker Kauder, solche Interessenskonflikte in Zukunft zu vermeiden. Sein Antrag, den direkten Wechsel vom Vorstandsvorsitz in den Aufsichtsrat gesetzlich zu verbieten, scheiterte vergangene Woche. Einige prominente Beispiele eines fliegenden Wechsels von einem Chefsessel zum anderen:

THYSSENKRUPP:
Gerhard Cromme, 2001

VW: Ferdinand Piëch, 2002

ALLIANZ: Henning Schulte-Noelle, 2003

DEUTSCHE BANK:
Dr. Rolf E. Breuer, 2002

HYPO VEREINSBANK
Dr. Dr. h.c. Albrecht Schmidt, 2003

BASF: Prof. Dr. Jürgen Strube, 2003

SAP: Hasso Plattner, 2003

OTTO GROUP
Michael Otto,
angekündigt für Ende 2007

Fotos: Sven Darmer/Davids; Cinetext Bildarchiv

Schluss mit dem Streit!

Fortsetzung *von Seite 53*

Illustration: Susanne Mewing für DIE ZEIT

Die Auffassung, dass keine Kinder zwar die beste, Kinder und Karriere aber die zweitbeste Lösung der Frauenfrage sei, verdanken wir dem Feminismus. Der Feminismus hat zwar für die Mütterfrage nie ein Herz gehabt, weil er ursprünglich davon ausging, dass ein erfülltes und emanzipiertes Frauenleben ein kinderloses zu sein hat. Doch hat er sich in einer zweiten Phase und unter dem Druck der Mütter dazu bequemt, von dieser buchstäblich zum Aussterben verurteilten Position abzurücken und dem Vereinbarkeitsideal näherzutreten. Das Vereinbarkeitsideal geht davon aus, dass eine Frau so viele Kinder bekommen kann, wie sie sich wünscht, und gleichzeitig keine Kompromisse in ihrer Berufsausübung eingehen muss, sondern im Gegenteil entsprechend einem weiteren Ideal, dem Ideal der Chancengleichheit, immer unbeschränkte berufliche Entfaltungsmöglichkeiten genießt. Dieses Ideal ist, was der Name schon sagt, eine bloße Idee, die mit der Lebenswirklichkeit von Müttern, die wirklich annähernd so viele Kinder haben, wie sie sich wünschen, nicht das Geringste zu tun hat.

So stecken alle in der Sackgasse. Die Prädestinationstheorie und die ihr zugeordnete Hausfrauenehe haben keine Zukunft, weil sie eine lebensferne Erfindung einer Handvoll frühindustrieller Ideologen sind. Das Vereinbarkeitsideal hat keine Zukunft, weil es in Wahrheit gar nichts zu vereinbaren, sondern immer nur etwas zu addieren gibt.

Ich bin überzeugt davon, dass unsere Zukunft weder bei der einen noch bei der anderen Kriegspartei zu finden ist. Sie liegt weder in einer größeren Verweiblichung noch in einer größeren Vermännlichung der Frauen. Sie liegt nämlich überhaupt nicht bei den Frauen. Wir haben uns in den letzten Jahren so viel bewegt wie noch keine Frauengeneration vor uns. Wir haben die männlichen Domänen erobert und die weiblichen Stellungen so gut es ging gehalten und haben uns in diesem Spagat schon manches Bein gebrochen. Jetzt sollten wir weder blind zurückgehen noch weiter nach vorne stürmen. Wir sollten uns eine Pause gönnen. Jetzt ist es an den Männern, uns einzuholen. Die Männer müssen sich bewegen, sie müssen die männliche Hälfte der Welt mit uns teilen und die weibliche endlich erobern. Das mag vielen nicht gefallen. Und es wird noch viel ideologisches Kettenrasseln geben. Von der Nivellierung natürlicher Geschlechtsunterschiede, vom Verlust erotischer Spannung und archaischer Geschlechtlichkeit hört man die gekränkten Schreibtischhelden schon rufen. Aber es wird ihnen nichts nützen. Die Erotik wird überleben, selbst am männlich besetzten Wickeltisch. Die erotische Spannung wird unter der gemeinsamen Kinderbetreuung nicht zusammenbrechen. Und die kreatürliche Geschlechtlichkeit wird sich auch außerhalb der Hausfrauenehe einstellen. Nicht wir sind es, die sich verweiblichen müssen, die Männer müssen es tun. Und nicht wir sind es, die Kinder und Karriere weiterhin immer nur fleißig addieren sollten, die Männer müssen es uns gleichtun. Dann wird der Krieg ein Ende haben.

Das alles ist natürlich sehr allgemein. Man könnte sagen: sehr männlich-allgemein. Denn die Rede von Krieg, Domänen, Stellungen und Barrikaden ist keine traditionell weibliche. Und in der Tat sind im öffentlichen Familiengespräch die Rollen häufig genauso verteilt wie in der Küche zu Hause. Die Frau ist die Beschwerdeführerin, sie beklagt sich und zeigt auf die ewig unsortierten Socken der Kinder. Der Mann ist im freundlichen Fall ratlos oder aufrichtig bekümmert und diktiert uns im unfreundlichen Fall seine Bedingungen für einen Friedensvertrag, der grob zusammengefasst einen einzigen Paragrafen enthält: Socken, Kranke und Kinder der Frau, und den ganzen Rest bitte auch noch.

Aus der Familienpublizistik der Männer habe ich mir die Kriegssprache geborgt. Dort ist die Rede von »eroberten Arealen«, »besetzten Stellungen«, vom »Gleichheitskampf«, von der »Einnahme von Positionen«, von »Urgewalten« und Ähnlichem. Auch wenn in diesen Verlautbarungen nicht immer davon geredet wird, dass der »Gleichheitskampf« nur durch Rückzug zu entscheiden ist, auch wenn im Gegenteil immer versichert wird, niemand wolle die Familie des 19. Jahrhunderts zurückhaben, fehlt bisher jeder Hinweis auf die alles entscheidende Frage: Wer kümmert sich wann um wen oder was?

Die rundum entlastete Familie ist ein Glücksverhinderer

Auf solche Fragen stößt man nicht, wenn man sich im freien Luftraum eines abstrakten Familiendiskurses bewegt. Wir können uns diese Abstraktion nicht erlauben. Die Wahrheit ist für die Frauen immer konkret. Deswegen ist es höchste Zeit, unsere Flughöhe zu verlassen und im wirklichen Familienleben zu landen.

Die Familie ist einer der letzten Zufluchtsorte. Sie ist keine Idylle, sie ist kein Puppenheim. Aber sie ist dem Ideal nach noch immer ein Gegenmodell zur Allgewalt der Ökonomie und der Beschleunigung. Sie organisiert sich nach dem Prinzip der Solidarität, nicht dem der Konkurrenz. Ihr Kapital ist der glücklich erlebte Augenblick, nicht das irgendwann erreichte Ziel, der abgearbeitete Dienstplan. Sie gehorcht dem Herzens-, nicht dem Effizienzprinzip.

Wenn sie diese Eigenschaften verliert, verliert sie sich selbst. Wenn sie sich nicht schützt, zerstört sie ihre Existenzgrundlage. Aber wie soll sie sich schützen? Wie kann sie ihre eigene Logik gegen die der Arbeitswelt behaupten? Darum wird es in der Zukunft gehen. Und nicht darum, weiterhin daran herumzurätseln, wie man die Frauen dem Arbeitsprozess teilweise oder ganz und gar entzieht, um sie als lebende Schutzschilder vor dem bedrohten Familienraum aufzustellen.

Der berühmte Satz von Tolstoj, dass alle glücklichen Familien sich glichen und alle unglücklichen auf ihre besondere Weise unglücklich seien, hat sich in unserer Zeit umgekehrt. Das Unglück der Familien ist strukturell, das Glück individuell geworden. Wir wären gut beraten, wenn es uns gelänge, die alten Tolstojschen Proportionen wiederzufinden, ohne uns in Tolstojsche Lebens- und Eheverhältnisse zurückzumanövrieren. Die rundum entlastete Einstundenfamilie, wie sie am Horizont moderner Familienpolitik aufscheint, ist ein struktureller Glücksverhinderer. Vorbildlich dazu geeignet, stromlinienförmige Berufsverläufe, Vereinsamung und Erschöpfung der braven Modernisierungsteilnehmer zu garantieren. Die durch Kinder unbehinderte Arbeitszeit der Eltern genießt allgemeine Anerkennung und staatliche Förderung, die durch Arbeit unbehinderte Familienzeit muss noch entdeckt – und geschützt werden. Denn ohne Familienzeit gibt es keine Familien. Und ohne Familien gibt es keine Kinder. Wer alles auf einmal haben will, wird bald gar nichts mehr haben. Nichts außer einer sensationell ausgestatteten Einsamkeit und einem verpassten Leben.

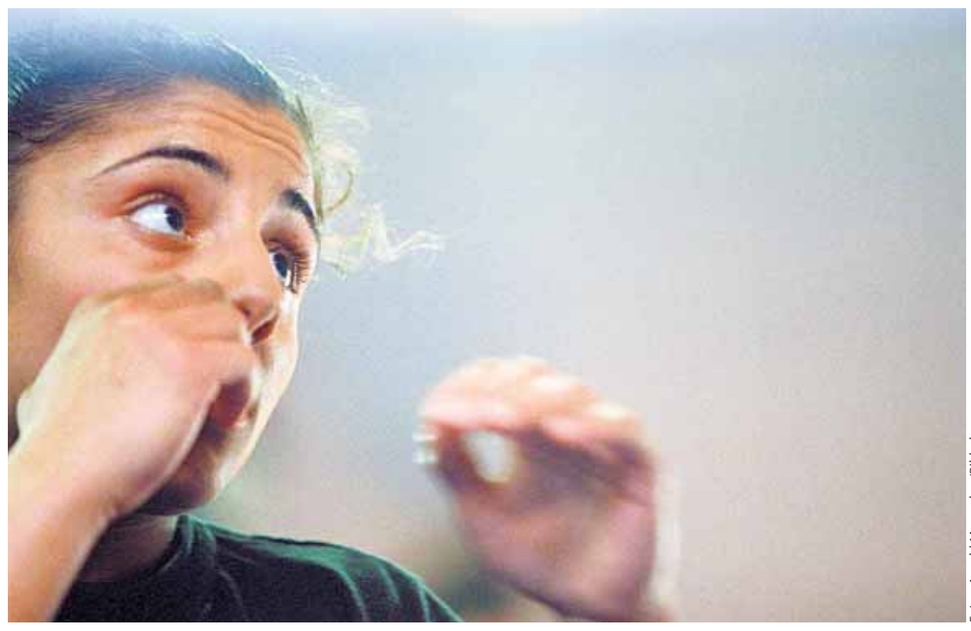
✱ Der Text ist ein Vorabdruck aus dem Buch »Die Schule der Frauen: Wie wir die Familie neu erfinden«, das DVA am 22. Februar herausbringt. Es führt den Essay »Der Preis des Glücks« fort, der im Leben, ZEIT Nr. 12/06, erschienen ist und auf den die Autorin zahlreiche Reaktionen bekommen hat

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.54 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 55

SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Durch-geboxt



Fotos: Arnold Morascher/Bilderberg

Susianna Kentikian floh aus Armenien nach Hamburg – und hofft immer noch auf einen deutschen Pass. Am Freitag will sie Boxweltmeisterin werden

VON ANNE-DORE KROHN

Der Unterschied ist, dass bei ihr keiner mit der Kamera dabeistand und filmte. Die Szenen durften auch nicht wiederholt werden, wenn sie nicht gleich klappten. Und es gab in jeder Situation nur eine Chance. Doch sonst ist Susianna Kentikians Lebensgeschichte wie eine Boxstory im Film – eine, die zeigt, wie man es schaffen kann. Sie hat etwas von Sylvester Stallones Aufsteigerepos *Rocky* und Clint Eastwoods Milieudrama *Million Dollar Baby*. Sie erzählt von einer jungen Armenierin, die alle Susi nennen, und die sich verwandelt, wenn sie in den Ring steigt. Dann verschwindet das Lächeln der 19-Jährigen und alles Mädchenhafte, aus ihrem Mund kommen kehlige Laute. Ihre 14 Profikämpfe hat sie alle gewonnen, 11 endeten mit dem K. o. der Gegnerin. Ihr Spitzname ist »Killer Queen«.

Es gibt vier internationale Box-Organisationen, die Weltmeistertitel in den verschiedenen Gewichtsklassen verleihen – um einen wird Kentikian am Freitag in Köln kämpfen. Die Auseinandersetzung um den WBA-Titel im Fliegengewicht wird live im Fernsehen übertragen. Jahrelang hat Kentikian darauf hingearbeitet, mit 1,53 Meter Körpergröße die kleinste Profiboxerin Deutschlands. Sie ist eine der Frauen, die als Nachfolgerin der bekanntesten deutschen Profiboxerin Regina Halmich gehandelt werden, Halmich will dieses Jahr ihre sportliche Karriere beenden.

Susianna Kentikian kommt von dort, wo einem populären Mythos zufolge alle Boxer herkommen: von ganz unten. 1992 verschlug es ihre Familie nach Hamburg, auf der Flucht vor Unruhen in Armenien. Über die ersten Jahre in Deutschland sagt sie nüchtern: »Wenn ein Problem erledigt war, kam das nächste.« Sie sitzt in einem Restaurant in Hamburg-Wandsbek. Dort ist auch das Unternehmen zu Hause, bei dem sie unter Vertrag steht, der Boxstall Spotlight. Bestellen möchte sie nichts, sie hat heute schon Schwarzbrot und Sushi gegessen. Sie muss auf ihr Gewicht achten, in der Fliegengewichtsklasse darf sie nicht mehr wiegen als 50,8 Kilogramm. »Das ist der erste Kampf«, sagt sie, »das Gewicht zu halten.« Sie hat sich schick gemacht, trägt eine glänzende schwarze Hose, Stiefel mit Schnallen, eine weiße Strickschirmmütze. Es wird an diesem Tag Fotoaufnahmen geben, ein Probe-Sparring mit dem Trainer, Interviews. Einen Tag vor dem Kampf wird sie im Fernsehen auftreten, mit ihrem Vorbild Regina Halmich.

Bis vor drei Jahren lebte sie mit Eltern und Bruder in einem Asylbewerberheim, zu viert in einem Zimmer. Zuvor, eineinhalb Jahre lang, hieß der Wohnort der Kentikians *Bibby Altona:* Das Flüchtlingsschiff auf der Elbe ist bekannt für Sanitäranlagen in katastrophalem Zustand, regelmäßige Razzien. Mehr ein Abschiebe- als ein Einreiselager für »Personen ohne Bleiberechtsperspektive«, wie es im Behördenjargon heißt. Die Familie lebte in ständiger Angst, wieder zurückzumüssen nach Armenien. Der Vater wäre dort in den Kriegsdienst eingezogen worden, sagt die Tochter. Es gab Nächte, in denen die Polizei sie zum Flughafen fuhr, und dann, in letzter Minute, durften sie doch bleiben. »Wir haben uns angestrengt, dem Staat nicht auf der Tasche zu liegen. Jeder hatte mehrere Jobs. Ich ging nach der Schule in einem Fitnessstudio putzen.« Kentikian hat früh gelernt durchzuhalten, ihre Angst zu besiegen – Tugenden, die ihr auch im Sport nützen. Inzwischen hat die Familie ein Bleiberecht und kann sich eine Dreizimmerwohnung in der Nähe des Boxstalls leisten.

Wenn Susianna Kentikian boxt, kämpft sie auch für ihre Familie – eine Geschichte, wie sie die Zuschauer lieben. Der Ring verwandelt sich in eine Schicksalsbühne, auf der um Anerkennung gekämpft wird und wo am Ende, ganz archaisch, der Stärkere siegt. »Jenseits des Sports hat sie ein starkes Profil«, sagt Dietmar Poszwa vorsichtig, er ist Geschäftsführer ihres Boxstalls. Poszwa betont, dass viele seiner Boxer nicht dem typischen »Durchbox-Klischee« entsprechen und aus ärmlichen Verhältnissen kommen, sondern aus dem Mittelstand. Viele hätten sogar Abitur.

Am Freitag soll die deutsche, nicht die armenische Nationalhymne gespielt werden. Den deutschen Pass hat Kentikian zwar noch nicht, doch er ist beantragt, für alle Mitglieder der Familie. »Vielleicht geht es schneller, wenn die Behörden sehen, dass ich im Fernsehen bin«, sagt sie.

Um den Hals trägt sie einen Glücksbringer, einen winzigen Boxhandschuh, ihr Vater hat ihn ihr gegeben. Dazu ein in Gold gefasstes Auge. Es stammt von der Mutter, ist »gegen den bösen Blick«. Vor dem Kampf wird sie den Schmuck ablegen müssen. Gegen Carolina Alvarez, ihre Gegnerin aus Venezuela, hat sie noch nie geboxt.

Als Kentikian mit dem Sport anfing, war sie zwölf. Sie hatte vieles ausprobiert, »ich hatte einfach zu viel Energie in mir«. Ihr Bruder boxte. Einmal begleitete sie ihn, und sein Trainer forderte sie auf, mitzumachen. Also ging sie in den Ring, in Turnschuhen mit dicken Plateausohlen. »Ich konnte alles rauslassen«, sagt sie, »und mich hat die Härte fasziniert.« Sofort habe ihr das Boxen geholfen, abzuschalten, »an nichts zu denken«. Zu Hause, bei der Familie, warteten die Sorgen.

Sie begann, jeden Tag zu trainieren. Als Amateurin wurde sie Hamburger Meisterin und norddeutsche Meisterin im Regionalverband, auch einen bundesweiten Titel holte sie. Seit zwei Jahren ist sie Profi, nebenbei machte sie ihren Realschulabschluss. Von rund 350 registrierten Profiboxern in Deutschland sind nur 36 Frauen. Am Anfang, sagt Kentikian, habe sie immer gewartet, »bis die Jungs mit dem Duschen fertig waren«. Erst seit einem Jahr gibt es in ihrem Boxstall auch eine Frauendusche. Sie hätte sich gewünscht, dass der Film *Million Dollar Baby* gut ausgeht, damit sich mehr Frauen in den Ring trauen – am Ende von Clint Eastwoods Film stirbt die weibliche Hauptfigur.

Boxerinnen müssen sich immer noch gegen Vorurteile wehren: Faustkampf und Weiblichkeit passen nach Ansicht vieler nicht zusammen. Als olympische Disziplin ist Frauenboxen nicht zugelassen, in Deutschland sperrte sich die Männer-Boxwelt jahrelang. Erst Kentikians Vorbild Regina Halmich ebnete den Weg. Weil der Deutsche Amateur-Boxverband sich bis 1996 weigerte, Lizenzen an Frauen zu vergeben, versuchte Halmich es gleich bei den Profis – und gewann 1995 als erste deutsche Boxerin den Weltmeistertitel. Der Durchbruch gelang ihr jedoch erst mit einem medienwirksamen Spektakel: Als der Moderator Stefan Raab sie 2001 zum Zweikampf herausforderte, brach sie ihm die Nase. Danach schnellten die Quoten ihrer Auftritten nach oben. Erst dadurch wurde Frauenboxen populär.

Halmich wird Kentikians WM-Kampf am Freitag moderieren, es ist ihr Debüt als Sportmoderatorin. Sie sagt: »Susi hat das Zeug dazu, meine Arbeit fortzuführen, weil sie weiß, worauf es ankommt. Sie ist auch im Kopf sehr stark, und deswegen wird sie es schaffen.« Jetzt läuft die bekannteste Profiboxerin Deutschlands auf hohen Absätzen in Kentikians Boxstall herum, sagt wohlklingende Sätze in Mikrofone. Zwischendurch geht sie zu der Kollegin und umarmt sie.

Kentikian streift ihre Boxhandschuhe über und verwandelt sich. Im Ring ist sie konzentriert, setzt schnelle, harte Schläge. Klein zu sein ist ein Nachteil, weil die Schläge nicht so weit reichen. Manche nennen sie Pitbully. Das mag sie nicht. Auch Fotos, auf denen ihre Muskeln deutlich herauskommen, sind ihr peinlich. Sie möchte nicht nur Boxerin sein, sondern auch eine attraktive Frau.

Für ihren WM-Kampf hat sie mit einer Freundin Stoff ausgesucht, ist damit zum Schneider gegangen. Jetzt liegen ein goldener Mantel und ein goldener Rock mit schwarzem Taillenband bereit, die Freundin hat die Sachen vorbeigebracht. Kentikian probiert den Mantel an, betrachtet sich im Spiegel. Um sie versammeln sich Frauen, sie zupfen an ihr herum, kichern. Sie wird den Mantel beim Einzug in die Halle tragen. Sie werde aussehen wie eine Königin, sagen die Frauen.

Viele Kameras werden sich am Freitag auf sie richten. Eine begleitet sie schon seit einem Jahr: Ein Team des WDR filmt Kentikian beim Training, in der Freizeit, zu Hause. Der WM-Kampf, egal, wie er ausgeht, soll der Abschluss eines Dokumentarfilms über die »Killer Queen« werden. Das Drehbuch mussten die Leute vom Fernsehen nicht schreiben. Es war schon da.

Susianna Kentikian

ist 19 Jahre alt. 1992 kam sie mit ihrer Familie als Flüchtling nach Hamburg

ANZEIGE

Auf allen Frequenzen Krawall

Nach den Gewaltexzessen von Hooligans in Sizilien heizen italienische Radiosender die Stimmung weiter an **VON BIRGIT SCHÖNAU**

Das Programm heißt »Hoch die Herzen«, es eröffnet mit einer fröhlichen Melodie. Hört sich an wie ein Kinderlied, nur der Text will nicht ganz passen. *»Comando si, comando no, comando omicida.«* Heißt soviel wie: »Kommando ja, Kommando nein, Todeskommando.« Die nächste Zeile klingt wie ein Versprechen: »Wir schwenken die Fahne, aber es wird kein Blut mehr fließen«, und dann haben die beiden Moderatoren das Wort. Sie reden zwei Stunden lang über das Spiel AS Rom gegen FC Parma. Über das Liedchen verlieren sie kein Wort.

Wir sind auf Rete Sport, einem der zwölf Lokalradios in Rom, die sich ausschließlich mit dem Erstligaklub AS Rom befassen. Der Lokalrivale Lazio Rom hat nur die Hälfte an Fansendern, dafür verfügen seine organisierten Fans, die *irriducibili,* die Unbeugsamen, über eine eigene Sendung, die »Nordstimme«. 18 Radios, in denen nur über Fußball geredet wird – es gibt Menschen in Rom, die gar nichts anderes mehr hören. Man kann die Masse und das Programm der Sportradios für übertrieben halten. Italiens Kommunikationsminister Paolo Gentiloni hält sie für gefährlich. »Keine Toleranz gegenüber denjenigen, die zur Gewalt anstacheln und Verbrecher verteidigen«, fordert er. »Es gibt in unserem Land Medien, die die Gewalt in den Stadien noch anheizen.«

Nach den Fankrawallen im sizilianischen Catania, bei denen am 2. Februar ein Polizist getötet wurde, hat die Mitte-links-Regierung eine Notverordnung gegen gewalttätige Hooligans erlassen. Kernpunkt ist die Schließung unsicherer Stadien für das Publikum und das Verbot organisierter Fanreisen zu Auswärtsspielen. Vergangenes Wochenende fanden deshalb viele Spiele vor leeren Zuschauerrängen statt. Rund 80 000 italienische Fans sind nach Schätzungen der Polizei gewaltbereit – fast alle sind politische Extremisten des äußersten rechten Rands.

Diese sogenannten Ultras benutzen die Fanradios als Sprachrohr, glaubt Minister Gentiloni. Die Regierung will die lokalen Sender strenger kontrollieren, im Extremfall droht Schließung. Die Radios bewegen sich oftmals haarscharf an der Grenze zwischen Folklore und politischer Propaganda. Die einen verherrlichen nur ihre Idole, die anderen verbreiten dumpfes Volksempfinden. »Ratet mal, wer auf der Warteliste der städtischen Kindergärten an euch vorbeizieht«, fragt ein Moderator im Lazio-Sender Radio Flash Sport. »Drogensüchtige und Ausländer. Die kriegen den Platz. Wir normalen Römer aber müssen 300 Euro im Monat für einen privaten Kindergarten zahlen. Und das ist kein Rassismus! Ich bin schließlich kein Rassist.« Ist das schon Anstachelung zur Gewalt?

Der Moderator setzt zu einem 40-minütigen Monolog an, in dem das Wort Fußball genau zwei Mal vorkommt. »Ein Polizist ist gestorben, und jetzt regen sich alle mächtig auf. Die Regierung schließt die Stadien für das Publikum. Plötzlich sind die Stadien nicht mehr sicher, plötzlich werfen sie sich auf die Ultras in den Kurven. Fragt sich denn mal einer, warum sich unsere Jugend so verhält? Oder denken die immer nur an Strafe?« Das wahre Problem sei doch, »dass unsere Politiker nach China fahren, obwohl da immer noch Priester einfach verschwinden. Aber wir müssen an unsere Nation denken, an unsere Jugend. Wenn die Nation wächst, können wir auch ins Ausland fahren.« Das Gerede erscheint kraus und sinnfrei. Nichts, was gegen das Gesetz verstieße. Aber wenn dahinter eine Botschaft steckt, kommt sie vermutlich an.

Die Nordstimme der Lazio-Ultras auf Radio 6 wird ein wenig deutlicher. Moderator Gianluca grüßt ausdrücklich vier Ultras-Führer, die »unschuldig im Gefängnis sitzen. Ein großer Kuss euch allen.« Die Anführer der rechtsgerichteten *irriducibili* sind seit Oktober in Untersuchungshaft, weil sie unter dem Verdacht stehen, den Besitzer von Lazio Rom massiv bedroht zu haben. Der Klubpatron sollte gezwungen werden, den Erstligisten an einen früheren Spieler zu verkaufen, der seinerseits offenbar als Strohmann eines Mafia-Clans fungierte. Nichts davon sei wahr, beteuert die Nordstimme. Moderator Gianluca spielt die italienische Nationalhymne: »Zur Erinnerung an alle Märtyrer, die von Titos Partisanen umgebracht wurden – weil sie Italiener waren.«

Was hat das mit Fußball zu tun? Nichts. Aber Fußball ist ja auch für die Ultras Nebensache. »Wir gehen nicht einfach nur ins Stadion, um ein Fußballspiel zu sehen«, hat einer der inhaftierten Führer gesagt. »Wir gehen dorthin, um unseren politischen Standpunkt zu verteidigen.«

Der frühere Lazio-Spieler Paolo Di Canio hob auf dem Spielfeld immer wieder den rechten Arm, um »sein Volk« zu grüßen. Auch in Italien ist die als »römischer Gruß« bekannte faschistische Geste verboten. Aber Di Canio wurde immer nur zu lächerlich geringen Bußgeldern verdonnert. Am Sonntag vor den Krawallen von Catania, die nach Erkenntnissen der Polizei auch von rechtsextremen Ultras ausgelöst wurden, saß der mittlerweile drittklassige Profi als Talkgast in der Sportschau des Berlusconi-Programms Italia 1. Als ein anderer Gast ihn wegen dessen Überzeugungen zur Rede stellen wollte, wies der Moderator ihn zurecht.

Auf dem Lokalsender Centro Suono Sport wird die Sendung *Ich gebe dir Tokyo* von Mario Corsi moderiert. Corsi ist ein Fan des AS Rom. Früher mal war er ein gesuchter Rechtsterrorist. Er wurde mehrfach verurteilt – zu Haftstrafen und Hausarrest. In den neunziger Jahren avancierte Corsi zu einem der Führer der AS-Rom-Südkurve, die bis dahin noch von linken Gruppen dominiert wurde. Er brachte die Kurve auf stramm rechten Kurs, wurde wieder angezeigt, wegen Nötigung der Klubführung und Drohungen gegen Sportjournalisten.

Corsi war ein rechter Ultra wie aus dem Bilderbuch. Jetzt macht er Radio und sagt: »Manches, was ich früher tat, würde ich wieder tun.« Er redet davon, dass das englische Modell mit Stadien ohne Barrieren in Italien nicht möglich wäre. Er fragt sich, ob man jetzt noch nicht mal zum Torjubel einen kleinen Feuerwerkskörper zünden dürfe. Ob es stimme, dass nach den Krawallen von Catania auch Spruchbänder strikt verboten seien. Lauter unschuldige Fragen. Die Ultras des AS Rom haben am letzten Sonntag übrigens die Gedenkminute für den toten Polizisten ausgepfiffen.

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.55 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 56
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Der späte Zwilling

Wie der Biotechniker Eric Palmer versucht, mit dem Klonen eines erfolgreichen Springpferdes reich zu werden

VON RUEDI LEUTHOLD

Foto: Kurt Schorrer/foto-net

Calvaro

begann sein zweites Leben im Spätsommer des Jahres 2003 im Gestüt von Willi Melliger, Neuendorf, Kanton Solothurn, Schweiz. Nach einer örtlichen Betäubung entnahm Eric Palmer an der Brust des Pferdes ein Stück Haut von der Größe eines Fingernagels. Damit legte der Biotechniker in seinem Labor in Frankreich eine Zellkultur an, die er später in flüssigem Stickstoff lagerte, bei minus 196 Grad.

Wenige Tage später, am 30. September 2003, wurde Calvaro eingeschläfert. Er hatte sich von einer Meniskusoperation nie richtig erholt, litt Schmerzen und war abgemagert. Sein Tod löste nochmals jene hysterischen Kundgebungen aus, die einem echten Popstar zukommen. Der Schimmel war eines der berühmtesten Springpferde der Welt gewesen und hatte seinen Besitzern insgesamt 1,9 Millionen Franken an Preisgeld eingebracht. Er hatte zwei Olympiamedaillen gewonnen; 1996, auf dem Höhepunkt seines Ruhms, wollte ihn der König von Jordanien für 5,2 Millionen Franken seiner Tochter Haja schenken. Es war der deutsche, in der Schweiz wohnende Industrielle Hans Liebherr, der einen Verkauf Calvaros verhinderte. Calvaro war ein Monument der Kraft und Eleganz. Für ein Ganzkörperbegräbnis reichte es trotzdem nicht. In der Schweiz dürfen nur Haustiere, die bis zu zehn Kilogramm schwer sind, im Garten begraben werden. Das tote Pferd wurde per Lastwagen zur Rohwarenmulde einer Tierverwertungsanlage transportiert, wo es zerlegt, sterilisiert und getrocknet wurde, bis nur noch etwas Extraktionsfett und Tiermehl übrig blieben, die in einer Zementfabrik als Brennmaterial benutzt wurden.

Derweil wollten die Tränen der Fans nicht trocknen. »Hin und wieder gelingt Mutter Natur die Vollendung der Perfektion. Calvaro war ein solches Wunder. Ciao.« So verabschiedete sich ein Pferdefreund auf der Homepage von Willi Melliger, die von Beileidskundgebungen überlief. Dem Reiter selbst blieben von seinem Superstar nur die Hufeisen und je ein kleines Stück von Mähne und Schweif. »Er hatte so viel Kraft. Ein zweites solches Pferd wird es nie wieder geben.« Das sagte Melliger einem Reporter der *Schweizer Illustrierten.* Da Calvaro, wie fast alle männlichen Pferde, die für den Sport ausgebildet werden, kastriert worden war, gab es von ihm auch keine Nachkommen.

Doch nun lässt Eric Palmer Calvaro wieder aufleben. Gefällt es Ihnen, ein bisschen Gott zu spielen, Herr Palmer?

»Nein, überhaupt nicht. Ich bin Wissenschaftler und Techniker, forsche seit 30 Jahren über die Fortpflanzung beim Pferd, ich habe in Frankreich die Ultraschalluntersuchung eingeführt, die künstliche Besamung, dann den Embryotransfer, und jedes Mal sagte man mir, was ich tue, sei widernatürlich. Und jedes Mal hat sich die Technik für die Pferdezüchter als hilfreich erwiesen. Und das Gleiche wird mit dem Klonen passieren, das jetzt als revolutionär betrachtet wird. Die Leute sind noch überrascht und verunsichert. Aber sie werden sich daran gewöhnen.«

1996 kam das Klonschaf Dolly auf die Welt, seither birgt das Kopieren von Tieren kein Geheimnis mehr. Unter einem Fluoreszenz-Mikroskop und mit Hilfe einer Mikropipette werden aus einer Eizelle die mütterlichen Chromosomen entfernt. Durch das Loch, das dabei entsteht, wird der Zellkern mit den Erbinformationen des zu klonenden Tiers eingebracht, zur Verschmelzung kommt es mit Hilfe zweier Elektroden, die kurzzeitige Gleichstromimpulse aussenden; die Zelle ist nun reprogrammiert und kann zuerst in vitro, dann im Eileiter einer Leihmutter wachsen. Bei Dolly wurden 277 Embryonen rekonstruiert, ein einziges Lebewesen kam gesund zur Welt.

Dieser Erfolg einer ungeschlechtlichen Vermehrung, die später auch mit Schweinen und Rindern gelang, warf nicht nur viele juristische und ethische Fragen auf, sondern stellte, ganz nebenbei, auch ein fundamentales Selbstverständnis des Menschseins infrage. Bis jetzt waren sowohl Biologen wie Philosophen davon ausgegangen, dass die Individualität eines jeden Menschen mit dem Akt der Zeugung beginnt. Der Klonerfolg machte bewusst, dass es seit je Menschen gibt, auf welche sich diese Definition nicht anwenden lässt: die eineiigen Zwillinge, die durch eine natürliche, ungeschlechtliche Zellteilung entstehen.

Und das ist der Grund, weshalb Eric Palmer, 60-jährig, Vater von zwei erwachsenen und zwei kleinen Kindern, jetzt nachsichtig lächelt auf seinem Landsitz außerhalb von Paris: Ich mache nur, was die Natur schon vorgemacht hat. Ich schaffe einen Zwilling von Calvaro. Und rette damit wertvolles Erbmaterial für die Zucht.

Calvaro kam am 2. Mai 1986 in Schleswig-Holstein zur Welt, ein Fohlen der berühmten Holsteiner Zucht, die ihren Anfang im 13. Jahrhundert nahm. Schon seine erste Geburt war mit glücklichen Umständen verbunden. Großvater Caletto nämlich war im Alter von vier Jahren von einer Stute im Genitalbereich verletzt worden und nach einer Operation unfruchtbar. Er wurde deshalb als Springpferd verkauft und gewann Anfang der achtziger Jahre zahlreiche hochkarätige Wettbewerbe. Eine spätere Untersuchung ergab, dass die Hoden wieder normal funktionierten, Caletto konnte wieder auf der Hengststation seinen Dienst versehen; 633 seiner Nachkommen wurden als Turnierpferde eingetragen. Vater Cantus machte Karriere als Deckhengst; 30 seiner männlichen Nachfolger wurden für die weitere Zucht zugelassen. Die weiße Farbe erbte Calvaro von der Großmutter mütterlicherseits, Monoline, Tochter von Roman, Sohn des Ramzes, eines Anglo-araber-Hengstes, der zu Beginn der fünfziger Jahre von Polen nach Holstein gekommen war.

Calvaro holte Olympiamedaillen, bei der WM war er das beste Pferd

Calvaro selbst kam für die Zucht nicht infrage, ihm fehlte die klassische braune Farbe des Holsteiners, und mit seinem Stockmaß von 1,85 Meter übertraf er die gewünschte Größe seiner Rasse. Er wurde kastriert und als Sprungpferd ausgebildet. Das riesige Pferd war leicht zu führen und erwies sich als außergewöhnlich sprunggewaltig. Es gewann seinen ersten Wettkampf als Vierjähriger bei einem Turnier in Nordfriesland, vier Jahre später den ersten Großen Preis bei einem Holsteiner Turnier. Ein Jahr zuvor, am 1. August 1993, kurz nach seinem vierzigsten Geburtstag, war der Neuendorfer Metzgersohn und Pferdehändler Willi Melliger auf einer Stute namens Quinta Europameister geworden. Das Pferd, das nicht ihm gehörte, war danach für dreieinhalb Millionen Franken verkauft worden; der Reiter befand sich auf der Suche nach einem neuen Crack. Melliger sah Calvaro auf zwei Videoaufnahmen. Er kaufte ihn vom Fleck weg, für eine Million Mark.

Ihre schönste Erinnerung, Herr Melliger?

»Ach, lass mich überlegen. Er war natürlich ein Kracher, wie man sagt. Die Olympiamedaillen, zweimal Bronze bei den Europameisterschaften hat er geholt, glaube ich, er war das beste Pferd bei den Weltmeisterschaften in Rom. Das sind super Erinnerungen, gell?«

Gab es ein Erfolgsgeheimnis?

»Die Psyche des Rosses ist wichtig.«

Was heißt Psyche?

»Das Pferd muss happy sein. Es muss Freude haben an seinem Metier. Darf nicht gegen den Reiter kämpfen.«

Sein Charakter?

»Calvaro war guckrig. Aber das war seine Qualität. Er hat alles gesehen. Wenn in der Halle ein Nastüchlein auf den Boden fiel, sah er es. Und ängstlich. Jedes Vögelchen hat ihn aufgeschreckt.«

War das eine angeborene Eigenschaft oder vielleicht die Folge einer schlechten Erfahrung?

»Welche Rolle spielt es? Am Schluss passte alles zusammen. Das ist im Ross drinnen. Viele sind geräuschempfindlich. Das sind die guten Pferde, die hellwachen. Diejenigen, denen alles scheißegal ist, sind keine guten Pferde.«

Haben Pferde eine Seele?

»Jedenfalls merken sie, wie man sie behandelt.«

Bedauern Sie, dass Calvaro keine Nachkommen haben konnte?

»Damit habe ich mich nie befasst, er war ja kastriert. Und wenn er kein Wallach gewesen wäre, hätte er auch diese Leistung nicht gebracht.«

Und wenn Calvaros Klon auf die Welt kommt …

»… das geht doch gar nicht, oder? Vielleicht wird er gleich aussehen, aber nie die gleiche Leistung bringen. Das ist gar nicht möglich. Er müsste den gleichen Aufbau haben, alles müsste gleich sein. Das geht doch gar nicht. Es gibt genügend Brüder, von denen der eine ein erfolgreicher Geschäftsmann ist und der andere ein Nichtsnutz.«

Haben Sie die Einwilligung zum Klonen gegeben?

»Ja, das habe ich. Wenn es der Forschung nützt, warum nicht? Kann ja sein, dass es plötzlich läuft. Die Welt ist doch verrückt geworden.«

Aus Hunderten von Eizellen erwächst ein gesundes Tier – vielleicht

In den Vereinigten Staaten werden bereits über 500 Klonkühe gemolken; ihre Milchleistung liegt nur knapp über dem Durchschnitt. Bei den Schönheitswettbewerben der Züchter erreichen sie jedoch ähnliche Spitzenplatzierungen wie ihre Originale. Viel öfter als die Milch- und Fleischindustrie setzen private Tierbesitzer ihre Hoffnungen in die Klontechnik; Tausende von Katzen- und Hundebesitzern lassen Zellen ihrer Lieblinge einfrieren, um sie dereinst auferstehen zu lassen.

Der französische Veterinär und Biotechniker Eric Palmer hatte einen anderen Markt im Sinn, als er im Jahr 2001 die Firma Cryozootech gründete. Er dachte an die hohen Preise, die für das Ejakulat wertvoller Hengste gezahlt werden, und versprach sich geschäftlichen Erfolg durch den Verkauf des Erbguts sportlich erfolgreicher Wallache. Da die Zucht der millionenschweren Galopper streng reglementiert ist und bei den hoch dotierten Rennen weder geklonte Tiere noch solche mit Leihmüttern zugelassen werden, verlegte er sich vorerst auf die Cracks von Springturnieren und Ausdauerveranstaltungen. Entweder kaufte er dem Besitzer das Copyright auf das Erbgut des Pferdes ab, zu einem Preis, der im Falle von Calvaro beidseitig geheim gehalten wird, oder er bot an, dem Auftraggeber einen Klon in den Stall zu stellen, über den dieser weiterhin verfügen kann. Das kostete im Fall von Quidam de Revel, einem erfolgreichen Springpferd des Dänen Thomas Velin, 350 000 Euro. Der Klon kam am 13. März 2005 in den USA zur Welt. Im Juni 2006 kam der verspätete Zwilling von ET auf die Welt, dem Wallach des Österreichers Hugo Simon, der mit einem Preisgeld von 3,2 Millionen Euro das beste Springpferd aller Zeiten ist. Das Fohlen wurde in Italien aufgezogen; nur dort werden täglich genügend Pferde geschlachtet, um das Labor mit ausreichend weiblichen Eizellen zu versehen. Vier bis fünf Eizellen können einer Stute entnommen werden, und Palmer muss noch mehr als bei Dolly, nämlich 500 bis 1000, von ihnen entkernen und mit fremden Genen füllen, um eine einzige erfolgreiche Schwangerschaft zu erreichen.

Ist das nicht ein riesiger Aufwand, Herr Palmer?

»Beim Klonen gibt es auf jeder neuen Entwicklungsstufe viele Verluste. Es ist wie im Lotto: Wenn Sie alle Scheine kaufen, sind Sie sicher, dass Sie gewinnen. Und Sie gewinnen die Erbsubstanz eines Champions, die sonst verloren wäre.«

Dabei nehmen Sie Fehlgeburten und Missbildungen in Kauf. Tierquälerei, Herr Palmer?

»Beim Pferd gibt es viel weniger Missbildungen als bei Rinderklonen. Aber auch dort sind die Möglichkeiten frühzeitiger Diagnostik mittlerweile so groß, dass kein Tier mehr leiden muss. Es wird rechtzeitig der Abort eingeleitet.«

Keine Angst, dass Calvaro vorzeitig altert?

»Das Klonschaf Dolly ist zwar schon mit sieben Jahren gestorben, aber nur, weil ein Virus die Herde befallen hatte. Bei den Rindern gibt es keine Anzeichen dafür, dass Klone ihr natürliches Alter nicht erreichen.«

Machen Kopien die Arbeit der Züchter überflüssig?

»Nein. Wer eine Kopie erwartet, ein Tier mit dem gleichen Charakter, täuscht sich gewaltig. Es gibt keine perfekte Kopie. Ich werde Calvaro nicht wieder herstellen. Ich rette nur sein Erbgut.«

Wie weit prägen die Gene ein Wesen, wie weit wird es von der Umwelt geprägt?

»Darüber haben wir genaue Vorstellungen. Zu 30 bis 35 Prozent sind die Gene verantwortlich für das, was wir sind und was wir tun. Der Rest ist die Umwelt. Im Falle von Calvaro die austragende Mutter, der Stall, das Futter, die Erziehung, der Reiter, all diese Einflüsse sind gesamthaft wichtiger als die vererbten Gene. Deshalb irren all die Leute, die denken, die Klontechnik werde ihnen ihre Hunde oder Katzen wieder zurückbringen.«

Sie lösen irrationale Hoffnungen aus, Ängste!

»Das erste Mal, wenn ich den Leuten von meinen Ideen erzähle, schauen sie mich an wie einen Marsmenschen. Mit der Zeit kann man den Verstand überzeugen. Aber es bleibt schwierig, die Herzen der Menschen zu erobern. Sie verwechseln eben alles, einen tierischen Klon mit einem menschlichen Klon, Genmanipulation mit Klonen, und alles macht ihnen Angst. Erst wenn die Leute erleben, dass Calvaro als Zuchthengst wieder auf die Welt kommt und der Himmel nicht einstürzt, dann werden sie vielleicht glauben, dass wir nichts anderes tun, als die Gesetze der Biologie anzuwenden, im Einklang mit der Natur.«

5000 Euro, so viel kostet ein Anteil des zukünftigen Pferds

Willi Melliger ist nach dem Tod von Calvaro in eine pferdesportliche Krise geraten, aber jetzt hat er wieder einen Kracher, Lea C, mit der er an die großen internationalen Erfolge anknüpfen will. Er sitzt unruhig auf dem Stuhl im Angestelltenraum seiner Reithalle, kaut an der erloschenen Dannemann. Der Pferdehandel ist ein hektisches Geschäft, und es bleibt wenig Zeit für sentimentale Erinnerungen. Ja, natürlich, schnaubt er, es war eine schöne Zeit mit Calvaro, man erinnert sich gern daran. Und dieser andere, zweite Calvaro, wenn er je auf die Welt kommen wird, ja, wenn Melliger gerade zufällig in der Nähe ist, sagt er, werde er ihn angucken. Aber was dann, was ist, wenn er nicht springt? Dann ist er gerade noch den Metzgerpreis wert, mehr nicht! Und die Würde des Tieres, Herr Melliger, sehen Sie die Würde des Tieres in Gefahr? Das Beste, knurrt er, sei immer noch die Natur, etwas Besseres gebe es nicht.

Eric Palmer hat außerhalb von Paris ein altes Bauernhaus gekauft, in einer Gegend, in der die Bauernhäuser wie Festungen gebaut wurden. In seiner kleinen Burg aber gibt es moderne Stallungen, es gibt ein kleines Labor und ein großes Büro mit viel Werbematerial. Palmer hat all seinen Ehrgeiz und sein ganzes Vermögen in seine Firma Cryozootech gesteckt. Ja, antwortet er freundlich, man kann immer noch Anteile zu 5000 Euro am zukünftigen Calvaro kaufen. Wer einen Anteil besitzt, kann jedes Jahr eine Stute mit dem Samen des Klons beglücken.

Die Eigner müssen sich noch etwas gedulden. 2004 führten die geklonten Embryonen Calvaros bei keinem Muttertier zu einer Schwangerschaft. Im Sommer 2006 kam Calvaros später Zwilling einen Monat zu früh zur Welt, das Tier litt an einer entzündlichen Arthritis und musste eingeschläfert werden. Aber frische Kopien sind gemacht, Eric Palmer wartet auf die frohe Botschaft einer neuen Schwangerschaft.

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.56 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 57
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Foto: Michael Jungblut für DIE ZEIT

PETER GENTE, Jahrgang 1936, verlässt Berlin und sein Lebenswerk, die Bücher. Eine seiner Entdeckungen war Michel Foucault

Denker und Punk

Peter Gente, Chef des Merve-Verlags, hat das deutsche Feuilleton 37 Jahre lang inspiriert. Jetzt wandert er aus

VON KERSTIN KOHLENBERG

Das Fest begann um fünf Uhr am Nachmittag mit einem Klavierstück, das in einer Fußnote in seinem erfolgreichsten Buch erwähnt wird. Und es endete nach 13 Stunden mit einem letzten Fußnotensong aus einem seiner letzten Bücher. Es war das Abschiedsfest eines Mannes, der sein Leben lang nichts anderes gemacht hatte, als den Fußnoten zu folgen. Und der alles, was er auf diesen Lesereisen fand, in jene postkartengroßen Bändchen mit den bunten Rauten auf dem Einband presste, die sein Merve-Verlag in den vergangenen 37 Jahren herausgebracht hat. Er hat vor allem zeitgenössische französische Philosophen verlegt, Michel Foucault etwa, und zwar Jahre bevor diese Autoren und ihre Themen im deutschen Feuilleton angekommen waren. Er war einer der wenigen, die es sich erlaubten, abseits von Massen und Moden zu lesen, und doch hat er mit dem, was er da entdeckte, so manchen Trend ausgelöst. An diesem Abend im Hebbel-Theater verabschiedete sich mit knapp 70 Jahren der Berliner Verleger Peter Gente von Deutschland.

Das Buch zum Eröffnungs-Klavierstück hatte Gente 1977 verlegt, eine nur 40-seitige Abhandlung. Sie beschrieb das Modell eines wuchernden und zufälligen Gedankenaustauschs aller mit allen. *Rhizom* hieß das Buch, benannt nach einem Wurzelgeflecht. Geschrieben hatten es der Philosoph Gilles Deleuze und der Psychoanalytiker Félix Guattari. Nach dem Erscheinen gab es eine einzige Rezension, in der Musikzeitschrift *Sounds*. Aber die Idee der Franzosen wucherte, ganz ihrem Modell entsprechend, vor sich hin, bis sie es in den kulturellen Mainstream schaffte. Ihre Ankunft dort markierte Ende 1980 ein vierseitiger Artikel im *Spiegel*. Dort stand: »Mit einem Mal begreift man: Da ist eine Metapher aufgekommen, die dahin passt, wo alternativ gedacht oder, mehr noch, im schönsten Sinne des Wortes gesponnen wird, wo die Phantasie anarchistisch toben und die Logik delirieren darf.« *Rhizom* verkaufte sich 15 000 Mal.

Der Vater, ein ehemaliger Nazi, war Rudi Dutschkes Richter

Peter Gente sitzt im Verlag in der Crellestraße in Berlin-Kreuzberg. Hier hat er die letzten Jahrzehnte gearbeitet und gelebt, in einer ehemaligen Fabriketage. Der Schlafbereich ist durch vier Stuhllehnen abgegrenzt, der Rest sind Bücher, Bücher, Bücher. Gente trägt ein Brillengestell wie Helmut Kohl, eine graue Jacke wie Kim Il Sung, die Haare wie David Lynch, und im Gesicht hat er tiefe Furchen wie Mick Jagger. Peter Gente sieht so aus, wie er denkt, er ist selbst ein Mix aus zufälligen, nebeneinander existierenden Stilen und Gedanken. Das Modell von Deleuze und Guattari ist für ihn zu so etwas wie seinem persönlichen Zugang zum Leben geworden.

Peter Gente wurde 1936 in Halberstadt geboren, einer Kleinstadt in der Mitte Deutschlands. Sein Vater war Richter und Mitglied der NSDAP, das Elternhaus seiner Mutter, sagt er, sei antisemitisch gewesen. Die Mutter machte nach dem Krieg den Juden Adorno für das Auseinanderfallen der Familie verantwortlich, denn Peter Gente hatte in Berlin, wohin die Familie gezogen war, den Philosophen zu lesen begonnen und nicht, wie die Eltern es sich erhofft hatten, juristische Fachzeitschriften. Der Vater arbeitete auch nach dem Krieg als Richter weiter. 1968 hatte er über die Studenten Fritz Teufel und Rudi Dutschke zu urteilen, Bekannte seines Sohnes.

Gente war jedoch anders als seine Freunde. Er war ein Einzelgänger, zu verklemmt und zu schüchtern, um sich in der Universität zu Wort zu melden. Das Buch von Adorno, das er wie eine Bibel mit sich herumtrug, hieß *Minima Moralia,* eine Aphorismensammlung über das Leben, die Eltern, die Ironie und den Faschismus. Der Untertitel *Reflexionen aus dem beschädigten Leben* traf Gentes Lebensgefühl. Und so begab er sich mit der *Minima Moralia* auf die Suche nach einer Lehre vom richtigen Leben. Seine Merve-Bücher sind die Dokumente dieser Suche.

Nach zehn Jahren legte Gente Adorno zur Seite. Die Hoffnungslosigkeit der Texte hatte ihm den Atem geraubt. Denn für Adorno war der Kampf gegen die Kommerzialisierung und Entfremdung des Menschen verloren, da die Modernisierung der Gesellschaft seiner Meinung nach schon zu weit fortgeschritten war. Dass Gente 1970 in seiner Wohngemeinschaft einen Verlag gründete, den er nach seiner damaligen Frau Merve benannte, war der Versuch, Adorno zu ergänzen, Hoffnung zu gewinnen, ohne die Idee einer Philosophie aufzugeben, die das große Ganze allumfassend erklärte. Und so haben sie, immer noch Adorno folgend, in der Wohngemeinschaft alles diskutiert, protokolliert und das Protokollierte dann wieder diskutiert. Eine permanente Selbstkontrolle. Doch Gente hatte immer häufiger das Gefühl, dass diese permanente Kritik keine Antworten mehr zuließ.

Dann traf er Heidi Paris. Eine Studentin, 14 Jahre jünger als er. Mit ihr wendete er sich von der Kritik ab, von der Geschichte, von Marx und Hegel, und begab sich in die Gegenwart, zum Spaß, zum Punk. Einer seiner Lieblingsfilme ist seitdem *Leben* von Akira Kurosawa, ein vierstündiger Film, der die Geschichte eines Mannes erzählt, der die Nachricht bekommt, dass er Krebs hat, und danach noch einmal auflebt. Nach 18 Jahren trennte sich Peter Gente von seiner Frau, das Kollektiv löste sich auf, und Heidi Paris und Peter Gente machten im Verlag zu zweit weiter.

Mit Merve hatte er Bücher über die Arbeiterklasse und die Rolle der Technik verlegt. Heidi arbeitete über Wahnsinn und Gesellschaft. Sie war schizophren und deshalb immer wieder in Behandlung. Das große Ganze wurde uninteressant, nun ging es um die kleinen Dinge, das Außergewöhnliche, Sex und Kunst.

1977 besuchten Peter Gente und Heidi Paris den Philosophen Michel Foucault zum ersten Mal in Paris. Damals war Foucault noch nicht der Superstar unter den Intellektuellen. Gente und Paris wollten ihm ein Buchprojekt vorschlagen. Sie waren überrascht, wie unprofessoral er wirkte und wie wenig Angst er ihnen einjagte. Und dennoch irritierte er sie, denn er begegnete jeder ihrer Fragen mit dem Satz: »Das verstehe ich nicht.« Danach zerbrachen sie sich tagelang den Kopf darüber, was er denn nicht verstanden habe, bis ihnen klar wurde, dass sie die falschen Fragen gestellt hatten. »Wir haben in ihm immer noch den Weltgeist gesehen, der uns erklären soll, wo es langgeht«, sagt Gente. Sie waren noch tief in ihrem alten, linken Bewusstsein verhaftet. Es war gar nicht so einfach, alte Denkgewohnheiten abzulegen.

Wie unterschiedlich die deutsche Linke und Foucault dachten, zeigte sich wenig später. Gente, Paris und der Philosoph hatten sich angefreundet, und immer wenn Foucault zu Besuch war, wohnte er mit seinem Lebensgefährten um die Ecke von Gentes damaliger Wohnung in einem Hotel. Er beschäftigte sich damals mit den Lebensbedingungen von Häftlingen, und so brachten Gente und Paris ihn mit Berliner Schriftstellern zusammen, die Ähnliches vorhatten. Foucault wollte den Gefangenen die Chance geben, über das schlechte Essen und den fehlenden Sex zu reden. Die Schriftsteller dagegen wollten die Häftlinge bilden, ihnen Schiller und Goethe nahebringen. Der Franzose guckte die Deutschen fassungslos an und verabschiedete sich schnell.

Er verlegte Werke von Martin Kippenberger und DJ Westbam

Wenn Peter Gente erzählt, fliegen die Themen und Ereignisse durcheinander wie lose Puzzleteile. Man hat Mühe, ihm eine erzählerische Ordnung aufzuzwingen. Immer will er schon weiter, zu einem anderen Thema. Er spricht begeistert, dadurch mit Geschwindigkeit, und er erinnert sich an alles. Obwohl er von Spinoza bis Uwe Johnson alles gelesen hat, muss man auch vor ihm keine Angst haben, denn er setzt nichts voraus.

Gente und Paris wollten nie Kinder, keine Heirat, maximale Freiheit. Ihr Leben lang hatten sie getrennte Wohnungen. Tagsüber arbeiteten sie, und abends gingen sie aus. Sie hatten ihre Affären, suchten nach neuen Ideen und Autoren, lasen, was andere nicht lasen, vor allem französische Zeitungen und Magazine. Sie führten ein Leben im Ausnahmezustand. In dieser Zeit entstanden Bücher mit dem exzentrischen Maler Martin Kippenberger, dem Musiker Blixa Bargeld, später auch mit DJ Westbam. Aber es gab auch immer wieder wochenlange Phasen, in denen sie zu alldem keine Lust hatten, dann blieben sie zu Hause und lebten sehr eng miteinander, fast symbiotisch. Für Peter Gente war Heidi Paris die Liebe seines Lebens. Und sie für ihn, das haben sie einander in Briefen immer wieder bekundet. Gente konnte nicht genug vom Leben bekommen. Ihr machte das Leben zusehends Angst. Am 15. September 2002 brachte sie sich mit Schlaftabletten um.

Bei einem Gespräch zwei Jahre später liefen Peter Gente Tränen über die Wangen, als er von seinem Leben mit Heidi Paris redete. Leise, tonlos, nichts verbergend. Nun, noch einmal drei Jahre weiter, ist sie in ihm aufgegangen. Sie lebt in jedem seiner Sätze, sie ist in jeder Erinnerung dabei. Ohne Heidi machte der Verlag für ihn keinen Sinn mehr, und nachdem er im vergangenen Jahr einen Herzinfarkt hatte, war klar, dass er aufhören würde. Er hat den Verlag an drei Freunde übergeben.

Warum der Verlag eigentlich nie von dem späteren Erfolg seiner Autoren profitiert hat? Gente überlegt kurz, dann sagt er: »Das liegt wahrscheinlich an unserer Unfähigkeit. Wir haben eben den Kontakt zu den Autoren gepflegt und nicht so zu den Buchhandlungen.« Gente war es wichtig, den Autoren als Freund gegenüberzutreten und nicht als Verleger.

180 Euro Rente stehen ihm zu. Sein privates Archiv über seine Autoren, mit Zeitungsartikeln, Büchern und Musik, hat er an das Zentrum für Kunst und Medientechnologie in Karlsruhe verkauft. Fünf Jahre lang bekommt er dafür 20 000 Euro im Jahr ausgezahlt. Damit muss er auskommen.

Sein Traum war es immer, im Hotel zu leben. »Ich lasse mich gerne bedienen, ich will Zeit für Dinge, die mich wirklich interessieren. Musik hören, lesen, reisen.« Am 14. Februar nun erfüllt er sich diesen Traum. Dann zieht Peter Gente in den 22. Stock eines Hotels in Chiang Mai in Thailand. Zwei Zimmer, 120 Quadratmeter, Geschirr muss er sich selbst kaufen. So etwas geht nur in Thailand.

Seit zehn Jahren reist er nach Asien, seitdem war der Kontinent einer der Schwerpunkte des Verlags. Und natürlich hat auch dieser letzte Teil von Gentes Leben mit einer Fußnote begonnen. In einem seiner Lieblingsbücher, das er verlegt hat, war eine Hochebene in Bali erwähnt. Und wie ein Kunstbegeisterter in ein Museum geht, um ein Gemälde im Original anzuschauen, so fuhr Gente auf die indonesische Insel, um das Plateau zu sehen.

Peter Gente guckt die leeren Regale an und die wenigen Kisten, die er gepackt hat. Er nimmt Samuel Beckett mit, viel Asienliteratur, private Fotoalben und CDs. Horowitz, Velvet Underground, chinesische Musik. »Früher hatte ich oft das Gefühl, dass mich dieser ganze Ballast irgendwann erdrücken wird«, sagt er. »Nun ist er weg, und er fehlt mir total.«

Es ist eben schwierig, etwas Großes aufzugeben, auch wenn es aus unzähligen Einzelteilen besteht.

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.57 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 58
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Derricks Alter Ego

In der Nazizeit war Herbert Reinecker Journalist. Später erfand er den Oberinspektor Stephan Derrick, der in der guten Gesellschaft nach dem Bösen fahndet. Nachruf auf einen erfolgreichen Drehbuchautor **VON CHRISTOPH AMEND**

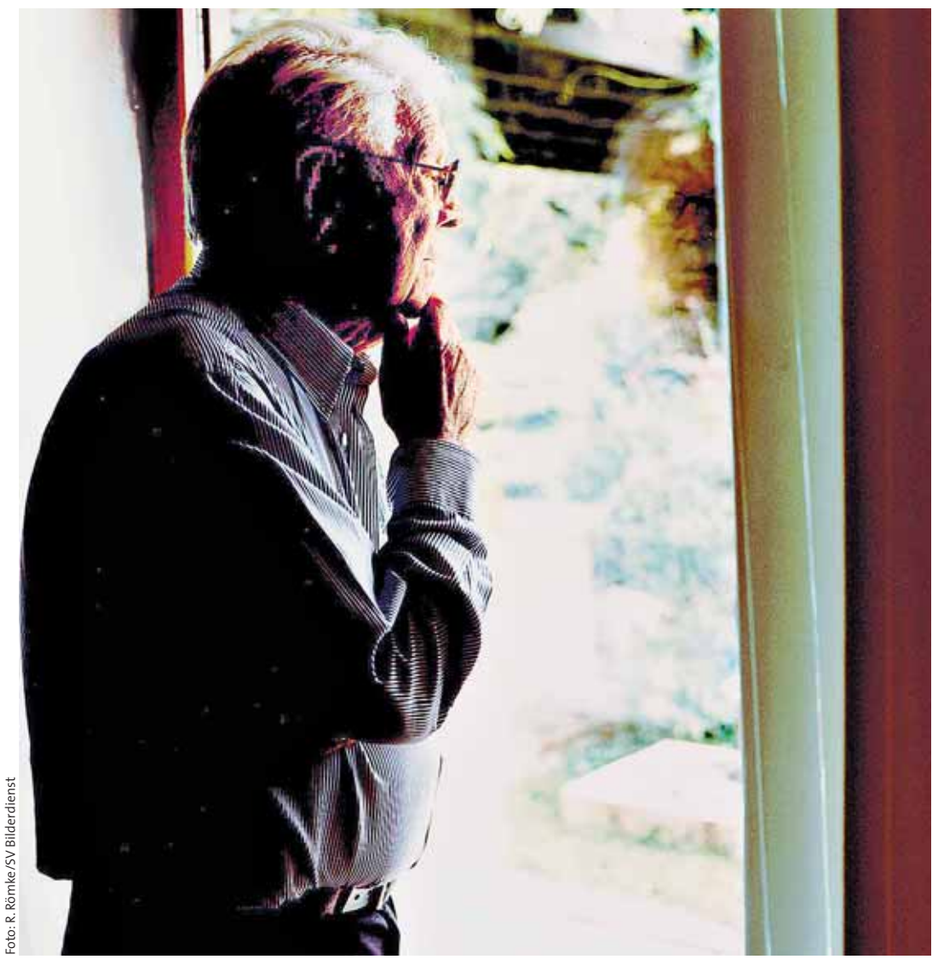


Foto: R. Römke/SV Bilderdienst

WIE DERRICK war Herbert Reinecker skeptisch, ob der Mensch zum Guten fähig ist

Er sah nicht mehr gut, und er brauchte ein Hörgerät, doch beides störte ihn nicht. »Wirklich schlimm sind aber die Depressionsschübe«, sagte Herbert Reinecker an diesem Nachmittag vor fünf Jahren in seinem Haus am Starnberger See, »sie rauben mir den Schlaf. Und wenn ich nachts mal zur Ruhe komme, dann träume ich vom Krieg, nur noch vom Krieg.«

Herbert Reinecker, geboren am 24. Dezember 1914, war einer der erfolgreichsten Drehbuchautoren des deutschen Unterhaltungsfernsehens. Er erfand Serien wie den *Kommissar* und *Jakob und Adele,* und er schrieb einige Folgen des *Traumschiffs.* Vor allem prägte er die Figur des Oberinspektors Stephan Derrick. Von 1974 an ermittelte Derrick mit seinem Assistenten Harry Klein im München der Reichen und Schönen, immer auf der Spur des Schreckens hinter den schweren Vorhängen der Grünwalder Villen.

Doch an diesem Nachmittag vor fünf Jahren, im großen Bungalow Reineckers am Starnberger See, wurde bereits nach wenigen Minuten deutlich, dass *Derrick* immer nur in diesem Haus gespielt hat, das die Reineckers seit 1964 bewohnten. Es war, als betrete man mit Hilfe eines Zaubertricks eine Welt, von der man dachte, sie existiere nur im Fernsehen. Ich saß auf einem schwarzen Ledersofa an einem Glastisch und hörte – nichts. Unter dem Glastisch lagen Bücher von Nietzsche. Gelegentlich ging eine Tür irgendwo im Haus. Ich dachte: Gleich steht Harry im Zimmer.

Das Thema unseres Gesprächs war die Vergangenheit von Herbert Reinecker, die Zeit vor den Drehbüchern, die Zeit vor 1945 und wie er nach 1945 damit umgegangen ist. Geboren im westfälischen Hagen, schreibt der Schüler Herbert eine Kurzgeschichte, die von einem lokalen Pressedienst veröffentlicht und mit 30 Reichsmark honoriert wird. Die Mutter ist stolz, der Junge verdient mit Schreiben Geld! Eines Tages bekommt er ein folgenreiches Angebot. Einer aus der örtlichen Hitlerjugend fragt, ob er nicht in Münster eine Jugendzeitschrift für die HJ machen wolle. Herbert will, wird Journalist und macht Karriere. Bald ist er in Berlin Redakteur der Zeitschrift *Jungvolk* und schreibt Sätze wie »Jungvolkjungen sind hart, schweigsam und treu«. Später wird er Kriegsberichterstatter in der Waffen-SS, ist einer der Autoren des Buchs *Panzer nach vorn! Panzermänner erzählen vom Feldzug nach Polen*. 1942 übernimmt er die Leitung der HJ-Zeitung *Junge Welt*. Noch im Dezember 1944 schreibt er im *Völkischen Beobachter* einen Artikel mit der Überschrift *Der Führerglaube der jungen Soldaten.* Herbert Reinecker war Schreibtischtäter, überzeugter Nationalsozialist.

»Sie wollen jetzt gleich wissen, ob ich es gewusst habe.« Das war sein erster Satz, nachdem wir uns gesetzt hatten. Ob er »es« gewusst hat. In seiner Autobiografie *Ein Zeitbericht unter Zuhilfenahme des eigenen Lebenslaufs* schreibt er: »Ich wurde hineingeboren in bescheidene Verhältnisse, zufällig in Deutschland, zufällig im Ruhrgebiet und zufällig in eine Zeit, die ich mir nicht ausgesucht habe. Nichts habe ich mir ausgesucht, die Verhältnisse nicht, das Land nicht, die Zeit nicht.« So klang Herbert Reinecker, wenn er über sich schrieb und sprach: Er verteidigte sich.

Er lebte in den dreißiger Jahren in Berlin. Was hat er von der Judenverfolgung mitbekommen? »Ich habe keine Synagoge brennen sehen, keine Glasscherben auf der Straße, weil ich nicht am Ort der Ereignisse war, und dies war durchaus zufällig.« Ein Journalist in der Reichshauptstadt, der nichts mitbekommen hat?

Reinecker sagte eine Weile nichts. Mitten in die Stille hinein erzählte er eine Geschichte, die ihm 1934 passiert war, als 19-Jährigem, gerade war er in Berlin angekommen. Er wohnte bei einem Kriegskameraden seines Vaters, aber er suchte ein eigenes Zimmer. Einmal stellte er sich bei einem Vermieter vor, der ihn gleich korrigierte, nein, er wolle nicht ein Zimmer vermieten, sondern die ganze Wohnung. Er verlasse nämlich Deutschland. Reinecker erzählte, wie er sich gewundert habe: »Merkwürdig – einer will Deutschland verlassen.« Die beiden kamen ins Gespräch, und der Vermieter fragte, ob Reinecker nicht am Abend in den Groschenkeller in die Kantstraße kommen wolle. Er würde sich gerne mit ihm unterhalten. Reinecker sagte zu.

Als er später am Tag dem Kriegskameraden seines Vaters davon erzählte, sagte der: »Du bist an einen Juden geraten. Die wollen natürlich alle weg.« Herbert Reinecker ist an jenem Abend nicht in den Groschenkeller gegangen. Er wollte sich seine Karriere nicht kaputt machen lassen. Er ahnte wohl, dass dieser Abend eine Wende bedeuten könnte.

Herbert Reinecker hat sein Leben lang über den Verfall der Sitten geschimpft, über den Werteverlust. Man hört so etwas gelegentlich von älteren Menschen, und vielleicht drücken sie mit diesen Sätzen eher Trauer darüber aus, dass die Welt, in der sie groß geworden sind, im Verschwinden begriffen ist. »Wir sind in einer Sturzbewegung«, sagte Herbert Reinecker. Seine leeren Augen konnten mich nicht fixieren. »Die Welt gibt vor, zivilisiert zu sein, aber ist sie das auch in ihrem Innern?« Immer wieder hat er erzählt, dass er seinen Oberinspektor an die Abgründe der modernen Gesellschaft führe, um seiner Verzweiflung über all die Verbrechen Ausdruck zu verleihen. Vielleicht stimmt das.

Vielleicht aber wurde Derricks Leben von einem ganz anderen Motiv bestimmt. Der Autor und seine Figur waren etwa gleich alt, wahrscheinlich war also auch der Oberinspektor im Krieg gewesen. Die Vermutung liegt nahe, dass Derricks Skepsis, ob der Mensch dauerhaft zum Guten fähig ist, daher rührt – wie bei seinem Erfinder. Derricks leerer Blick, seine Ruhe, das hat etwas zutiefst Lebloses an sich. Hat da einer seine Gefühle an der Front des Zweiten Weltkriegs verloren? Reinecker hat das »Prinzip Derrick« einmal so erklärt: »Ordnung zu schaffen, Störung derselben zu verfolgen, dabei aber Verständnis zu zeigen für die Irrläufer und diese in die Gesellschaft zurückzuholen.« Das regte manche junge Linke in den Siebzigern und Achtzigern auf, sie verstanden das als Kritik an der Jugend. Man kann es aber auch als Selbstkritik eines Irrläufers sehen, der jahrzehntelang vergeblich versucht hat, in die Gesellschaft zurückzukehren. Herbert Reinecker sagte: »Ich habe seit 1945 nie mehr ein Zuhause gefunden.«

Zum Abschied gab er mir ein paar mit Schreibmaschine beschriebene Seiten mit. »Lesen Sie das«, sagte er, »die Begebenheit ist mir kürzlich wieder eingefallen. Ich musste sie noch aufschreiben.«

Eine Begegnung Reineckers mit dem Regisseur Robert Siodmak wird auf den Seiten beschrieben, einem Berliner Juden, der vor den Nazis fliehen musste. In der Nachkriegszeit wollten beide gemeinsam an einem Film arbeiten, doch Siodmak zweifelte an Reineckers Integrität. Er sagte: »Ich wundere mich immer noch, dass man damals nicht begriff, dass die Juden die besten Berliner waren. Als man sie hinauswarf, gab es Berliner jüdischen Glaubens, die Berliner Straßenschilder mitnahmen. Warst du mal im Twentyone Club in New York? Da hängt hinter der Bar an der Wand das große Straßenschild ›Unter den Linden‹.«

Reinecker und Siodmak treffen sich in Ascona und lernen sich langsam besser kennen. Eines Tages besuchen sie das Lokal Batello, das Siodmak an das berühmte Romanische Café in Berlin erinnert. »Das Batello ist nur eine Erinnerung an das Romanische Café«, sagt Siodmak, »aber das Einzige, was vielen Menschen bleibt, ist die Erinnerung.« Er sieht Reinecker an und fügt hinzu: »Wir alle wissen voneinander, und alles, was wir wissen, hat einen dunklen Kern.« Der Autor Reinecker ergänzte, 50 Jahre danach: »Den dunklen Kern unserer Geschichte.«

Herbert Reinecker hat Glück gehabt nach Kriegsende. Obwohl er in der Waffen-SS war, wurde er nie verurteilt. Zunächst tauchte er in der Provinz unter, schrieb für die Feuilletons einiger Zeitungen, dann wechselte er zum Fernsehen. Sein größter Erfolg, die Fernsehserie *Derrick,* wurde in über hundert Länder verkauft. In Deutschland sahen knapp zehn Millionen Menschen freitags dem Oberinspektor zu. Richard von Weizsäcker sagte einmal, Stephan Derrick habe das Bild der Deutschen im Ausland »am besten repräsentiert«. Doch von Mitte der neunziger Jahre an sank die Einschaltquote. Eine Analyse von 1996 ergab, dass 70 Prozent der *Derrick*-Zuschauer älter als 70 Jahre waren. Die letzte Folge wurde 1998 ausgestrahlt, im selben Jahr wurde zum ersten Mal ein Nachkriegskind Bundeskanzler: Gerhard Schröder.

Herbert Reinecker ist, wie erst vorige Woche bekannt wurde, am 27. Januar in seinem Haus in Berg am Starnberger See gestorben.

Ersatzdienst für Alte!

Haug von Kuenheim fordert ein soziales Jahr bis 77

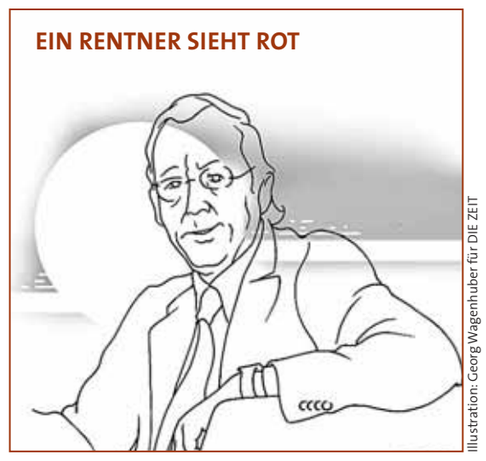


Illustration: Georg Wagenhuber für DIE ZEIT

»Wie lange musst du noch arbeiten?« Eine oft gestellte Frage an gewöhnliche Sterbliche, deren Haare sich grau zu färben beginnen. Dagegen würde die Frage »Wie lange darfst du noch arbeiten?« Kopfschütteln hervorrufen und auf Verständnislosigkeit stoßen. Der Drang, so früh wie möglich dem Arbeitsleben den Rücken zu kehren, scheint ungebrochen. Der Wunsch, Versäumtes nachzuholen, unwiderstehlich. Es denen gleichzutun, die ihren Ruhestand genießen, die selbst bestimmen, was der Tag ihnen bringt, ist das möglichst bald zu erreichende Ziel.

Der viel beschworene und nicht zu leugnende demografische Wandel – wir Alten werden alt und älter und vermehren uns wie die Kaninchen, *older people are no longer the other* – verlangt sicher, nicht nur über unsere Lebensläufe nachzudenken, sondern sie auch anders als bisher zu gestalten.

Wir Älteren sind ja nicht störrisch. Wir wissen sehr wohl, was wir der Gesellschaft schulden. Wir wissen auch, dass es uns besser geht als unseren Eltern und Großeltern, die Krieg und Hunger erlebten. Wir schenken deshalb gern mit warmer Hand und lassen die Jüngeren nicht auf den Erbfall warten. Und es ist nicht zu übersehen, dass sich immer häufiger Ältere in Institutionen und Organisationen engagieren, in Selbsthilfegruppen und nachbarschaftlichem Tun. Doch keine Frage, dieses gesellschaftliche Engagement ist ein weites Feld, das noch intensiver beackert werden müsste. Was also ist zu tun, um den Jüngeren den Wind aus den Segeln zu nehmen, damit sie ihre Stänkereien, wir säßen breitärschig da und lebten auf ihre Kosten, ein wenig mildern?

Ich schlage ein »Soziales Jahr für Silberfüchse« vor. Abzuleisten zwischen dem Eintritt in den Ruhestand und dem 77. Lebensjahr. Eine Art Ersatzdienst, wie ihn die Wehrdienstverweigerer leisten. In Krankenhäusern, Altersheimen und Kindergärten, in Kirchen, Museen und auf Pflegestationen, bei der Pflege öffentlicher Anlagen und in Schulen, wo die Silberfüchse für die gestressten Lehrer einspringen könnten.

Dies zu organisieren wäre Sache der Gesellschaft, der Politik, denn allein auf Freiwilligkeit zu setzen wird wohl nicht reichen.

Ich höre schon den Enkel Ernst August: »Endlich arbeitet Großvater wieder.«

* Haug von Kuenheim ist 72. Nach 40 Jahren bei der ZEIT – unter anderem als Leiter des Modernen Lebens und stellvertretender Chefredakteur – privatisiert er heute

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.58 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 60
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Foto: Siggi Hengstenberg

Sauerkraut gilt vielen als einfaches, typisch deutsches Gericht. Dabei wird es auch in Gourmetrestaurants serviert. **WOLFRAM SIEBECK** verrät, mit welch außergewöhnlichen Zutaten es am besten schmeckt

Zur Schnecke gemacht

Foto: Andre Mühling für DIE ZEIT

Soeben habe ich sehr gut gegessen. Was? Sauerkraut. Und wo? Bei mir zu Hause. Ich weiß, dass Sie jetzt gähnen: Was kann daran schon besonders sein? So reagiert die Mehrzahl der Europäer. Dabei ist dieses rustikale Gemüse viel delikater als eine blöde Ratatouille, dieser Autoaufkleber der Provence-Touristen. Das Sauerkraut ist im wahren Sinne eine mitteleuropäische Spezialität, in Polen ist es genauso beliebt wie im Elsass, wo sie die Urheberschaft dieser Speise für sich reklamieren. Und so viele Kilometer die eine Region von der anderen trennen, so viele Variationen der Sauerkrautzubereitung lassen sich zitieren.

Ich habe meine Vorliebe für den fein geschnittenen und eingemachten Weißkohl nie verhehlt. Warum auch? Muss sich einer seiner Vorliebe für Frank Sinatra schämen, bloß weil er die Stimme von Bob Dylan für unattraktiv hält?

Das Sauerkraut galt und gilt in der Verbindung mit Eisbein oder geräucherten Fleischbrocken wie Kasseler und meterlangen Würsten als Lieblingsspeise einer nicht emanzipierten Schicht von Vielessern. Gleichzeitig aber erscheint es auf den Speisekarten edelster Restaurants. Was schließen wir daraus? Nichts.

Die Welt ist bunt, und die Geschmäcker sind verschieden. Dass wir Deutsche weltweit mit diesem Gericht in Verbindung gebracht werden, ist ungefähr so ungerecht, wie jeden Muslim für einen Terroristen zu halten. Denn wer Sauerkraut mag, kann auch für die Subtilität gedämpfter Jakobsmuscheln empfänglich sein.

Womit ich mich bereits deutlich meinem Mittagessen genähert hätte. Sauerkraut allein bedeutet nämlich nichts. Erst seine Zubereitung entscheidet darüber, ob es sich um eine Delikatesse handelt oder bloß um einen Magenfüller. Und Zubereitung ist alles, was sich jenseits des garenden Weißkrauts abspielt.

Der erste Schritt ist immer gleich:

4 nicht zu harte Apfel werden geschält, geviertelt, entkernt und in Scheiben geschnitten. Zusammen mit 1 klein gehackten Schalotte in Butter anschwitzen. Darauf den Inhalt einer 335-Gramm-Dose Biosauerkraut häufeln. 1/2 Liter trockenen Weißwein anschütten, durchrühren. Die gleiche Menge Wasser hinzufügen und zugedeckt so lange garen, bis das Kraut weich ist. Das kann 1 bis 2 Stunden dauern, die Herkunft des Sauerkrauts (aus dem Fass des Metzgers oder aus der Dose) hat großen Einfluss auf die Garzeit. Wichtiger ist jedoch die Art, wie ich würze.

Und an diesem Punkt beginnt überhaupt erst das Rezept. Dass zunächst das köchelnde Kraut gesalzen und gepfeffert wird, ist selbstverständlich und dürfte keine größere Schwierigkeit bereiten als die Wahl des richtigen Pfeffers und des besten Salzes. Doch schon vorher wurden gewisse Weichen gestellt, die bestimmten, dass aus dem Sauerkraut mal eine Delikatesse werden würde. Eine davon ist die Entscheidung für das Bratfett. Darf und soll es Schmalz sein? Schweineschmalz, Gänseschmalz, Butterschmalz? Dazu kann ich nur eine subjektive Antwort geben: Für mich muss es Butter sein. Aber wenn regionale Eigenarten ein anderes Fett verlangen: Warum nicht? Wir sind ja tolerant! Deshalb überlassen wir den Schmalzfreunden das Feld und glauben selbst an die Macht der Butter. Den fetten Speck reservieren wir für die Hasenkeule.

Es war ein deutscher König, der die Maxime »Jeder nach seinem Geschmack« populär machte, auch wenn er sie auf Französisch formulierte. Worin nun der »richtige Geschmack« besteht, dafür gibt es keine Regel. Wo sie dennoch aufgestellt wird, ist sie willkürlich. Es versteht sich von selbst, dass das Sauerkraut in Ungarn anders schmeckt als das elsässische, und auch in Berlin hat man andere Vorstellungen davon als in Westfalen.

Ein Kochwettbewerb mit Innereien, das regt manche Leser auf

Es wäre zwecklos, zwanzig Spitzenköche danach zu fragen, ich bekäme zwanzig verschiedene Antworten. Also nehme ich, was ich fast immer bei Gemüsetöpfen nehme: grobes Meersalz und 1 zerdrückte Chilischote. (Das sind die kleinen roten mit den höllisch scharfen Körnern.) 2 Lorbeerblätter kommen auch noch ins Sauerkraut und ein halbes Dutzend Wacholderbeeren.

Wo es etepetete zugeht, will man Lorbeer und Wacholderbeeren nicht auf dem Teller haben. Deshalb werden sie dort in Gaze eingebunden, der Gewürzbeutel lässt sich dann vor dem Servieren leicht entfernen.

Und wann kommt der Speck ins Essen? Gehört der traditionelle Rauchgeschmack des Bauchspecks nicht dazu? Gewiss tut er das. Nur kommt Speck hier gar nicht vor. Diese Version des Sauerkrauts ist auf der anderen Seite der Dorfstraße angesiedelt, dort, wo überraschende Nuancen möglich sind. Zu diesen gehören die Austern, die Guy-Pierre Baumann vom Maison Kammerzell in Straßburg ins Sauerkraut schiebt. Das muss man probiert haben, um zu glauben, wie gut es schmeckt.

Diese Bemerkung lenkt mich sofort ab und lässt mich an unseren Kochwettbewerb denken. Die Briefe der Leser, die darauf reagiert haben, waren in vielen Fällen von einem Unglauben geprägt, der darauf schließen lässt, dass diese Leser nicht wissen, wovon sie sprechen. Einer mochte das Wort »Kutteln« nicht einmal ausschreiben. Er schrieb es wie in einem Comictext, der obszöne Flüche wiedergibt: K*#++**!!!

Lieber Herr, ich erinnere mich, an dieser Stelle mindestens zweimal ein vorzügliches Rezept für Kutteln veröffentlicht zu haben. Das hätten Sie mal nachkochen sollen, dann hätten Sie nicht solche Vorurteile.

Soweit bis jetzt zu übersehen ist, hat die Wettbewerbsbedingung, in einem Gang des Menüs Innereien unterzubringen, die wahren Machtverhältnisse am Herd offen gelegt: Es sind die kochenden Hausfrauen, die am lautesten »Endlich!« riefen und gestanden, dass sie sich seit Jahren als unbefriedigte Minderheit in der Küche fühlten, weil sie mit ihrer Vorliebe für Bries und Nieren und Beuschel allein gelassen werden.

Ich hoffe, dass sich ihnen noch viele – und vor allem viele Männer – anschließen werden, um die peinliche Lücke im Repertoire der deutschen Küche zu schließen. Einsendeschluss ist erst der 26. Februar, bis dahin warte ich gerne auf Ihren Menüvorschlag.

Zurück zum Sauerkraut. Darin lassen sich nicht nur Austern verstecken, sondern auch Dinge, die im weitesten Sinne zu unserem Kochwettbewerb gehören: Schnecken. Innereien sind sie nicht, aber wer sie noch nie auf dem Teller hatte, wird bei seiner ersten Begegnung mit den Mollusken misstrauisch sein. Völlig grundlos natürlich. Denn man muss sie nicht im eigenen Garten sammeln und gleich mit der Abrissbirne auf ihr Haus losgehen.

Wir kaufen Schnecken immer kochfertig in Gläsern; je größer sie sind, umso besser. So ein Glas stand bei mir im Küchenschrank, als ich einen Rest Sauerkraut entdeckte. Das war die Stunde der Improvisation.

Ich nahm ein Dutzend Schnecken, halbierte sie und tupfte sie auf dem Küchenhandtuch trocken. Dann hackte ich eine Schalotte fein, tat sie mit Butter in die Pfanne, gab die Schnecken dazu und ließ alles zusammen andünsten.

Kreativ gestimmt, griff ich zum Currypuder, bestäubte die Schnecken mit 1 gehäuften TL und löschte mit 1/2 Glas Sherry ab. Salz und Pfeffer kamen noch dazu, dann nahm ich die Pfanne vom Herd.

Nun heizte ich den Backofen auf 200° und rollte eine dünne Platte Blätterteig aus dem Papier. Den muss man nicht mehr unbedingt selber machen, es gibt sehr anständige, fertig gerollte Produkte. Man sollte aber unbedingt darauf achten, dass es *Butter*-Blätterteig ist. Es gibt Sorten, die kosten nur die Hälfte; wahrscheinlich sind sie mit Margarine hergestellt.

Es schmeckt großartig, dabei handelt es sich nur um Resteverwertung

Den Blätterteig lege ich auf die leicht bemehlte Arbeitsplatte. Nun kann ich das Sauerkraut entweder in kleinen Paketen oder als eine ganze Pastete backen. Zunächst vermische ich den Inhalt der Schneckenpfanne mit dem sauren Kraut. Die Mischung sollte allerdings möglichst trocken sein. Deshalb achte ich auf den Pegelstand der Flüssigkeit. Ist er zu hoch, lege ich mit Küchenkrepp die Pfützen trocken.

Dann verteile ich das Curryschnecken-Kraut entweder auf die Hälfte einer Teigplatte oder häufele es auf einzelne Teigscheiben. Ob groß oder klein, über alle wird jetzt ein Teigdeckel gelegt, den ich an den Rändern anpresse und mit einem verschlagenen Eigelb bestreiche. Dann geht es ab aufs heiße Backblech. Bevor ich dieses wieder in den Ofen schiebe, tröpfele ich um oder zwischen die Pasteten einen EL kaltes Wasser. Das verdampft sofort und sorgt für die richtige Luftfeuchtigkeit im Ofen.

20 bis 30 Minuten später ist der Teig goldbraun gebacken, und meine Resteverwertung ist fertig. Wetten, dass das toll schmeckt? Und erst der Weißwein, den Sie dazu trinken!

Sehen Sie, mit Innereien ist das nicht anders. Man muss es nur mal ausprobieren.

AUS SIEBECKS KÜCHENSCHRANK

Aromabar

Das Original dieses Riechspiels steht bei mir seit dreißig Jahren im Schrank. Es stammt von einem Franzosen, Jean Lenoir, und ist in der Duftzuschreibung der zwölf Parfümproben etwas präziser als die Neuauflage. Diese könnte Rotweinfreunde außerdem zu Weißweintrinkern machen, so süßlich-penetrant sind die Düfte. Aber zum Ratespiel in angeheiterter Runde reicht es immer.

* 12 Flakons mit typischen Rotweinaromen in Geschenkbox, samt Booklet, 49,90 Euro, www.aromabar.de

Foto: Aromabar

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.60 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 61
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Buchdrucker im All

Sigmund Jähn wird 70 – und Ehrenbürger Neuhardenbergs VON SEBASTIAN CHRIST

Er startete als Mensch. Dann folgten sieben Tage, 20 Stunden und 49 Minuten, in denen Oberstleutnant Sigmund Jähn in einem sowjetischen Sojus-Raumschiff die Erde umkreiste. Bei der Landung zog er sich Knochenbrüche zu, und als er aus der Kapsel kroch, ahnte er nicht, was sich an jenem 26. August 1978 in seinem Heimatland zugetragen hatte. Er war zum Mythos geworden.

Sein Gesicht wurde in der DDR fortan auf Poster gedruckt. Es gab Sigmund-Jähn-Briefmarken. Freizeitheime und Schulen wurden nach ihm benannt. Der Mensch hinter dem Mythos ist immer mehr verschwunden. Am 13. Februar ist Sigmund Jähn 70 geworden. Er mag den Rummel um seine Person nicht, meidet öffentliche Auftritte. »Ach, das ist doch schon so lange her«, sagt er allen, die ihn um ein Interview bitten. Nur wenn es um die Wissenschaft geht, lässt er sich überreden. Und so steht er nun im Bürgerhaus im brandenburgischen Neuhardenberg und spricht über die Geschichte der Raumfahrt.

Jähn war hier viele Jahre bei den DDR-Luftstreitkräften stationiert. Die Rückkehr des wohl berühmtesten Exbürgers ist ein Ereignis in Neuhardenberg. Ansichtskarten mit dem Bild des ersten und einzigen DDR-Kosmonauten werden verkauft: »Sigmund Jähn – Einer von uns«. Die Zeit in der Armee hat sein Leben wohl ähnlich geprägt wie der einwöchige Raumflug mit Sojus 31. »Für mich war 1990 eine prekäre Situation, wie für viele Offiziere hier im Saal«, sagt er in seinem Vortrag. Er wählt seine Worte sorgfältig. »Wir haben uns alle neu orientieren müssen.« Die Männer mit den grauen Haarkränzen nicken zustimmend. Viele hier haben ihren sicheren Job bei der NVA verloren. Auch Jähn wurde als General kurz vor der Wiedervereinigung aus dem Dienst entlassen. Ihm gelang es jedoch, noch einmal beruflich Fuß zu fassen, er arbeitete als Berater für die Europäische Weltraumorganisation (Esa).

Ursprünglich hatte Jähn einen sehr bodenständigen Beruf gewählt, Buchdrucker. 1955 meldete er sich freiwillig zur Kasernierten Volkspolizei, dem Vorläufer der NVA, und wurde zu einem der ersten Jetpiloten der DDR. In den sechziger Jahren schließlich studierte er in Moskau an der Militärakademie Jurij Gagarin. Deren Absolventen schossen in der Regel auch ohne Raketenflug in die orbitalen Sphären militärischer Führungsstäbe empor.

Jähns Vortrag ist vorbei, er erhält die Ehrenbürgerurkunde. Presst die Lippen aufeinander, die Worte kommen gequält aus seinem Mund. »Ich bin froh, dass Neuhardenberg den Mut hat, eine geschichtliche Etappe neu einzuordnen. Wir Offiziere haben damals ehrlich gedient und 1990 schwere Stunden erlebt.« Das Publikum klatscht lange, Jähn strahlt. Er fühlt sich verstanden.

SIGMUND JÄHN
war 1978 der erste deutsche Astronaut

Foto: ullstein

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.61 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 62
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

KATHARINA SCHULER,
ZEIT-ONLINE-REDAKTEURIN,
IM FORD S-MAX TREND

Schlüsseldienst

In diesem Wagen muss man immer auf der Hut sein – vor der automatischen Türverriegelung

Fotos Jörg Steck/snap fotografen

UNTER DER HAUBE

MOTORBAUART/ZYLINDERZAHL:
Benzinmotor, 5 Zylinder,
2521 ccm Hubraum

LEISTUNG: 162 kW (220 PS)

5-GANG-SCHALTGETRIEBE, BESCHLEUNIGUNG (0–100 KM/H):
7,9 Sekunden

HÖCHSTGESCHWINDIGKEIT: 230 km/h

DURCHSCHNITTSVERBRAUCH:
9,4 Liter auf 100 km (Super)

KOSTEN (PRO JAHR):
Vollkaskoversicherung: Typklasse 18,
Steuer: 168 Euro

BASISPREIS: 30 596 Euro

Das Rätseln über dieses Auto beginnt mit dem Schlüssel. Eine Kollegin und ich, wir beugen uns verwirrt über ein schwarzes Kästchen, das auf meinem Schreibtisch liegt und an dem nichts, aber auch gar nichts an einen Schlüssel erinnert. »Das geht heutzutage alles elektronisch«, vermutet die Kollegin, und mir wird ein bisschen schlecht. Mir schießt die Geschichte von dem Mann durch den Kopf, der mit 200 Stundenkilometern über die Autobahn raste und nicht bremsen konnte, weil sein Tempomat kaputt war. Hab ich mal im »Vermischten« gelesen. »Normalerweise fahre ich einen alten Fiesta«, sage ich zu der Kollegin. Die nickt verständnisinnig: Ja, sie sei auch noch mit so einem prähistorischen Auto unterwegs. Sie schiebt mir ein dickes Handbuch über den Tisch. Vielleicht steht da was drin. In diesem Moment erwischen meine Finger zufällig einen kleinen silbernen Knopf an dem schwarzen Kästchen. Ein Metallstab schießt heraus, wie ein Klappmesser. Ich atme auf. Der erste Schritt ist gemacht.

Die nächste Überraschung folgt wenige Minuten später in der Tiefgarage. Das Auto ist nicht da. Ich habe keine Ahnung, wie ein Ford S-Max aussieht, doch hatte ich in Anbetracht des Parkplatzmangels vor unserer Haustür ausdrücklich um ein kleines Auto gebeten. Was aber dort auf Platz Nummer 27 steht, ist definitiv kein kleines Auto. Dieses Gefährt hat eher die Dimensionen eines mittleren Lieferwagens, auch wenn es mit seinem metallisch blauen Glanz und seinen abgerundeten Formen natürlich ein sehr schicker Lieferwagen ist. Ein Druck auf die Türöffnerfunktion am Schlüsselkästchen beseitigt jedoch alle Zweifel. Die Scheinwerfer leuchten auf, hörbar entriegeln sich die Türen. Der Wagen und ich, wir sind füreinander bestimmt.

Ich nähere mich ehrerbietig. Das Auto, scheint mir, ist für eine Familie von Riesen konzipiert oder zumindest für ziemlich gewichtige Menschen, so breit sind die Sitze, so viel Platz ist da für Beine und eventuell vorhandenen Bauch. In den Kofferraum passen – das wird sich später herausstellen – elf Getränkekisten nebeneinander. Das Beste allerdings ist, dass das gesamte Dach verglast ist. Beim Fahren, na gut, vielleicht lieber beim Beifahren in den Himmel zu schauen und die Großstadt in ungewohnter Vollständigkeit an sich vorbeiziehen zu lassen, diese Vorstellung gefällt mir ziemlich gut.

Eine Familienkutsche, finde ich, sollte mit Familie getestet werden. Da ich selbst keine Kinder habe, muss ich mir welche leihen. Mein siebenjähriges Patenkind Clara und ihr vierjähriger Bruder Luzian sind von der Idee, einen Ausflug zu machen, zwar nicht sonderlich begeistert, aber ich ködere sie mit einem Spiel. Ich sei mit einem ganz tollen Auto da, sage ich ihnen, und sie müssten herausfinden, was das Besondere daran sei.

Als die beiden das Innere erkunden, entfährt den zwei Kehlen zeitgleich ein Begeisterungsschrei: »Ein Fernseher!« Ich muss Clara und Luzian allerdings enttäuschen. Der vermeintliche Fernseher ist der Bordcomputer. Dass man auf ihm genau verfolgen kann, wo man gerade ist, stößt nur auf mäßiges Interesse. Das Panoramadach wird nach meinem Hinweis mit einem höflichen »toll« bedacht, doch viel mehr Spaß, als in den Himmel zu gucken, macht es den Kindern, den Sonnenschutz an ihren Fenstern rauf- und runterfahren zu lassen. Plötzlich kommen Clara Bedenken: Ob durch ein Glasdach nicht der Blitz einschlagen könne? Ich beruhige sie mit einem Hinweis auf den faradayschen Käfig, aber letzte Zweifel bleiben. Immerhin, freut sie sich, könne man in diesem Auto dabei zusehen, wenn man doch mal vom Blitz getroffen werde.

Dieses Erlebnis bleibt uns erspart. Stattdessen rollen wir gemächlich über die Autobahn stadtauswärts. 220 PS stecken unter der Motorhaube, doch zum Rasen verführt der behäbige Wagen, der als Sportvan verkauft wird, trotz dieser imposanten Zahl nur schwerlich. Während man zurückgelehnt von vergleichsweise weit oben über die Straße guckt, fühlt man vielmehr, wie eine Mischung aus Trägheit und Gelassenheit sich des ganzen Körpers bemächtigt. So viel Komfort macht irgendwie müde.

Seine Macken offenbart der S-Max erst im Lauf der folgenden Tage. Zum Beispiel nervt er durch ständige elektronische Mitteilungen. Schnallt der Beifahrer sich los, bevor der Motor ausgeschaltet ist: empörtes Piepen. Steht die Heckklappe ein ganz winziges bisschen offen: akustischer Alarmismus. Manchmal kann der Ford S-Max in seiner Fürsorglichkeit sogar richtig unangenehm werden. Steigt man nämlich aus, ohne abzuschließen, verriegelt er sich von selbst. Pech, wenn man nur mit dem Nachbarn plauschen wollte und den Schlüssel im Auto gelassen hat. Glück, wie in meinem Fall, wenn der Beifahrer im Auto sitzen geblieben ist. Auch recht peinlich: mit einem laut tutenden Auto davonzufahren, weil man nicht weiß, wie die äußerst sensible Alarmanlage abgestellt wird.

Doch an diesem Abend spielt das alles keine Rolle. Hinten sind die Kinder ganz schläfrig und leise geworden. Wir rollen durch die brandenburgische Dämmerung, ein früher Mond schaut zum Panoramadach herein. Van Morrison singt dazu seine melancholischen Lieder, durch keinerlei störendes Motorengeräusch getrübt. In den Urlaub, finde ich, könnte man dieses Auto schon mal mitnehmen.

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.62 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 63
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

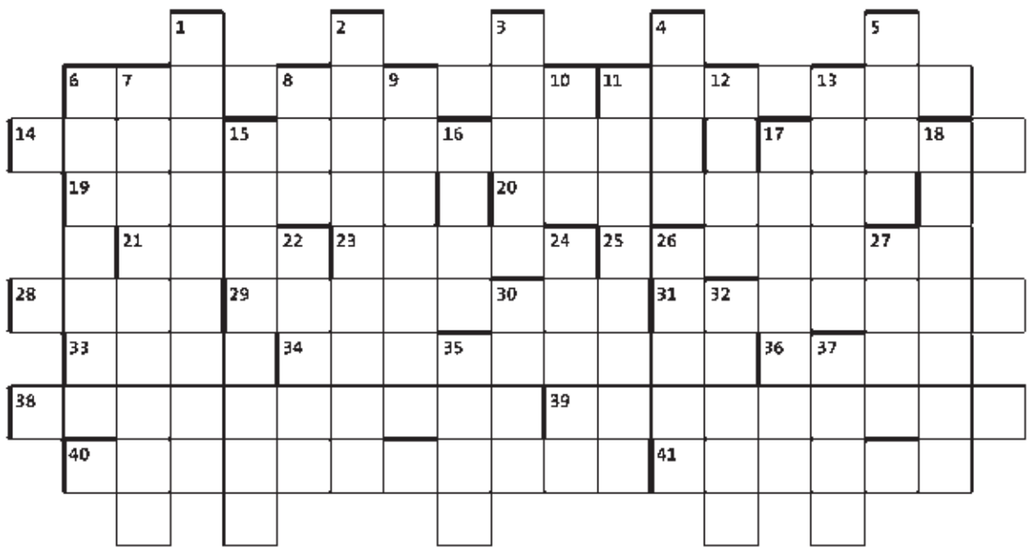
LEBENSGESCHICHTE

Das rastlose Leben einer Exzentrikerin

Umhüllt von einer »Glückshaube«, erschien sie in der düsteren Welt eines großen Krieges, der auch ihren Vater verschlang. Die hohe Würde, die ihr als Kind übertragen wurde, betrachtete sie im Rückblick als naturgegebenes Recht, denn Gott hatte ihr das »Zeichen der Hoheit« aufgedrückt.
Zwölf Jahre lang stand sie im Schatten weiser alter Männer, nutzte die Zeit jedoch für eine breite, nicht immer gründliche Bildung. Die »heftige Liebe zum Studieren« hinderte sie nicht an eher männlichen Vergnügungen wie Jagd oder Glücksspiel. Aber sie hatte auch Augen für ihren stattlichen Vetter, mit dem sie zärtliche Briefchen wechselte. Später inszenierte sie ein Verwirrspiel um ihre Heirat mit ihm, machte ihn zu ihrem Nachfolger und ließ ihn schließlich fallen.
Als sie verantwortlich handeln konnte, stieß sie ihre alten Ratgeber vor den Kopf: Sie schloss Frieden mit dem Erbfeind, gab das Geld mit vollen Händen aus und sammelte Kunstwerke, Manuskripte und berühmte Gelehrte in einer privaten Akademie, lockte sogar den bedeutendesten Philosophen ihrer Zeit zu sich. Er kam widerwillig, fühlte sich wie ein Exot in einer Menagerie und erkältete sich zu Tode.
Kaum war sie mit einem märchenhaften Fest in ihrem Amt bestätigt worden, gab sie es auf und ihren angestammten Glauben gleich dazu. Mit 27 Jahren zog sie mit Kurzhaarschnitt und in Männerkleidern einem neuen Leben entgegen, begleitet von Bediensteten, Schnorrern und einem stattlichen Teil ihrer Sammlungen. Auf ihrem Weg zum Sehnsuchtsort brüskierte sie große und kleine Herren, benahm sich wie ein Reitknecht, redete laut und fluchte, wählte zur Empörung einer Kaufmannsstadt einen jüdischen Bankier als Verwalter ihrer Einkünfte. Ungezügelte Spendierwut und ein kostspieliger Tross erschöpften bald ihre Mittel. Bis zu ihrem Lebensende sollte sie die Sorge um Geld nicht mehr verlassen.
Dem neuen Glauben, zu dem sie sich in einer schlichten Zeremonie bekannte, traute sie nie ohne Vorbehalte. Sie mokierte sich über eine wunderbare Verwandlung und benannte ihre Maulesel nach Geistlichen, ihre Pferde aber nach antiken Helden.
Unauffällig und bankrott betrat sie die Stadt ihrer Träume, einige Tage später zog sie noch einmal im Triumph ein. Hier fand sie den Herzensfreund fürs Leben. Sein schlechter Ruf als Held vieler Affären störte sie nicht, der hässliche, kleine Mann gewann ihre Zuneigung über das gemeinsame Interesse für Literatur, Wissenschaft und Esoterik. Immer wieder aber unternahm sie lange Reisen, um Geld einzutreiben, spann diplomatische Ränke, um ihr angeblich zustehende Würden durchzusetzen, wollte dafür sogar einen Krieg riskieren. Zum Auftakt feuerte sie eigenhändig eine Kanone ab, die Kugel schlug in einer berühmten Villa ein. Die Misserfolge ihrer Initiativen und das Entsetzen auch ihrer Freunde über die eigenmächtige, barbarische Hinrichtung eines treulosen Bediensteten brachten sie nur langsam zur Räson. Immerhin, sie begann zu gärtnern und trank Fruchtsäfte anstelle von Wein.
Gegen Ende ihres Lebens überkam sie die Einsicht, dass sie niemals ernsthaft daran gearbeitet habe, ihre Fehler zu bezwingen. Ruhe fand sie nun in ihrem Garten, bei ihren geliebten Gemälden und der Musik. Der Tod kam still zu ihr, Fieberschübe und Wassersucht hatten ihn angekündigt. Der Trauerzug war pompös, ihr Grabmal fiel dagegen schlicht und eher unwürdig aus.
Wer war's? **WOLFGANG MÜLLER**

AUFLÖSUNG AUS NR. 6:

Edgar Allan Poe (1809 bis 1849) gilt als Vorläufer der literarischen Moderne und Begründer der Kurzgeschichte. Mit der Gestalt des Detektivs Dupin schuf er das Genre des Detektivromans. Eigentliches Thema der Literatur war für ihn jedoch »der Tod einer schönen Frau«



UM DIE ECKE GEDACHT NR. 1846

Waagerecht: 6 Nachgefragt unter dem Motto: Leerer Bauch studiert nicht gern **11** War fürs Hellas-Xerxes-Verhältnis alles andere als wurscht **14** So was wie ein Widerhieb? Schwarz-Weiß-Maler mögen's so! **17** Hansestadthinweis einst auf vielen Hellwegweisern **19** Sprichwörtlich: …, Hehler und Befehler sind drei Diebe **20** Komponente des Bildungsmenüs? **21** Eine Ursprüngliche in äußerster Schwarzmeernachschubregion **23** Oft mit Ulk verbunden, nicht nur in der Liebeserklärung an Fräulein Hildegard **25** Girl von dort ist schon da, wo's Karnevalisten mit Fernweh hinzieht **28** Himmelblau-korngelb flaggt man in der Kapitale **29** Kleinstaatler mit Hochbaukompetenzen **31** Fortbewegung sowohl sohlenschonend als auch spritfrei **33** Pepe Nietnagels Direktor, wie vornämlich im wahren Leben genannt **34** Legere Gelegenheit, ein wenig 15 senkrecht anzuwenden **36** In Eilandbewohnerschaft ein alter Reiter und Streiter **38** Fehltritt der Ungeduld: … hat wohl nur Angst, wer an geflügelte Löwen glaubt **39** Für ihn geht's stets um Dividiertes – das Halbierte sieht im ähnlich **40** Die Menschen werden durch … vereinigt, durch Meinungen getrennt (Goethe) **41** Verbaler Zeigefingerzeig, gedehnt
Senkrecht: 1 Aufenthaltenthaltsame sind's vorzugsweise **2** Haarkleine Angabe zum Wohnungssauberkeitsstatus **3** Wer die … verspielt, hat falsch gezielt (Sprichwort) **4** Obacht geben ist noch aufmerksamer als derart nehmen **5** Die hat Wissen schon hinter sich, wenn sie ihre Burg erreicht **6** Sehr leichtgewichtiger Grund für einige, sich zu benetzen **7** Wir sind unbegrenzt frei, nicht in dem, was wir machen, sondern was wir … wollen (Jean Paul) **8** Ist schlank wie sein End-, lang wie sein Anfangsbuchstabe **9** Selten geworden als Sparkapitalverwahrer **10** Wann fallen Rosenmontag und Vollmond zusammen? **11** Ziemlich nachdrückliche Eindruck-Vermittlungsmethode **12** Viele Fehltritte können von der ersten in die zweite führen **13** Ab Sonnenaufgang – dem seinen – hatte Kunst eine neue Richtung **15** Mehr als Wörterwissen, Argumentierwerk oder Tontechnik allein **16** Ja, die die Maß bringt, ist auch mit'm … da **17** Darstellerin des Verrinnens, ab Drehmoment **18** Laut Francis Bacon: …, das ist der Same des Wissens **22** Vorsätzliches für Licht und Liebe, Wind und Wert **24** Sprichwörtlich: Viele … sind weiser als einer **26** Klein bei Wettbewerb, hoch bei Nepperwerb **27** Station auf dem Weg von Ägyptens Fleischtöpfen zu Milch und Honig **30** Wenig erwünschter Fang im Wettangeln **32** Erlebte hauptstädtische Zeiten im späten Gallien, im frühen Burgund **35** Hätte es ganz nah zum Baikalsee, sucht aber die Weite **37** Sanft und geduldig, wie's heißt, kann aber auch recht bäharrlich tönen, wenn Mutter nicht eilt

AUFLÖSUNG AUS NR. 7:

Waagerecht: 6 SIGNATUR **10** STUPSNASE **14** WAL Moby Dick **15** AMMONITEN bis Kreidezeit **17** STATIST **20** KASEIN **21** AGITATOREN **22** STINKTIER **25** REISSER **27** MITGEFUEHL **30** ETIKETTEN **31** LEERUNG **32** Städte Norden und EMDEN **34** »den STAB über jmdm. brechen« **36** VERBESSERUNG **37** TRAEGER und träger **39** GEISTLOS **40** EGOISTEN

Senkrecht: 1 PILASTER **2** Richard von Volkmann mit Pseudonym Richard Leander, Märchensammlung »Träumereien an französischen KAMINen« **3** Frau LUNA **4** STET **5** ASIN in C-asin-o **6** SAKRILEG **7** GASTGEBER **8** TONKUNST **9** RIGI in O-rigi-nal **10** STIELMUS **11** UNART **12** STOIKER **13** NARSES **16** Milchstraße zur MEIEREI **17** STEINTOR **18** TEST in Pro-test-haltung **19** STREBEN **23** Flughafen TEGEL »Otto Lilienthal« **24** REDNER **26** ETAGE **28** FUSS-note, -bank **29** HEROS **33** EGG = Ei (engl.) **35** Fluss TET **38** AST

SCRABBLE

Ein bedauerlicher Fehler ist uns in der Scrabble-Kolumne vor drei Wochen unterlaufen. In der Ankündigung für die »Braunschweig Open« erwähnten wir als Vorjahressiegerin Maria Feige. Nun, diese ist zwar eine großartige Spielerin, trotzdem hatte Claudia Aumüller 2006 die Nase vorn. Bedingt wurde das Malheur durch eine feine Geste Aumüllers: Als Gründungsmitglied verzichtete sie zugunsten Feiges auf die Siegprämie, ein Jahr Beitragsfreiheit für Scrabble Deutschland e. V.
Wie das Schicksal so spielt, ging Aumüller letztlich aber leer aus. Das gastgebende Hotel hatte sie zur Titelverteidigung eingeladen – und ist mittlerweile in Konkurs gegangen.
Heute ist ein Wort gesucht, das eine Punktzahl in den mittleren 80ern bringt. Wie lautet es? **SEBASTIAN HERZOG**

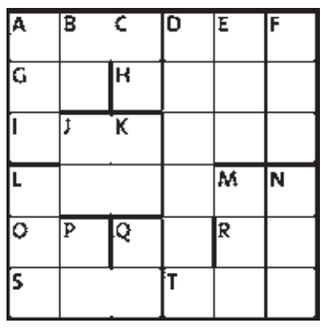
AUFLÖSUNG AUS NR. 7:

Ein GEISTESBLITZ, platziert auf 7B-7M, brachte insgesamt 110 Punkte. Zu den 26 Punkten für dieses Wort kamen 10, 3, 3, 8, 3, 7 und 50 Punkte für HAUTENGE, ER, ER, ABT, NIE, ZU und als Bonusprämie. – Es gelten nur Wörter, die im Duden, »Die deutsche Rechtschreibung«, 24. Auflage, verzeichnet sind, sowie deren Beugungsformen.
Die Scrabble-Regeln finden Sie im Internet unter www.scrabble.de

Scrabble® is a registered trademark of J.W.Spear & Sons. Scrabble® tiles by permission of J.W.Spear Sons PLC

LOGELEI

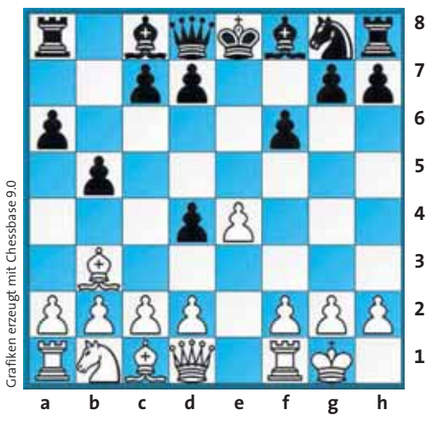
Waagerecht: A Vielfaches von B senkr. **D** Vielfaches von R waager. **G** Quersumme von H waager. **H** Vielfaches von G waager. **I** D senkr. plus Rückwert von L waager. **L** Quadrat von L senkr. **O** Primzahl **Q** T waager. ist ein Vielfaches des Rückwerts **R** Vielfaches des Rückwerts von C senkr. **S** siehe R waager. **T** Palindrom. – **Senkrecht: A** Vielfaches von P senkr. **B** Der Rückwert von D waager. ist Vielfaches **C** I waager. ist Vielfaches des Rückwerts **D** Quadrat von T waager. **E** Vielfaches von Q waager. **F** Vielfaches von C senkr. **J** I waager. ist Vielfaches des Rückwerts **K** Primzahl **L** Palindrom **M** Vielfaches des Rückwerts von P senkr. **N** Vielfaches des Rückwerts von Q senkr. **P** Primzahl **Q** Vielfaches des Rückwerts von P senkr. **ZWEISTEIN**



AUFLÖSUNG AUS NR. 7:

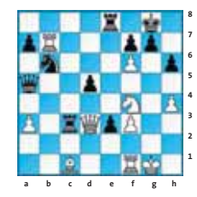
Der Tisch stand quer, der Schrank rechts von der Tür, das Sofa an der Westwand. Bruno stellte den Schrank nach links, das Sofa an die Ostwand, den Schrank nach rechts, drehte den Tisch um 90 Grad, schob das Sofa an die Westwand, den Schrank nach links und das Sofa an die Ostwand

SCHACH



Grafiken erzeugt mit Chessbase 9.0

Bekanntlich ist Schach eigentlich ein Kriegsspiel, und die Politik ist die Fortsetzung des Kriegs mit anderen Mitteln. Was liegt also näher, als dass sich Politiker immer wieder Anregung beim Schachspiel holen? Wo kann man besser lernen, dass man im Zugzwang war und deshalb leider ein Bauernopfer bringen musste?
So ist es nur folgerichtig, dass in der Sportgemeinschaft Deutscher Bundestag auch dem Schachsport gefrönt wird. Da saßen beim Kampf »Politiker gegen Journalisten« Helmut Schmidt und Richard von Weizsäcker einträchtig nebeneinander, Letzterer hatte zur Verstärkung sogar seinen Filius Robert (mittlerweile Fernschachgroßmeister) mitgebracht, der dementsprechend wie der Wolf in der Journalistenherde wütete.
Erfreulicherweise kommen immer wieder »Junge« nach, ich denke da nur an Schily, Schäuble, Struck, Ströbele und Steinbrück. Gerade fällt mir auf, dass deren Namen zumindest phonetisch alle mit »Sch« anfangen, außer natürlich der des Hanseaten Steinbrück mit »S-t«. Dieser hielt sich sogar prächtig in einer Partie gegen Weltmeister Kramnik, und hätte er nicht einen fehlerhaften S-pringerzug gemacht, wer weiß, was passiert wäre?
Die Schachgruppe des Deutschen Bundestags trägt auch Mannschaftskämpfe aus, etwa am 7. Dezember letzten Jahres gegen den Godesberger Schachklub. Es scheint nicht viel los zu sein auf dem Schachbrett, Anfangsgeplänkel einer Partie, und doch konnte der »Politiker« Siegfried Koch als Weißer am Zug mit einer kleinen Kombination zwangsläufig den Turm a8 seines Gegners Günter Degenhard erobern. Wie kam's? **HELMUT PFLEGER**



AUFLÖSUNG AUS NR. 7:

Mit welcher Opferkombination setzte Weiß am Zug in 3 Zügen matt? Das Damenopfer **1.Dg6!** drohte sofortiges Matt durch 2.Dxg7. Dagegen half nur **1...fxg6,** doch jetzt war es nach **2.Txg7+ Kf8 3. Sxg6** matt aus

SUDOKU

	5		1			8		3
1			6			3		
		3		9			1	
3	1						6	5
		7				8		
4	9						1	3
		1		8			5	
9			7		2			1
	2		5		1		9	

Füllen Sie die leeren Felder so aus, dass in jeder Zeile, in jeder Spalte und in jedem 3 x 3-Kasten alle Zahlen von 1 bis 9 stehen. Mehr solcher Rätsel im Internet unter www.zeit.de/sudoku

AUFLÖSUNG AUS NR. 7:

8	1	3	2	4	5	6	7	9
5	4	2	7	6	9	3	8	1
6	9	7	1	3	8	2	4	5
2	7	5	3	9	6	8	1	4
9	6	1	4	8	7	5	3	2
3	8	4	5	2	1	7	9	6
4	2	9	6	7	3	1	5	8
1	3	8	9	5	2	4	6	7
7	5	6	8	1	4	9	2	3

DIE BEATLES 1966 IM "MUSEUM FÜR MEERESKUNDE UND FISCHEREI DER DDR" IN STRALSUND
SIE KENNEN JA SICHERLICH DIESE NEUMODISCHEN TRAVESTIESHOWS NAMENS "DIE HERREN DAMEN LASSEN BITTEN".
UND DANN KENNEN SIE DOCH AUCH DIE HERRSCHAFTEN VON DER WESTLICHEN BOULEVARD-PRESSE, DIE WEIBLICHE TIERE ALS "ELEFANTEN-DAMEN" ODER "ORANG-UTAN-DAMEN" BEZEICHNEN.
RATTEN-DAMEN SAGEN DIE ALLERDINGS NIE. QUALLEN-DAMEN VERMUTLICH AUCH NICHT.
ABER WENN SIE DOCH QUALLEN-DAMEN SAGTEN, WIE WÜRDEN DANN DIE MÄNNLICHEN QUALLEN HEISSEN? MÖGLICHERWEISE QUALLEN-BULLEN.
EINE TRAVESTIESHOW IM QUALLENMILIEU HIESSE DEMZUFOLGE "DIE QUALLENBULLEN QUALLENDAMEN LASSEN BITTEN". EINE ZUSAMMENARBEIT ZWISCHEN DEM AQUARIUM UND DEM KABARETT "CHEZ NOUS" BÖTE SICH HIER AN. LEIDER BEFINDET SICH DAS "CHEZ NOUS" IN WESTBERLIN.
Was heißt hier "leider"? Kommse mal mit!
WWW.KATZUNDGOLDT.DE

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.63 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

BLIXA BARGELD,
48, wurde unter dem Namen Christian Emmerich in Berlin geboren. Anfang der achtziger Jahre wurde er als Sänger der Einstürzenden Neubauten bekannt. Er arbeitete auch als Schauspieler, Autor und Theaterregisseur. Vor Kurzem erschien von ihm die DVD »Rede/Speech«, die Aufzeichnung einer Performance im Deutschen Theater, Berlin. Bargeld lebt in Peking. Er erzählt davon, wie er aus seinen Träumen Musik macht

BLIXA BARGELD

Träume waren schon immer wichtig für mich, als Mensch und als Künstler. Manchmal, das passiert vielleicht alle zehn Jahre, haben meine Träume sogar so intensive Inhalte und Botschaften, dass sie mich erschüttern und sehr stark in mein Leben eingreifen – sie sind beinahe Offenbarungen. Einige davon sind sehr persönlich, über sie möchte ich in der Öffentlichkeit nicht reden.

Einen Traum, der für mich als Künstler sehr bedeutend war und ist, hatte ich während der Aufnahmen zu *Kollaps,* dem ersten Album der Einstürzenden Neubauten, Anfang der achtziger Jahre in Hamburg. Ich übernachtete damals in der Wohnung von Mark Chung in der Bernhard-Nocht-Straße auf St. Pauli und träumte, ich hätte mich ins Waschbecken übergeben. Das Erbrochene nahm nach dem Trocknen die Form von Leitern an, und ich erkannte, dass ich meine eigene DNA hervorgewürgt hatte. Diese wollte ich verkaufen. Ich hatte allerdings keine Idee, wie ich sie am besten verpacken sollte. Auf dem Weg zu einem Independent-Plattenladen, wo ich das Zeug loswerden wollte, traf ich einen Kerl auf der Straße, dem ich meine DNA zeigte. Wir diskutierten lange darüber, wie man sich so etwas anhören könne.

Ein leicht zu deutender Traum – das Auskotzen des Künstlers, der sein Innerstes, seine Überzeugungen, seine Weltsicht, sein Ich in die Welt zwingt und dann vor der Frage steht, wie er diese Inhalte anderen vermitteln kann. Zu dieser Zeit war der Traum sehr bedeutend für mich, er spiegelte meine Situation, mein Selbstverständnis als Künstler und Musiker sehr genau wider. Wenige Jahre später verwendeten wir ihn in einem Stück, glücklicherweise

»In einem meiner schlimmsten Albträume kippt die Struktur der Zeit – nichts geschieht mehr hintereinander, sondern gleichzeitig. Raum und Zeit stürzen in die Sonne und verbrennen. Und ich bin an allem schuld!«

lag damals ein Diktiergerät neben meiner Matratze. Sofort nach dem Aufwachen sprach ich den Inhalt des Traums auf Band. Später, im Studio, versuchte ich mehrmals, den Text neu aufzunehmen. Mir ist es aber im Wachen nie mehr gelungen, ihn mit der gleichen schlafmatten Stimme und traumverhangenen Sprache zu sprechen wie nach dem Aufwachen. Der Text verlor an Kraft. Wir benutzten dann die Originalaufnahme.

Dieser Traum war eine Ausnahme, ich erinnerte mich in jener Lebensphase nur sehr selten an meine Träume. Heute ist das anders. Und ich bin dazu übergegangen, sie niederzuschreiben und die Protokolle zu sammeln. Seit Frühjahr dieses Jahres spielen meine Träume auch in der Arbeit mit den Einstürzenden Neubauten eine zentrale Rolle. Seitdem wir uns vor einigen Jahren von den Plattenkonzernen verabschiedet haben, arbeiten wir mit einem Subskriptionsmodell. Ein Unterstützerkreis steuert vorab Geld für das Entstehen neuer Stücke bei. Er bekommt dafür die Musik geliefert, als CD und als Download, und kann unter www.neubauten.org den Entstehungsprozess verfolgen – und sogar in ihn eingreifen. Jetzt haben wir Phase drei gestartet. Im Mittelpunkt der Arbeit im Studio steht unser Navigationssystem Dave, ein Kartenset mit kryptischen Anweisungen, speziell auf die Neubauten gemünzt. Jeder von uns zieht eine Karte und muss aus der Notiz entwickeln, was er spielt, ohne zu wissen, was auf den Karten der anderen steht. Diesen Prozess, auch den Karteninhalt, können unsere Unterstützer im Netz verfolgen.

Als Grundlage für die Texte benutze ich Träume. Das war so nicht geplant, es hat sich einfach ergeben. In meinem Laptop habe ich alle Traumprotokolle der letzten Jahre und alle Notizen gesammelt, die aus Träumen entstanden sind. Im Studio suche ich dann den Traum, der zu den Anweisungen auf der Karte passt. So entstehen Stücke und Texte, die völlig unkalkulierbar sind und so niemals planbar gewesen wären. Ich will nicht so weit gehen, sie traumabsurd zu nennen, aber diese Arbeitsweise trifft sich mit der eigenen Logik, der Unvorhersehbarkeit der Träume.

Das Stück *Ich komme davon* basiert auf einem Traum, den ich in meinem Leben sehr häufig hatte, ein archetypischer Traum, den wohl viele Menschen kennen. Er erinnert ein wenig an *Das verräterische Herz* von E. A. Poe. In diesem Traum gibt es immer eine Leiche, versteckt in meinem Keller oder im Kofferraum meines Wagens. Ich bin unschuldig – und gerate trotzdem in Panik, weil ich weiß, dass ich der Hauptverdächtige bin, man mir den Mord anhängen wird und es für mich kaum eine Chance gibt, mich herauszuwinden. Ich gerate mit der Leiche im Kofferraum in eine Verkehrskontrolle, oder mein Haus wird durchsucht. Mein Herz rast, ich rechne jeden Moment damit, dass sie die Leiche finden, aber irgendwie komme ich am Ende dann doch davon.

Für *Jeder Satz mit ihr hallt nach* habe ich einen meiner schlimmsten Albträume verarbeitet, der mich vor allem in meiner Kindheit und Jugend oft heimgesucht hat, wenn ich mit Fieber im Bett lag. Das Motiv ist: Ich bin an allem schuld. Ein finsterer Traum, in dem die Struktur der Zeit kippt – alles wird gegenwärtig, die Zeit wird verformt, nichts geschieht mehr hintereinander, sondern gleichzeitig. Sehr beängstigend. Im gleichen Moment stürzen Raum und Zeit in die Sonne und verbrennen. Und ich bin an allem schuld! Es strengt mich immer sehr an, über diesen Traum zu reden, es ist, als würde ich wieder hineingezogen. Schnell zu einem anderen, weniger bedrohlichen Traum.

Eines der ersten Stücke, für das ich in diesem Jahr auf einen Traum zurückgegriffen habe, war *Mei Ro.* Auf dem Zettel, den ich gezogen hatte, stand die Anweisung »Zwei Worte«. Ich erinnerte mich an einen Traum, in dem diese beiden Worte eine wichtige Rolle spielten. *Mei ro* waren die ersten Worte Mandarin-Chinesisch, die ich gelernt habe – ich lebe mit einer Chinesin in Peking –, es bedeutet »kein Fleisch«. Der Traum spielt in einem Restaurant in Kreuzberg, die Inhaberin hält eine Single von Marianne Rosenberg in der Hand, die sie unbedingt spielen will, und sagt immer wieder *»mei ro«.* Ein wunderbar absurder, banaler Traum. Keine Ahnung, was er bedeutet.

In dem Traum, auf dem unser aktuelles Stück *Magyar Energia* basiert, gehöre ich einer Kommission an, die die Kraftwerke Ungarns auf Sicherheitsrisiken überprüfen muss und entscheidet, diese zu schließen, da sie zu alt und unsicher sind. Seltsam daran ist, dass ich den Namen Energiegesellschaft korrekt geträumt habe, sie heißt tatsächlich so, Magyar Energia. Mir war nicht bewusst, den Namen jemals gehört zu haben.

Ich mag es sehr, mit Traumprotokollen zu arbeiten. Es ist spannend und befreit mich weitgehend von der Last des Textens. Wenn mir die Träume sehr nahe gehen, ist es natürlich anstrengend. Aber in der Regel bin ich von meinen absurden Nachtgebilden sehr erheitert.

AUFGEZEICHNET VON **JÖRG BÖCKEM**
FOTO VON **MANU AGAH**

Audio www.zeit.de/audio

Mannheim, mon amour

Die ehrlichste Stadt Baden-Württembergs feiert ihren 400. Geburtstag. Es gratulieren die Söhne und die Töchter

Fotos: Nicole Simon (o.); N. Simon/Edition Braus im Wachter Verlag (u.)

Blick vom Victoria-Hochhaus auf den **FERNMELDETURM**. Er wurde in den siebziger Jahren gebaut als Wahrzeichen einer modernen Stadt

Der liebenswerte Singsang

Christine Westermann, Moderatorin

Ich wäre eine glänzende Kandidatin für *Wetten, dass …?,* denn unter 100 Leuten, die etwas auf Hochdeutsch sagen, würde ich mit Sicherheit den einen Mannheimer raushören – und zwar nach einem Satz. Viele Leute finden es ja geradezu schrecklich, aus Mannheim zu kommen, vor allem wegen des Dialekts. Ich finde diesen typischen Mannheimer Singsang absolut liebenswert. Sobald ich mit meinen Schwestern telefoniere, rutsche ich da unweigerlich rein. Als wir neulich Joy Fleming als Gast bei *Zimmer frei* hatten, musste ich mich arg zusammenreißen, um noch sendefähiges Deutsch zu sprechen.

»Schön oder nicht schön« – das ist für mich nicht die Frage bei Mannheim. Es gibt viele schöne Ecken – den Wasserturm, das Rheinufer –, aber entscheidend sind doch die Menschen, oder? Was ich an den Mannheimern so schätze, ist ihre freundliche Offenheit, ihre geerdete, direkte Art. Es entsteht schnell Nähe zu ihnen, ohne dass sie anbiedernd wären. Wenn ich in der Stadt bin und mir dieser Dialekt volle Kanne entgegenkommt, geht mir das Herz auf. Ich empfehle jedem Mannheimreisenden, sich auf die Leute einzulassen.

Ich werde dieses Jahr eine große Mannheim-Revival-Tour unternehmen. Mit meinen alten Schulkameraden feiere ich nämlich 40-jähriges Abi-Jubiläum. Ich werde ein bisschen durch meine alten Straßen in Lindenhof und Feudenheim spazieren – und ins Quadrat M 4, Nr. 5, wo ich meine erste Wohnung hatte. Am besten zu Fuß und allein und in Erinnerungen schwelgen. Zum Beispiel an einen Spaziergang nach Ludwigshafen über den zugefrorenen Rhein oder an unsere Sommer im Strandbad. Damals konnte man nämlich im Rhein baden, was heute wohl auch wieder möglich ist. Oder an die Pizzeria Milano, die es auch heute noch gibt und in der ich gelernt habe, wie man richtig Spaghetti isst. Und natürlich an das Café Knauer, ein plüschiges Oma-Café, wo ich bei einer Tasse Kakao und Butterbrötchen mit Salz sehr schöne Vormittage lang die Schule geschwänzt habe.

Auch meine journalistische Karriere hat in Mannheim begonnen. Auf meiner ersten Reportage für den *Mannheimer Morgen* bin ich mit Uniform und Häubchen mit der Heilsarmee durch den Rheinhafen gezogen. Das war noch vor dem Abi, und als der Bericht dann erschien, habe ich ein dickes Lob von meinem Mathelehrer bekommen, obwohl ich so schlecht in Mathe war, dass ich sogar einmal sitzen geblieben bin. Sehr befriedigend! Meinen ersten öffentlichen Auftritt hatte ich im Rosengarten, dem altehrwürdigen Kongresszentrum. Ich hatte eine ziemlich große Klappe und wollte bei unserem Abi-Ball mal so eben aus dem Stegreif die Abschlussrede halten. Tja, und da stand ich dann vor 600 Leuten auf der Bühne, im weißen Kleid, mit frisch ondulierten Haaren, und hab nur rumgestammelt. Eine totale Blamage. Es wundert mich heute noch, dass ich da keinen Knacks für mein Moderatorenleben davongetragen habe. Aber man ist ja robust als Mannheimerin.

Christine Westermann, 58, Journalistin und Autorin, wuchs in Mannheim auf. Sie moderiert zusammen mit Götz Alsmann die WDR-Show »Zimmer frei«. Sie lebt in Köln

Die Tanke in der Hafenstraße

Michael Herberger, Keyboarder der Band Söhne Mannheims

Ist Mannheim das Neue Jerusalem? Klingt etwas abgedreht, so wie Xavier Naidoo das formuliert hat – aber warten wir es mal ab! Xavier hat prophetische Gaben. Als wir uns 1995 kennenlernten, sagte er: »Gut, dass du Klavier spielen kannst, denn Mannheim wird eine Musikstadt werden, und Leute aus aller Welt werden herkommen, um Musik zu machen.« Das wirkte damals auch etwas vermessen – und heute gibt es die Popakademie, die Talente von überall aus der Welt nach Mannheim lockt und um die sich eine ganze Branche angesiedelt hat. Und wir haben mit den Söhnen Mannheims und als Produktionsfirma ebenfalls große Erfolge zu feiern. Vor zehn Jahren war das für die allermeisten undenkbar! Der Imagewechsel, den die Stadt seitdem erlebt, beeindruckt mich immer noch. Es ist ein bisschen wie mit dem Londoner Stadtteil Brixton: Die Stadt ist noch immer *rough,* aber es sind so viele junge Leute und Künstler dazugekommen, dass sie mittlerweile auch etwas Hippes hat. Das macht mich sehr zufrieden, denn es hat mich immer gewurmt, dass diese Stadt, die ich so mag, im Rest von Deutschland ein Null-Image hatte.

Verändert hat sich vor allem der Stadtteil Jungbusch, das war immer ein sehr alternatives, aber auch problematisches Viertel: Rotlichtkneipen, hohe Arbeitslosigkeit, über 40 Nationen auf engem Raum. Da passt man in bestimmten Ecken besser auf seine Siebensachen auf. Seit sich dort vor vier Jahren die Popakademie angesiedelt hat, gibt es aber auch viele sehr nette Bars wie das Nelson, eine gemütliche bodenständige Studentenkneipe, in der man prima Sandwiches bekommt. Legendär ist auch die rund um die Uhr geöffnete Tanke in der Hafenstraße, die so eine Art inoffizieller Stadtteiltreff ist. Mein Freund Danny Fresh hat einen guten Song darüber geschrieben und dreht jetzt dort das Video dazu.

Die besten Konzert-Locations liegen im Stadtteil Neckarstadt. Die Alte Feuerwache zum Beispiel, ein uriges Gemäuer, das eine ganz intime Nähe zwischen Publikum und Musikern zulässt. Ich trete am liebsten im Capitol auf, gleich nebenan. Ein altes Kino mit Empore, Samtvorhängen, Plüschsesseln – das hat Flair, auch wenn die Akustik nicht optimal ist. Mein Geheimtipp aber ist das Lindbergh am Flughafen. Montagabends tritt dort die Band Shebeen auf, mit extrem guten Cover-Nummern. Ist aber immer sehr voll, also rechtzeitig um Karten kümmern! Und dann gibt es natürlich noch unsere *O live lait*-Show am Nationaltheater, die von Xavier gehostet wird. Wir laden Musiker

Fortsetzung *auf Seite 66*

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 66
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Fotos [Ausschnitte]: Nicole Simon/Edition Braus im Wachter Verlag

Fortsetzung *von Seite 65*

ein, die zu einem bestimmten Thema auftreten – das letzte Mal war es »Mannheim, Stadt der 170 Nationen«. Da war Midge Ure von der New-Wave-Band Ultravox zu Gast und der türkische Popstar Rafet el Roman. Das ist doch gar nicht so weit vom Neuen Jerusalem entfernt, oder? Ich finde es jedenfalls toll, dass in Mannheim so viele Ausländer leben, ohne dass es ein gravierendes Problem damit gäbe.

Mein Lieblingsort ist der Damm in Sandhofen an der Nordspitze der Stadt, der hat einen sehr speziellen Charme. Man läuft am idyllischen Rheinufer entlang, nur Fluss und Äcker, und auf der anderen Seite glitzert das gigantische Gelände der BASF. Vor allem nachts, wenn alles hell erleuchtet ist, ist das Industrieromantik pur. Wenn ich bedenke, dass ich vor einigen Jahren mal nach London ziehen wollte – gut, dass ich's nicht getan habe. Mannheim ist schöner.

Michael Herberger, 35, gründete zusammen mit Xavier Naidoo die Band Söhne Mannheims, deren Mitglieder sich auch sozial für ihre Heimatstadt engagieren. Herberger sitzt im Aufsichtsrat der Popakademie Baden-Württemberg und hat die Begegnungsstätte Aufwind mit ins Leben gerufen. Und außerdem ist er der Urgroßneffe von Sepp Herberger

Der Theatergeruch

Uwe Ochsenknecht, Schauspieler

Besonders hübsch ist Mannheim nicht, da muss man sich nichts vormachen. Manche finden den Hafen mit seinen Kränen und Containern ja romantisch, aber ich verbinde damit immer nur Kälte, Dunkelheit, Maloche. Und die Quadrate – diese Aufteilung ist zwar ganz witzig, aber schöner macht auch das die Stadt nicht. Trotzdem mag ich Mannheim! Ich bin schon mit 17 Jahren von dort abgehauen, nachdem ich von der Schule geflogen bin. Und doch hat die Stadt mich geprägt – vor allem das Nationaltheater. Schon als Kind habe ich dort im Chor mitgesungen, als Statist gejobbt und bin in kleinen Rollen aufgetreten, zum Beispiel in *Emil und die Detektive* oder in *Karlsson vom Dach.* Die magische Bühnenatmosphäre, in der für ein paar Stunden eine ganze Welt entsteht, hat mich in ihren Bann gezogen. Noch heute ist der besondere Theatergeruch für mich ein Stück Heimat. Hinzu kam, dass das Nationaltheater Freiheit und Toleranz ausstrahlte, ganz in der Tradition von Schiller, der hier ja seine *Räuber* uraufgeführt hat. Die Schauspieler, Sänger und Tänzer waren so herrlich unspießig, haben frei über Sex und Politik geredet. Ich hatte als Jugendlicher immer das Gefühl: Hier wirst du als Mensch akzeptiert, so wie du nun mal bist. Kein Wunder, dass mir die Schule daneben ziemlich öde erschien.

Uwe Ochsenknecht, 51, ist nicht nur Schauspieler, sondern auch Sänger. Und als solcher trat er bei der Party zur Eröffnung des Jubiläumsjahres am 24. Januar auf. Er lebt in München

Das Understatement

Dorothee Schumacher, Modedesignerin

Wenn Sie meine Kollektionen kennen, wissen Sie: Ich bin ein Mensch der Fantasie, der Träumereien – und so jemand braucht eine gewisse Erdung. In der Mode ist es irre leicht, abzuheben und rumzuspinnen – was ja auch Spaß macht –, und da ist es gut, wenn die Umgebung so bodenständig ist wie in Mannheim. Hier kann ich mich fallen lassen und gehe auch mal ungeschminkt durch die Stadt. Unser Firmengelände liegt im Industriehafen, einer Gegend, durch die fast nur Lkw rattern. Wer würde hier ein so mädchenhaftes Atelier wie das unsere vermuten – mit goldenen Garnrollen, Seidenschleifen, den mit Swarovski-Steinen besetzten Kugelschreibern? Wir haben uns in einem alten Backsteinbau ein modernes Headquarter eingerichtet, von dem aus wir unsere Fantasieflüge starten. Von unserem Loft gucken wir auf den Altrhein, auf Schlote, Container und die große Mühle von Aurora-Mehl. Diese Aussicht könnte doch in New York sein, am Hudson!

Das ist mein kleiner Mannheimtrick, der auch bei internationalen Gästen zieht: Die erwarten erst mal nichts von der Stadt, und dann, zack!, verzaubert man sie mit den Dingen, die sie zu bieten hat. Morgens ein zweites Frühstück im Café Flo, das sehr französisch ist und von wo aus man durch die Arkaden auf die Jugendstilanlage mit dem Wasserturm blickt, der Friedrichsplatz steht doch München oder Wien in nichts nach. Unter den Arkaden liegt auch das sensationelle Blumenhaus von Jürgen Tekath. Jürgen schafft es, Sträuße zu kreieren, die zugleich edel, großzügig und natürlich sind – damit berührt er meine Seele. Wenn er mich in den Arm nimmt und mir seine neuesten Ideen vorführt, dann fühle ich mich wie in Paris oder Mailand und gleichzeitig sehr zu Hause, behütet.

Selbst meine italienischen Mitarbeiterinnen fühlen sich hier wohl, weil das Klima so mild und die Pfalz ohnehin die Toskana Deutschlands ist. Neulich habe ich eine Delegation aus New York an die Südliche Weinstraße ins Landhaus Meurer mit seinen Feigenbäumen, Zypressen und der Orangerie ausgeführt – das ist mein Joker. Die waren verblüfft! Oder ich fahre mit meinem Besuch nach Deidesheim zu einem deftigen Mittagessen im Deidesheimer Hof, in den Helmut Kohl seine Staatsgäste immer einlud. Dann essen wir Blutwurst-Ravioli, die einst speziell für Margaret Thatcher kreiert wurden. Das finde ich einfach großartig und überhaupt nicht provinziell.

Morgens jogge oder reite ich regelmäßig durch den Odenwald. Von einem Hügel aus kann ich die ganze Region überblicken, bis nach Weinheim und Heidelberg. Das ist nämlich ein weiterer Trumpf von Mannheim: Man ist so schnell in der Pfalz oder in anderen Städten, wie es in Großstädten dauert, von einem Stadtteil in den anderen zu gelangen.

Was viele Leute zunächst auch nicht vermuten: Man kann wunderbar shoppen in Mannheim. Im Makassar im Quadrat R 7 finde ich Leinenservietten aus Südfrankreich, die gesamte Kollektion von Meissen und andere Porzellansammlungen, da können so manche Läden in Hamburg oder München nicht mithalten. Die Kastanienpralinen in der Fromagerie La Flamm, die ungarische Himbeermarmelade im Spezialitätengeschäft in Q 2, das Modehaus Engelhorn – wo soll ich aufhören? Ein persönlicher Tipp: Lassen Sie sich einen Termin geben in der Kurfürsten-Parfümerie in P 7 bei Andreas Retzer. Der wird Sie verführen!

Das Einzige, was Mannheim fehlt, ist ein wirklich schickes Hotel in der Innenstadt. Aber vielleicht springt das ja bei der 400-Jahr-Feier raus …

Dorothee Schumacher-Singhoff, 40, gründete 1989 das Modelabel Schumacher. 2006 war ihre Modefirma als einzige deutsche an der Ausstattung für den Hollywoodfilm »Der Teufel trägt Prada« beteiligt. Sie arbeitet und lebt in Mannheim

Die Industriekulisse

Nico Hofmann, Filmproduzent

Meine Eltern waren politisch engagierte Journalisten, und deshalb wurde ich zu Hause schon als Kind ständig mit Mannheim-Themen bombardiert: Die Rolle der Stadt in der Region, die Frage, was Mannheim überhaupt für eine Stadt ist – das alles wurde mit Gästen diskutiert, darunter auch Leute wie Bernhard Vogel oder Helmut Kohl. Vor allem aber war mein Vater Pressechef bei den Mannheimer Filmtagen, heute ein wichtiges Newcomer-Festival, damals waren sie fast so bedeutend wie die Berlinale. In den späten 1960er Jahren waren sie das Fenster zu Osteuropa. In dieser Zeit saßen aus Prag geflohene Regisseure wie Miloš Forman und Jiři Menzel abends bei uns im Wohnzimmer und politisierten. Das hat mich infiziert – und das ist ein Grund, warum ich heute als Filmemacher immer wieder politisch-historische Themen aufgreife.

Spätestens als Lokalredakteur beim *Mannheimer Morgen* habe ich die Stadt dann richtig kennengelernt, auch die sozialen Brennpunkte wie Vogelstang und Jungbusch. Meinen ersten Film habe ich zusammen mit Schauspielern vom Nationaltheater gedreht. Es ging um die hohe Jugendarbeitslosigkeit und hatte in einem linken Jugendzentrum bei den Planken Uraufführung.

Die Industriekulisse Mannheims steht aber nicht nur für die Probleme der Stadt, sondern strahlt auch etwas Faszinierendes aus – als Film-Location ideal. Und als Produktionsstandort ebenfalls: Mit Freunden habe ich Anfang der achtziger Jahre auf der Friesenheimer Insel riesige leer stehende Industriehallen zu einem Spottpreis angemietet und dort Studios eingerichtet.

Was ich heute toll finde, ist die Zusammenarbeit mit der türkischen Gemeinde, einer der größten in Deutschland, deren moderne Yavuz-Sultan-Selim-Moschee nicht zu übersehen ist. Meine Tante wurde bis zu ihrem Tod von ihren türkischen Nachbarn gepflegt, und das ist kein Einzelfall. Die Mannheimer, ob deutscher, türkischer oder italienischer Herkunft, sind eben sehr kontaktfreudig und engagiert. Meine Mutter mischt mit ihren 75 Jahren jetzt gerade wieder im Wahlkampf mit.

Ich versuche nach wie vor, so viel wie möglich in Mannheim zu drehen. Zurzeit produziere ich einen Film über einen Afghanistan-Heimkehrer, der dort spielen wird. Außerdem arbeite ich an einem großen Film über Helmut Kohl, und mit ihm treffe ich mich meistens in Mannheim. Uns vereint nämlich die Begeisterung für unseren Lieblingsitaliener, Da Gianni. Das Sternerestaurant ist eine Institution, die kann ich jedem Mannheim-Gast nur empfehlen! Denn das Spannende an Mannheim hört bei der Filmkultur noch lange nicht auf. Seien Sie ehrlich – hätten Sie das gedacht?

Nico Hofmann, 48, hat sich als Produzent auf historische TV-Movies wie »Stauffenberg«, »Die Sturmflut« oder »Dresden« spezialisiert. Im März läuft sein Zweiteiler »Flucht und Vertreibung« in der ARD. Hofmann lehrt als Professor an der Filmakademie Baden-Württemberg. Er lebt in Berlin

Das volle Leben

Nina Kunzendorf, Schauspielerin

Viele Leute haben totale Vorurteile gegenüber Mannheim, halten die Stadt für einen gesichtslosen Industriestandort. Die Wahrheit ist: Mannheim hat auf engstem Raum alles, vom feinen Schloss bis zum dreckigen Hafen, scheußlichste Nachkriegsneubauten neben wunderschöner Jugendstilarchitektur, bürgerliche Wohnviertel neben Stadtteilen, in denen viele Türken und Italiener wohnen. Man bekommt hier im Stadtbild die ganze gesellschaftliche Bandbreite zu spüren. Da kann gar nichts unter den Teppich gekehrt werden wie vielleicht in mancher größeren Stadt, wo die Milieus nicht so dicht aufeinander hocken. Es gibt auch nicht diesen Szenedünkel wie in Hamburg oder München. Und aus diesem Mischmasch entsteht etwas. Eigentlich bin ich kein großer Fan von Xavier Naidoo, aber wenn ich sein Mannheimlied *Meine Stadt* höre, drehe ich immer auf volle Lautstärke und denke: »Das ist meine Hymne!«

Durch diese Milieu-Mixtur ist Mannheim auch als Filmlocation gigantisch – ich versuche immer, Regisseure zu überreden, hier zu drehen. Hamburg, München und Berlin sind doch abgefrühstückt, da spielt doch jeder zweite Film. Ich würde liebend gerne mal ein Roadmovie in und um Mannheim herum drehen, zusammen mit meinen Co-Mannheimern Uwe Ochsenknecht und Richy Müller – drei Idioten, die versuchen, 'ne Bank auszurauben, so was in der Art. Natürlich auf Mannheimerisch. Denn das Tollste an Mannheim sind diese liebenswert schnoddrigen Typen mit diesem Wahnsinnsdialekt, der so was Ehrlich-Dreckiges hat. Ich liebe es, samstags vor dem alten Rathaus auf G 1 über den schönsten Wochenmarkt, den man sich vorstellen kann, zu bummeln und anschließend noch einen Kaffee im Café Journal zu trinken. Oder bei meinem Lieblingsitaliener Costa Smeralda Antipasti und Trüffelspaghetti zu essen. Mannheim ist einfach nach wie vor mein Zuhause.

Nina Kunzendorf, 35, ist in Mannheim geboren. Von 1996 bis 1998 gehörte sie zum Ensemble des Nationaltheaters. Seit 2001 spielt sie an den Münchner Kammerspielen und arbeitet fürs Fernsehen (»Marias letzte Reise«)

Die Vorstopper

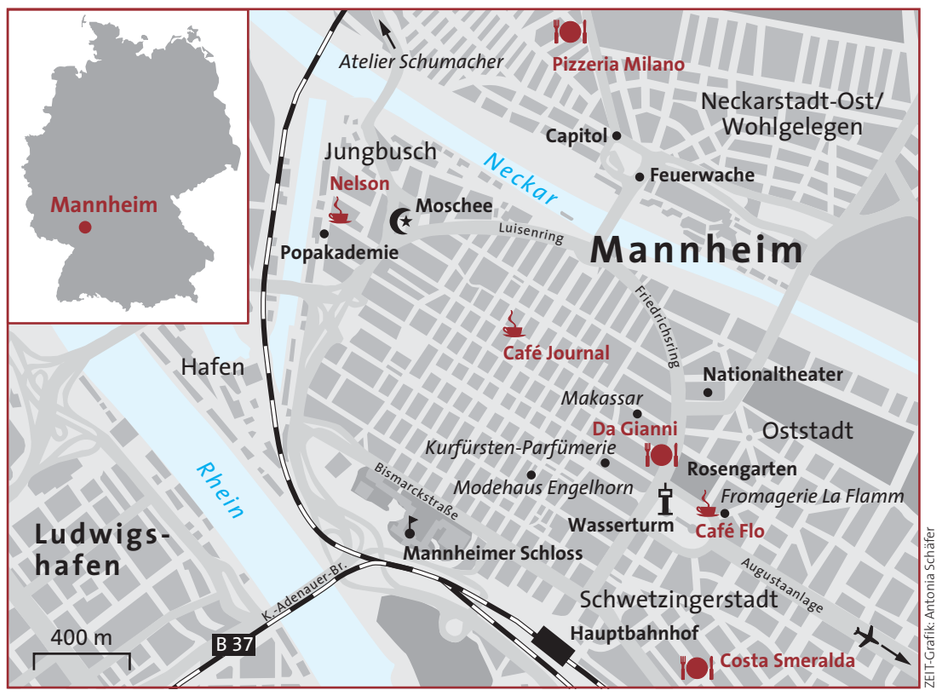
Gerhard Meyer-Vorfelder, Sportfunktionär

Ich bin in Mannheim zur Welt gekommen, aber schon mit vier Jahren weggezogen. Und doch hat sich Entscheidendes dort abgespielt: Ich erinnere mich genau, wie ich in einer Anwandlung von Mut und Stolz im Alter von drei Jahren meinen Schnuller in den Neckar geworfen habe. Am Abend habe ich ihn dann schrecklich vermisst und bittere Tränen geweint, als meine Mutter sich weigerte, mir einen neuen zu kaufen.

Später hatte ich als Politiker viel in Mannheim zu tun. Am nachhaltigsten ist mir die Ehrung von Sepp Herberger im Gedächtnis geblieben, die ich als gebürtiger Mannheimer im Landeskabinett 1976 im Schloss vornehmen durfte. Herberger war ein Idol für mich! Überhaupt kamen ja früher sehr viele gute Fußballer aus Mannheim. Als ich Präsident vom VfB Stuttgart war, habe ich etliche Spieler von dort geholt, Karl-Heinz Förster zum Beispiel, Maurizio Gaudino und Fritz Walter. Wir haben immer geflachst, was bloß in Mannheim los ist, dass dort so viele tolle Spieler nachwachsen – Jürgen Kohler, Christian Wörns, sehr gute Vorstopper vor allem. Die haben einfach klasse Nachwuchsarbeit gemacht damals. Heute sind ja sowohl der VfR als auch Waldhof Mannheim völlig in den Niederungen des Amateurfußballs versunken. Wenn ich daran denke, dass der VfR Mannheim 1949 deutscher Fußballmeister war! Und Waldhof unter meinem Freund Klaus Schlappner in den Achtzigern in der Bundesliga gespielt hat! Trotzdem profitiert der deutsche Fußball noch immer von Mannheim: Bei der WM im vergangenen Jahr haben wir im Mannschaftsbus immer *Dieser Weg* von den Söhnen Mannheims gehört. »Wenn wir das Lied vor dem Spiel nicht hören, verlieren wir«, hat Gerald Asamoah, unser DJ, jedes Mal gesagt.

Historisch hat Mannheim stets unter der Konkurrenz zu Karlsruhe und Heidelberg gelitten und galt als graue Industriestadt. »In Karlsruh' ist die Residenz, in Mannheim die Fabrik, in Rastatt steht die Festung, und das ist Badens Glück«, heißt es ja schon im Badnerlied. Entsprechende Schwierigkeiten hatte die Stadt mit dem Strukturwandel der 1970er und -80er Jahre. In letzter Zeit macht sie sich ja ganz gut und profitiert auch von ihrer Industriekulisse.

Gerhard Meyer-Vorfelder, 73, war bis 2006 DFB-Präsident und gehört dem Fifa-Exekutivkomitee an. Er lebt in Stuttgart



ZEIT-Grafik: Antonia Schäfer

Alle Texte: aufgezeichnet von **Olaf Tarmas**. Fotos: **Nicole Simon** hat die Porträts für ihren Bildband »Gesichter Mannheims« aufgenommen (Edition Braus), der am 24. Februar in der Kunsthalle Mannheim vorgestellt wird. Die Ausstellung mit 40 Fotos läuft bis zum 18. März. Auch die Stadtansicht auf S. 65 hat die Tochter Mannheims fotografiert

Termine im Jubiläumsjahr

LESEN.HÖREN 1: Aber auch gucken, natürlich. Mannheims Literaturfestival schmückt sich mit einigen der bekanntesten Schriftsteller der Republik. Es wird am 22. Februar von Bürgermeister Peter Kurz und Schirmherr Roger Willemsen eröffnet. Anschließend liest ein Sohn der Stadt: der Schriftsteller Wilhelm Genazino. An den folgenden Tagen erzählen und diskutieren unter anderem Jakob Hein und Paul Ingendaay, Thomas Hettche, Wladimir Kaminer und Thomas Hürlimann

22. Februar bis 10. März, Alte Feuerwache, Brückenstraße 2, Ticketverkauf unter Tel. 0180-504 03 00, www.altefeuerwache.com/nc/tickets

KINO UNTERWEGS: Raus aus dem Lichtspielhaus und hinein in die Tabak-Waaghalle, ins Tierheim oder in den Gemeinderaum der Unionskirche. Überall dort, wo Platz für eine Leinwand ist, werden bis zum Jahresende Filme gezeigt. Am 14. und 15. April hat im Saint-Gobain-Werk »Lichter Mannheims« Premiere, ein moderner Heimatfilm von Axel Bold

Einmal monatlich, freitags/samstags, Eintritt frei

SCHLOSSFESTSPIELE: Frisch restauriert präsentiert sich das kurfürstliche Schloss, das neue Schlossmuseum öffnet in Kürze, aufgemöbelt und mit 800 Originalexponaten bestückt, und auf dem Programm der Mannheimer Schlossfestspiele stehen Konzerte, Oper und Operette, Musical, Schauspiel und Theater sowie einem Gastspiel der Salzburger »Jedermann«-Inszenierung

13. bis 22. Juli, Auskunft und Karten unter Tel. 0800-633 66 26, www.odeon-concerte.de, www.schloesser-und-gaerten.de

»DIE LEGENDE VON BOMBER & ROSE«: Das Mannheim-Musical, Regie Christoph Roos, erzählt von der schönen Rose, die einen amerikanischen Bomberpiloten versteckt und sich in ihn verliebt

Premiere 7. September, Capitol, Waldhofstraße 2, Kartentelefon 0621/336 73 33, www.capitol-mannheim.de

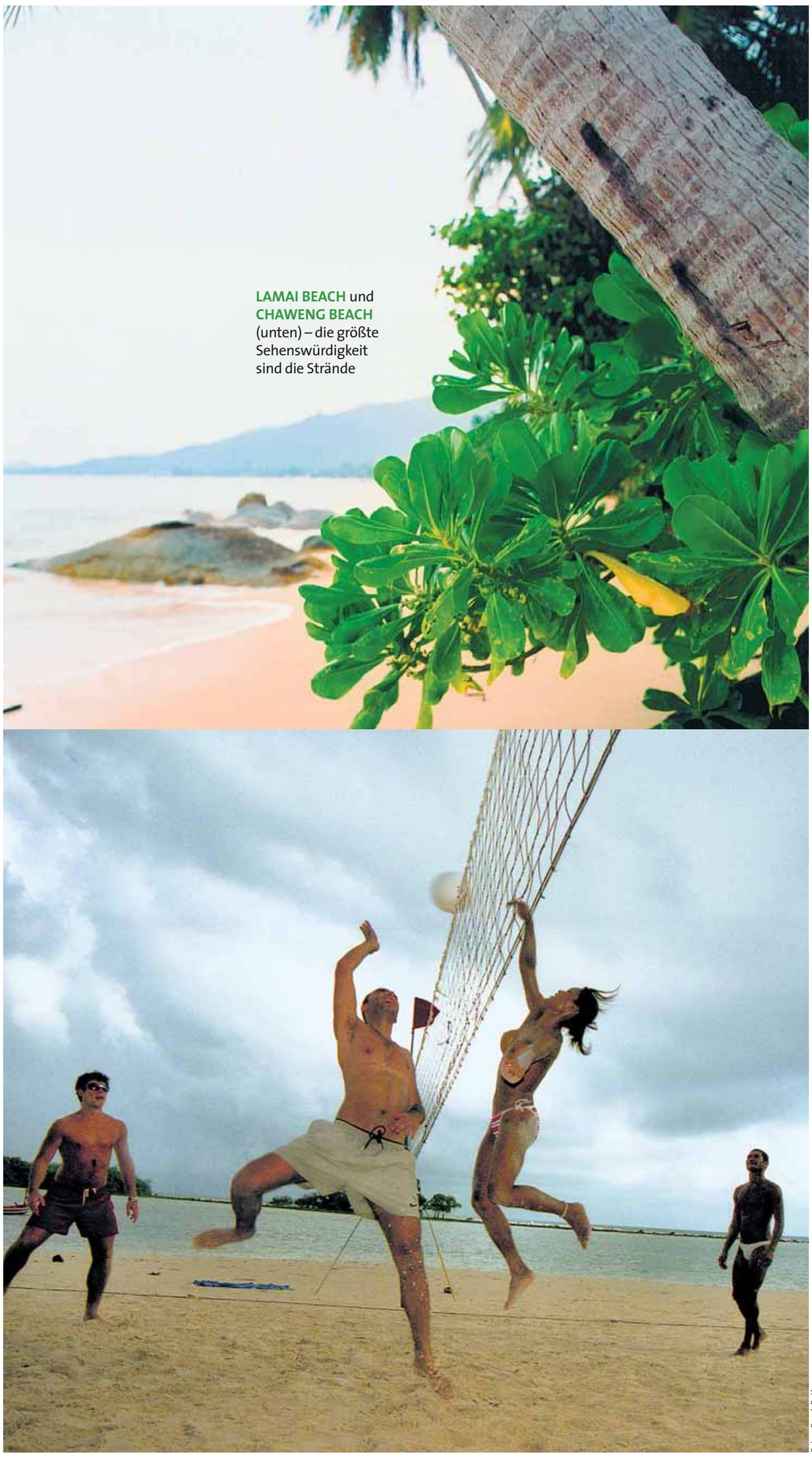
DAS VOLLE PROGRAMM: Stadt Mannheim, Tel. 0621/293 20 07, www.mannheim2007.de

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.66 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 67
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Immer wieder Koh Samui

Vor zehn Jahren fuhr nur eine rostige Fähre zu der thailändischen Insel. Heute gibt es einen Flughafen und Wireless LAN in den Hütten. Trotzdem möchte JANA SIMON nirgendwo anders Urlaub machen



LAMAI BEACH und **CHAWENG BEACH** (unten) – die größte Sehenswürdigkeit sind die Strände

Fotos: Frank Rothe

Mein Thailand ist 247 Quadratkilometer groß und eine Insel. Das ist alles, was ich von Thailand kenne. Seit zehn Jahren fahre ich bis auf eine Ausnahme jedes Jahr nach Koh Samui. Ich nenne es meinen »Rentnerurlaub«. Jede Sehenswürdigkeit der Insel habe ich längst gesehen, alle Strände und Tempel besucht. Nun muss ich nichts mehr entdecken und darf in Ruhe lesen. Für mich ein großes Glück. Allein die Vorstellung, was ich mir alles anschauen könnte, versetzt mich an fremden Orten sonst in andauernde Unruhe.

Ein Freund aus Berlin hatte von Koh Samui geschwärmt: Es sei das Paradies. Und genauso sah es aus, als ich 1997 das erste Mal dort ankam. Weißer Strand, türkisfarbenes Meer, sanfte Hügel mit Kokospalmen. Schon damals war die Insel alles andere als unbekannt. In den nächsten zehn Jahren erlebte ich ihre Entwicklung zum Traumziel von Entspannungsreisenden und entdeckte meine Begeisterung für immer wiederkehrende Tagesabläufe und grenzenlose Faulheit. Normalerweise reise ich in andere Länder, um etwas kennenzulernen, um dort zu arbeiten. Thailand ist keine Reise, Thailand ist Urlaub.

Am Anfang fuhren mein Freund und ich noch eine ganze Nacht mit dem Bus von Bangkok nach Surat Thani im Süden Thailands. Wobei ich mich bemühte, möglichst weit hinten im Bus zu sitzen, um möglichst wenig davon mitzubekommen, was sich vorn auf der Straße abspielte. Beim ersten Mal hatte ich eine Nacht neben dem Fahrer verbracht und danach beschlossen, dass Nahtoderfahrungen doch nicht so spannend sind, wie sie klingen. Der Fahrer liebte es, in dem Augenblick zu überholen, in dem sich ein Wagen auf der Gegenfahrbahn näherte. Die Überfahrt zur Insel konnte ich dann nicht mehr richtig genießen. Die Fähre lag für meinen Geschmack auch ganz schön tief im Wasser, und in die Außenwände hatte der Rost tellergroße Löcher gefressen.

Lamai Beach hatte uns der Freund empfohlen. Der zweitgrößte Strand der Insel bestand aus einer staubigen Piste mit ein paar Verkaufsständen, Restaurants und Go-go-Bars am Rand. Wenn es regnete, verwandelte sich die Straße in schlammigen Morast. Die Thais trafen sich abends mit den Touristen vor dem »Friendly«-Supermarkt. Der hatte 24 Stunden geöffnet, alle tranken Bier und bestellten Pfannkuchen mit Banane für umgerechnet 80 Cent.

Im ersten Jahr mieteten wir eine Strandhütte im Spa-Resort. Eine Hängematte zwischen zwei Palmen, zehn Hütten am Meer. Ich konnte meinen Liegestuhl direkt ins Wasser rücken und musste nur ein paar Schritte zum Thai-Massage-Pavillon zurücklegen. Damals gab es noch keine Internetcafés, Handys waren sehr selten, und kaum einer brachte sie mit in den Urlaub. Ich fühlte mich wirklich weit weg. Es war genau so, wie ich mir das Paradies ausgemalt hatte. Nun hatte ich darin Platz genommen. Immer wenn es mir zu Hause schlecht ging, stellte ich mir vor, ich wanderte nach Koh Samui aus und machte eine Bar am Strand auf. *Banana shakes forever.* Schon viele waren vor mir auf diese Idee gekommen und sahen nicht besonders glücklich dabei aus, das bemerkte ich aber erst später: der Tscheche vom Supermarkt, der nie mehr nach Hause fährt, die Italienerin, die alle nur *»crazy woman«* nennen und die jedes Jahr ein wenig verwirrter aussieht, oder Klaus und seine Frau Monika, pensionierte Lehrer aus Deutschland, die sich ein Haus auf Koh Samui gekauft haben und nun immer brauner werden.

Das Spa-Resort war eine Art Gesundheitsfarm, das erste Wellness-Resort der Insel. Heute ist Koh Samui ein Zentrum des internationalen Wohlfühlgeschäfts. Es gibt einen inselinternen »Spa-Führer«, eine kleine rote Broschüre, in der jedes Spa für seine Vorzüge wirbt: Man kann im Dschungel planschen, sich unter Spa-eigenen Wasserfällen rekeln, sich mit Rosenblättern berieseln oder den ganzen Körper mit Avocadocreme bestreichen lassen.

Ein Mann mit Rastalocken hing kopfüber an einem Gerät, sein Meister sah ihm zu

Damals gab es im Spa-Resort kein Fleisch und keine Cola, rauchen durfte man nur am Strand, und ziemlich dicke Europäer und Amerikaner tranken den ganzen Tag über undefinierbare Drinks, um zu entgiften. Ich verfolgte von meinem Liegestuhl aus, wie sie schwach im Restaurant vor sich hindämmerten. Sie taten mir leid. Die Thai-Küche ist fantastisch. Und sie durften nichts davon probieren. Den ganzen Tag rannten sie ständig auf die Toilette und reinigten sich von innen, während ich entspannt in meinem Liegestuhl las. Einmal beobachtete ich einen Mann mit blonden Rastalocken, der zwei Tage praktisch reglos mit in die Höhe gestreckten Beinen in einer Ecke lag. Er erhob sich nur, um sich mit dem Kopf nach unten über ein streckbankähnliches Gerät zu hängen. Sein Meister kam immer mal wieder mit dem Moped angefahren, um ihm bei seinen Übungen Gesellschaft zu leisten.

Das Bizarrste am Spa-Resort war aber das Gästebuch. Dorthinein klebten die Besucher Fotos von ihren Körperausscheidungen während des Entgiftungsprozesses und beschrieben sehr plastisch, was in ihren Leibern bei der inneren Reinigung vorgegangen war. Das war meine erste Erfahrung mit dem Gesundheits-Wohlfühl-Irrsinn. Diese Menschen reisten an einen der schönsten Orte der Welt und taten alles, um sich schlecht zu fühlen.

Nach einer Weile kam ich mir schrecklich ungesund vor. Ich aß weiter Fleisch, hielt meine Gliedmaßen ruhig und reinigte mich auch nicht von innen. Irgendwann grüßten die anderen Gäste nicht mehr. Mein Freund und ich waren einfach nicht ernsthaft genug. Wir zogen schließlich in ein anderes Hotel.

Heute ist das Spa-Resort eine Gesundheitsfabrik, morgens und abends laufen Ernährungsvideos, die Hüttenzahl hat sich verdoppelt. Ein Empfangsgebäude, ein Schönheitssalon, ein neuer Toilettenkomplex, ein Swimmingpool und ein »Spa-Village« in den Bergen wurden gebaut. Die Hängematte zwischen den Palmen ist weg. Nur das Essen ist noch immer das beste der Insel.

Später wohnten wir ein paar Jahre in einem Resort mit dem Namen »Utopia«. Es liegt im Zentrum von Lamai Beach. Eines Nachts hörten wir aus dem Nachbarbungalow Schreie. Drei Italiener stritten sich heftig mit ihren Thai-Begleiterinnen. Es ging nicht gut aus, für die Italiener. Die Frauen verteilten kurzerhand deren gesamte Garderobe vor der Hütte. Am nächsten Morgen sah ich die Männer in den Büschen nach ihren Turnschuhen suchen. Die drei Italiener waren nicht dick, nicht alt und sahen auch nicht schlecht aus. Es ist eine Legende, dass nur unansehnliche Männer nach Thailand fahren, um sich mit viel jüngeren Frauen zu vergnügen. Die gibt es, aber eben nicht nur.

Oft »buchen« die Männer aus dem Westen die Frauen für den ganzen Urlaub. Sie gehen mit ihnen einkaufen, essen und manchmal Hand in Hand am Strand spazieren. Zu Weihnachten sehe ich sie im Restaurant. Der Mann telefoniert ausgiebig am Handy in seiner Landessprache. Die Thailänderin hat ihr Kind mitgebracht und isst stumm ihre Königsgarnelen. Unterhalten können sie sich meist nicht viel, die gemeinsame Sprache fehlt. In den Buchläden der Insel gibt es Erfahrungsberichte von Männern aus dem Westen, die sich in Thailänderinnen verliebt haben. Die Geschichten enden alle gleich, die Thai-Frau betrügt ihn, und der Mann kehrt entweder reumütig in seine Heimat zurück oder verliebt sich in die nächste Thai.

Die Insel ist schicker und ärmer zugleich geworden. Mehr Miami, weniger Thailand

Das Schöne daran, wenn man immer an denselben Ort, manchmal auch in dasselbe Resort fährt, ist: Die Ferien scheinen wie eine Live-Reality-Serie. Jedes Jahr beginnt eine neue Staffel, jeden Morgen eine neue Folge. Ich fange an, meinen Miturlaubern Spitznamen zu geben und an ihrem Leben teilzunehmen. Zeki aus London zum Beispiel, Nachfahre eines zypriotischen Türken, der in London irgendwelchen halblegalen Beschäftigungen nachging, hatte sich im Utopia in eine Israelin verliebt. Das ganze Resort wartete auf den Morgen, an dem sie gemeinsam zum Frühstück erscheinen würden. Zeki war der Liebling des Resorts. Weil er nicht mehr so gut sehen konnte, sein Sichtfeld verengte sich von Jahr zu Jahr, landete er bei seiner Suche nach Zigaretten auf den unterschiedlichsten Liegestühlen. Das hätte ziemlich nervend sein können. Doch Zeki bot jedem ungefragt seine Luftmatratze an und erzählte lustige Geschichten. Zum Beispiel: wie er im Knast in Griechenland falsche Benetton-T-Shirts an seine Mithäftlinge verscherbelt hatte. Zuvor war er mit ein paar Gramm Marihuana erwischt worden.

Bis vor zwei Jahren suchten wir das Restaurant des Abends danach aus, welches die besten Raubkopien zeigte. Die Filme wurden auf einer Tafel vor dem Lokal angekündigt. Heute gibt es überall DVDs für zwei Euro, und in den Hütten stehen DVD-Player. Wenn man Pech hat, erwischt man russische oder chinesische Kopien, oder jemand hat aus einem ungünstigen Winkel die Leinwand abgefilmt, sodass der ganze Film in Schräglage gerät.

Nachts fahren wir oft nach Chaweng, dem größten Strand der Insel. Ab Mitternacht öffnet das Green Mango, eine Disco unter freiem Himmel. Seit Jahren spielt der DJ dieselben Lieder mit Texten wie *»It's getting hot in here. Take off all your clothes«* oder *»Who let the dogs out. Whow, whow, whow«.* Sie haben alle eins gemeinsam: Sie sind absolut uncool. Das Gute: Es ist allen egal.

Inzwischen fliegen wir von Bangkok direkt auf die Insel. Nur das Paradies verschwindet allmählich. Im vergangenen Jahr wurde eine Engländerin 100 Meter von unserer Hütte entfernt umgebracht. Die Straßen von Lamai sind betoniert. Vor dem Friendly-Supermarkt sitzen nur noch Touristen. Die Kokospalmen werden abgeholzt, machen Platz für Businesscenter und neue Hotels. Die Verkaufsstände sind in Einkaufszentren umgezogen. McDonald's hat eine Filiale in Lamai eröffnet. Ich kann mit meiner ec-Karte überall Geld abheben. Es gibt die *ZEIT, Bild* und *Gala* und einen Mega-Tesco-Markt. Aber ich darf mich nicht beschweren, ich bin Teil der Zerstörung.

Viele wünschen sich ein kleines Stück vom Paradies. Noch nie habe ich so viele Werbebroschüren von Immobilienfirmen gesehen wie in diesem Jahr. Für Westler ist es noch immer relativ billig, Häuser auf Koh Samui zu kaufen. Alle sind ähnlich eingerichtet: helle Böden und Wände, kombiniert mit dunklen Holzmöbeln. Sie haben Aircondition und Swimmingpools. Die Insel ist schicker und ärmer zugleich geworden. Mehr Miami, weniger Thailand. Wir treffen jetzt oft Bekannte aus Berlin am Meer.

Wenn ich heute nach Koh Samui fahre, ist die Welt nicht mehr weit weg. Überall sind Internetcafés. Ich nehme mein Handy mit in den Urlaub und meinen Laptop, schreibe ein paar Stunden am Tag. Auf die Idee wäre ich 1997 nie gekommen. Ach ja, und unsere Strandhütte hat Wireless LAN. Nicht nur Koh Samui hat sich, sondern auch ich habe mich verändert. Mein Rentnerurlaub ist ernsthaft in Gefahr. Entspannung wird immer schwieriger, Faulsein auch. Die Welt hält ständig Verbindung.

Im Green Mango beschleicht mich jetzt manchmal ein ungutes Gefühl: Es wäre das perfekte Ziel für einen Terroranschlag. Zu Silvester explodierten in Bangkok acht Bomben, und Thailand wird nun von Militärs regiert. Und noch etwas ist anders: Der Westen hat neuerdings Angst vor den Asiaten – sie sind so schnell. Im vergangenen Dezember landete ich auf dem neuen Flughafen Suvarnabhumi in Bangkok. Er ist superhell, supergroß, supermodern. Es war wie ein Zeichen. In Berlin wird der Ausbau des Flughafens Schönefeld seit zehn Jahren diskutiert. Zwei Wochen später stand in der *Bangkok Post,* die Planung von Suvarnabhumi habe 40 Jahre gedauert und das Gebäude sei so schlampig gebaut worden, dass eventuell der ganze Flughafen wieder geschlossen werden müsse. Diese Botschaft verbreitete sich schnell auf der Insel. Klaus, der pensionierte Lehrer aus dem Nachbar-Resort, lief noch Tage später grinsend am Strand umher.

Warum fahre ich also immer wieder nach Koh Samui? Am Ende des Urlaubs habe ich etwa 20 Bücher gelesen, 30 Massagen bekommen, 40 Raubkopien gesehen, 1000 Sit-ups geschafft und 40 Tom-Yum-Suppen gegessen. Es ist immer noch schön. Und ich kenne eben alles – gut, fast alles. Vielleicht habe ich Sehnsucht nach Beständigkeit, nach etwas, das sich ständig wiederholt.

Nur einmal habe ich probiert, mein Rentnerurlauberdasein zu beenden. Zum Jahreswechsel 2004/05 flog ich nach Bali. Es war zufällig die Zeit des Tsunamis. Was soll ich sagen? Mein Freund bekam am ersten Tag Hautausschlag. Wahrscheinlich fahren wir nächstes Jahr wieder nach Koh Samui.

Information

ANREISE: Air France, LTU und Thai Air fliegen beispielsweise von Frankfurt am Main nach Bangkok. Von dort weiter mit Bangkok Airways nach Koh Samui

UNTERKUNFT: Long Island Resort, 146/24 Moo 4 Tambon Maret, Lamai Beach, Koh Samui, Suratthani, Thailand 84310, Tel. 0066-77/42 42 02, www.longislandresort.com. Bungalow ab 16 Euro, mit Meerblick ab 67 Euro, Frühstück zirka 4 Euro. Sehr schöne Anlage, einige Bungalows direkt am Meer mit Wireless LAN

Utopia-Resort, 124/105 Moo 3, Maret, Lamai Beach, Koh Samui, Thailand 84310,Tel. 0066-77/23 31 13, www.utopia-samui.com. Bungalow direkt am Meer ab 31 Euro. Im Zentrum von Lamai am Meer. Ideal, um Menschen zu beobachten

Spa-Resort, P.O. 1, Lamai Beach, Koh Samui, Suratthani, Thailand 84310, Tel. 0066-77/23 09 76, www.spasamui.com. Bungalowpreise von 18 bis 45 Euro. Gesundheitsfarm, sehr gute Küche und Massagen

NACHTLEBEN: Green Mango, 9/34 Chaweng Beach Road, Bo-phut, Koh Samui, Tel. 0066-77/42 26 61, www.greenmangogroup.com. Größte und bekannteste Freiluftdisko der Insel

Ark-Bar, 159/75 Moo 2, Boput Chaweng, Koh Samui, Suratthani, Thailand 84320, Tel. 0066-77/42 20 47, www.ark-bar.com. Direkt am Strand von Chaweng. Gute Drinks und der beste gegrillte Fisch von Koh Samui

AUSKUNFT: Tourism Authority of Thailand, Tel. 069/138 13 90, www.thailandtourismus.de

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.67 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 68
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Foto: Dirk Wilhelmy

DIE TERRASSE des Spa-Bereiches. Innenarchitektin Niki Szilagyi hat bei Matteo Thun gelernt und im Mavida auf jegliche Alpenfolklore verzichtet

In fremden Betten: Mavida Balance Hotel & Spa, Zell am See

Da das Mavida ein ausgezeichnetes Designhotel ist und mit Esoterik so wenig zu tun hat wie ein Steinmetz mit einer Strickliesel, sei der Spa-Managerin des Hauses ein Satz verziehen. Sie sagt: »Sie werden sich beim Floaten fühlen wie im Mutterleib.« Kurze Zeit später liege ich auf der Wasseroberfläche eines Beckens, 36 Grad Celsius, 26 Prozent Sole. Ich habe das Licht ausgeknipst, döse entspannt vor mich hin, keine Ahnung, wie lange schon, und plötzlich hallt durch die Dunkelheit des Floating-Raumes eine Frauenstimme: »Herr Niederberghaus, ist alles in Ordnung?« Erschrocken senke ich die Füße zu Boden, suche Zuflucht in der Ecke des Pools und entgegne verängstigt: »Mutter, seit wann siezt du mich?« – Aha, ich war aus Versehen an den Notrufknopf gekommen, und aus dem Off sprach die besorgte Spa-Managerin.

Als Herbert Bren, der 44-jährige Eigentümer und Geschäftsführer des Mavida, das Hotel in Zell am See für knapp zehn Millionen Euro renovieren ließ, war ihm klar, dass sich ein Designhotel nur etablieren kann, wenn auch der Service exzellent ist. Und das ist er im Mavida. Die Angestellten sind – und das lässt sich leider nicht über jedes Designhotel sagen – gut ausgebildet, was den Heil bringenden Händen der Masseure anzumerken ist wie auch den Kellnern: Sie bedienen freundlich und bleiben angenehm gelassen, wenn ein Gast Extrawünsche äußert. Und was sie servieren, sind regionale Produkte, die Chefkoch Martin Stalzer zu einer, wie man so sagt, leichten Kost verarbeitet hat: etwa die »consommée vom rind mit sellerietascherl und tafelspitz«, herrlich klar, oder die »gefüllte roulade vom backhenderl mit erdäpfel-vogerlsalat«, dazu österreichische Weine wie den hellgrüngelben Veltliner mit reifer Zitrus-Apfel-Note, dessen Pfefferl noch angenehm nachhallt.

Die Leichtigkeit und der Bezug zur Bergwelt standen auch im Vordergrund, als die Münchner Innenarchitektin Niki Szilagyi das bereits seit 28 Jahren existierende und damals unter dem Namen Hotel Katharina geführte Haus umgestaltete. Szilagyi hat bei Matteo Thun gelernt und bereits am Vigilius Mountain Resort in Südtirol mitgewirkt. Das Mavida trägt die gleiche Handschrift. Es setzt einen Kontrapunkt zur Lederhosenarchitektur, ohne jedoch die umliegende Natur zu ignorieren. Die Außenfassade ist zwar nach wie vor wenig charmant, doch drinnen harmonieren heimische Hölzer – etwa unbehandelte Lärche – mit Schiefer und Solnhofer Platten sowie Leder und Kuhfellen. Da das Hotel komplett entkernt und mit neuen Wänden versehen wurde, sind die 47 Zimmer hell und geräumig. Jedes dieser Zimmer ist mit Internetzugang (kostenlos) sowie DVD- und CD-Player ausgestattet. In den Bädern gibt es Schieferwände – und hübsche Accessoires, die man nicht stibitzen muss, sondern im hauseigenen Shop käuflich erwerben kann.

Herbert Bren hat in verschiedenen Hotels in den USA, der Schweiz und Deutschland gearbeitet, bevor er nach Zell am See zurückkam und das Mavida eröffnete. »Da ich in der Welt nun weniger unterwegs bin, wollte ich die Welt hierher holen«, sagt er. Vor allem mit den DJs, die in der Bar Loungemusik auflegen, zeigt das Mavida, dass es auf eine junge, genussfreudige Klientel abzielt, die für ein langes Wochenende ebenso nach London oder nach Marrakesch fliegt. Mit dem typischen Remmidemmi und Pistenpartys hat das nichts zu tun. Nach einem langen Skitag am Kitzsteinhorn sitzt man vor dem Kamin, um den sich wie um ein Lagerfeuer bequeme Sitzmöbel gruppieren, und lässt sich von der Musik angenehm besäuseln. Man sitzt einfach nur da und freut sich auf den Masseur, der einem die vom Skifahren strapazierten Muskeln wieder lockern wird, auf das Floaten und das nächste Frühstück, das hier auf Wunsch auch à la carte serviert wird. Die wahre Bedeutung des Wortes Mavida (es kommt aus dem Spanischen und meint so viel wie Lebensfreude und Wohlbefinden) spürte ich jedoch spätabends, als ich vom Bett aus in den Kamin der Panoramasuite blickte, in dem die Flammen tanzten und das Holz knisterte, während sich draußen auf der Balkonbalustrade Zentimeter für Zentimeter der Schnee türmte.

TOMAS NIEDERBERGHAUS

Mavida Balance Hotel & Spa, Kirchenweg 11,
A-5700 Zell am See, Tel. 0043-6542/54 10, www.mavida.at,
DZ ab 110 Euro, Arrangements ab 489 Euro
(3 Nächte Halbpension mit Spa-Programm)

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.68 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 69

SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Foto [M]: Patrick Zachmann/Magnum Photos/ Agentur Focus

Fotos [M]: Owen Franken/corbis (m.); Fabian Lange für DIE ZEIT (r.)

DAS MONTBÉLIARD-RIND gibt die eiweißreiche Milch für den Käse aus dem Haut-Doubs, der in einer Fichtenrinde reift

Der Winterstinker

Dieser Weichkäse hat seinen Namen vom höchsten Berg des französischen Jura, dem Mont d'Or. Er riecht äußerst streng, schmeckt aber wunderbar nach Nüssen und Karamell. Gegessen wird er, wenn es draußen kalt ist

VON CORNELIUS UND FABIAN LANGE

Von Schnee kann auch im Haut-Doubs, dem höchstgelegenen Departement des französischen Jura, dieses Jahr nicht die Rede sein. Träge schaukeln die Sitze der Skilifte hin und her, und auch auf dem mit 1463 Metern höchsten Berg der Region, dem Mont d'Or, ist die letzte Flocke längst wieder dahingeschmolzen. Nackt liegen die grünbraunen Matten da, der Wind treibt milchige Nebelluft in Richtung Schweiz.

Patrick Sancey blickt kopfschüttelnd aus dem Fenster. Auch der Käsemeister aus dem französischen Skiort Metabief hat unter der Wintersportmisere zu leiden. Die Käufer bleiben weg. »Am meisten spüre ich das beim Mont d'Or.« Damit meint der Maître Fromager nicht den Berg, sondern den vielleicht ausgeflipptesten Käse Frankreichs. Der Mont d'Or ist ein Weichkäse, der nur in den höchsten Bezirken des Jura und ausschließlich in der Wintersaison hergestellt wird. Damit sich der halbflüssige Weichling nicht einfach auf und davon macht, wird er in einem Ring aus Fichtenrinde gereift und in Holzdosen gelagert, in denen er den typischen Pilzrasen entwickelt. Doch Vorsicht, dieser exzentrische Winterkäse ist nichts für ungeübte Nasen. Sein würziges Odor erinnert an Pilze, Waldboden und Kellergeruch. Im Mund macht er sich dann mit sahniger Creme, harzigen Akzenten, Nüssen, Honig und Karamell breit und wird von unverkennbar animalischen Noten akzentuiert.

Zum jungen Mont d'Or liebt Bauer Tas weißen Côtes du Jura

Über 150 Käsereien zählt die Region, und alle machen sie Käse der Extraklasse, doch nur elf erzeugen rund um den Mont d'Or den gleichnamigen Käse. Fährt man durch die arkadische Voralpenlandschaft, durch endlose Weidegründe, die ab und zu unterbrochen werden von ausgedehnten Tannenwäldern, wundert man sich, dass ausgerechnet diese sanfte Gegend einen solchen olfaktorischen Extremisten hervorbringt. Zweimal stürzen die Plateaus um mehr als hundert Meter senkrecht ab – und mit ihnen die Bäche und Flüsse. Wasserfälle, Grotten, Seen und steingraue Dörfer prägen den Landstrich zwischen Bresse-Ebene und Schweizer Grenze, in dem auch das rot gescheckte Montbéliard-Rind zu Hause ist. Diese alte Rasse gibt eine besonders eiweißreiche Milch, die ideal für die Käseproduktion ist. Der Fromager Patrick Sancey aber arbeitet nur mit Bauern zusammen, deren Kühe auf dem mit über tausend Metern höchsten Plateau grasen. Denn die geben eine besonders fette Milch, die nach Bergkräutern und Wiesenblumen duftet.

Er zieht sich eine Gummischürze über, öffnet die Tür zur Käserei und lässt uns an seinen Geheimnissen teilhaben. Als Erstes weicht er Fichtenbaststreifen in dampfend heißem Wasser ein. Der ganze Raum duftet nach Harz und Käse. Dann wird der Frischkäse von der Molke getrennt, in Metallringen geformt und leicht gepresst. Die weißen Rohlinge erinnern noch an Gummi-Mozzarella aus der Fabrik. Erst wenn der eingeweichte Fichtenbast um den Käse gebunden wird, beginnt die Metamorphose. »Die Milch, die Rinde, das Holz – es kommt alles aus der Umgebung«, sagt Patrick Sancey. An die 800 Stück Käse pro Wintertag werden auf Fichtenbrettern bei zehn Grad gelagert und mit Meersalzlake gewaschen. Nach drei Wochen Lagerung bildet sich ein feiner Pilzrasen. »Der sieht doch genau so aus wie der geblümte Berg«, sagt der Fromager, streichelt den Käse, zerschneidet die Fichtenrinde mit einem Messer und drückt den sich auffaltenden Käse in die Holzdose. Warum produziert er ihn nicht gleich in der richtigen Größe? Patrick wirkt pikiert. »Dann sähe er ja aus wie ein Camembert!«

Information

ANREISE: Mit der Bahn bis zur TGV-Station Frasne. Weiter mit Regionalbahn, Bus oder Taxi

UNTERKUNFT: In Malbuisson gibt es mehrere Hotels. Das erlebenswerteste ist das Dreisternehotel du Lac, ein Grandhotel mit dem Charme vergangener Zeiten und einer witzigen See-Bar im Art-déco-Stil. Zimmer mit Seeblick zwischen 70 und 150 Euro. Günstiger ist das Zweisternehotel Beau Site, DZ 35 Euro, Appartement 98 Euro. Im farbenfrohen Speisesaal mit riesigen Spiegeln gibt es klassische französische Menüs mit großer Käseauswahl. Tel. 0033-3/81 69 34 80, www.lelac-hotel.com

RESTAURANTS: Das Einsternerestaurant Jean-Michel Tannières in Malbuisson, das beste Haus der Region, serviert jurassische Klassiker in modernem Gewand. Montag und Dienstag Ruhetag. Im angegliederten Bistro d'Angèle isst man einfacher, aber ebenfalls fein, Tel. 0033-3/ 81 69 30 89, www.restaurant-tannieres.com.

Zum Hotel du Lac gehört auch das Restaurant du Fromage mit jurassischen Käsespezialitäten

Im Restaurant La Couronne in Malbuisson wird eine ländliche Küche geboten – sehr gute Käseauswahl, Tel. 0033-3/81 49 10 50

LITERATUR: Hans Ikenberg: »Französischer Jura – Mit Abstecher in den Schweizer Jura«. Oase Verlag, Badenweiler 2005; 308 S., 19,– Euro. Mit vielen weiteren Tipps

Denis Bonnot: »Le Vacherin Mont d'Or Franco-Suisse«. Editeur Aréopage, Paris; 25,– Euro. Das Standardwerk zum Thema Mont d'Or

AUSKUNFT: Maison de la France, Tel. 0900-157 00 25, www.franceguide.com

Der Mont-d'Or-Käse gibt vielen im Haut-Doubs Arbeit, vor allem den Bauern. Von Metabief führt der Weg durch ein verschlafenes Tal hindurch über ein steppenartiges Hochplateau, das irgendwie an Kanada erinnert, nach Bouverans. In diesem Nest lebt der 30 Jahre alte Jungbauer Jean-François Marmier, genannt Tas. Den Namen hat er weg, weil er zwei Jahre in Tasmanien gelebt hat. Er ist gerade dabei, in hohem Bogen Heu in die Raufen zu schaufeln, zwischen denen sechzig Milchkühe einen langen Hals machen, um an das nach Kräutern und Trockenblumen duftende Sommerheu heranzukommen. Der junge Mann mit den Dreadlocks spricht von sich nur in der dritten Person: »Tas braucht für jede Kuh ein Hektar Land.« Silage, also konserviertes Grünfutter, ist bei ihm strengstens verboten. Er kann die Bestimmungen für das französische AOC-Zertifikat im Schlaf herunterbeten. »Und jetzt lädt euch Tas zu einem Drink ein.« Zu Hause schenkt er uns ein Glas Pastis ein und stellt Käse auf den Tisch. »Zu jungem Mont d'Or liebt Tas weißen Côtes du Jura. Und zu reifem einen Savagnin.« Er streckt uns seine große Hand entgegen: »Das nächste Mal ruft ihr Tas an, und wir essen eine Fondue. Versprochen?«

Von Bouverans geht es zurück in Richtung Metabief. Im Dorf Vaux-et-Chantegrue sind Patrick und Nabou Salvi gerade dabei, Holzdosen herzustellen – ein weiteres Puzzleteil für den Mont d'Or. Wochenlang sägt Patrick Salvi runde Fichtenholzdeckel aus, die seine Frau mit biegsamen Fichtenbaststreifen zu Dosen und Deckeln zusammenklammert. 250 000 Holzdosen verkaufen sie pro Jahr. Im Sommer verdienen sie sich als Sanglier ein Zubrot. »Sangles«, das sind die Fichtenbaststreifen für den Mont d'Or. Den elastischen Bast schälen sie unter der abgebeilten Fichtenrinde mit einer scharfen, zwei Finger breiten Klinge ab. »Meine Frau und ich gehen immer zusammen in den Wald«, sagt Patrick Salvi. Doch die Arbeit lohnt kaum, mittlerweile werden rund 60 Prozent aus Polen importiert. »Das drückt natürlich den Preis.« Patrick bekommt 33 Cent für den Meter Sangle. Und was hält ein Sanglier vom Mont d'Or? »Wir lieben ihn. Am liebsten mit einem weißen Côtes du Jura. Chardonnay ist am besten!«

Auf dem Weg in die Schweiz queren wir den Lac Saint-Point, den drittgrößten natürlichen See Frankreichs. Normalerweise ist er im Winter ein Paradies für Schlittschuhläufer. Normalerweise. Doch auch hier oben scheint Väterchen Frost in Rente zu sein. Bleibt noch der verrückte Mont d'Or als Attraktion. Im Sternerestaurant Jean-Michel Tannières spielt er auf dem riesigen Käsewagen die Hauptrolle, ebenso im Restaurant du Fromage in Malbuisson am Lac Saint-Point. Als Vacherin wird der Winterkäse auch in der Schweiz produziert. Den besorgen wir uns bei einer altertümlichen Fromagerie im Vallée du Joux. Von hochmodernen Anlagen, wie sie dank der EU-Landwirtschaftssubventionen selbst in den kleinsten französischen Dörfern Standard sind, können die Schweizer nur träumen.

30 Menschen starben. Das war der schwarze Freitag für den Käse

Seine geschmackliche Kraft aber erhält der aus Wintermilch gemachte Mont d'Or erst durch die mikrobakterielle Hochseilartistik, die die französischen Käsereien betreiben: Die halbflüssige Konsistenz der Duftbombe bietet Pilzen und Bakterien ein ideales Feuchtbiotop – leider auch unerwünschten Untermietern, den gefürchteten Listerien. Zurück in Frankreich, erzählt Maître Fromager Sancey vom »schwarzen Freitag für den Mont d'Or«. 1987 starben in der Schweiz über 30 Personen an einer Listerienvergiftung durch infizierten Käse. »Das war wie bei der *Titanic,* der Käse ging unter.« Patrick senkt den Blick hinab zu seinen weißen Gummistiefeln. Der Ruf des Mont d'Or war ruiniert, ihm drohte das Aus. Schweizer Vacherin muss seitdem aus pasteurisierter Milch erzeugt werden, in Frankreich hingegen darf weiter Rohmilch verwendet werden, die allerdings ständig kontrolliert wird.

Die Popularität stieg erst wieder, als Patricks Vater das Rezept der Fondue d'Or erfand: den Mont d'Or mit etwas Wein im Ofen gratinieren und die flüssige Fondue mit Brot aus der Holzdose stippen. »Die Leute sind verrückt danach!« Mittlerweile hat sich sogar ein schwunghafter Käse-Grenzverkehr von unerschrockenen Eidgenossen entwickelt, die sich mit Rohmilch-Mont-d'Or in Metabief eindecken. Aber gibt es wirklich einen Geschmacksunterschied? Patrick hebt die Augenbrauen: »Das ist überhaupt kein Vergleich! Wenn man die Bakterien tötet, stirbt auch der Geschmack.« Er schneidet lachend einen Keil aus dem aus der Schweiz importierten Warmmilchkäse: »So degustiert ein Profi den Mont d'Or.« Er streift sich das Käsestück auf den Zeigefinger, steckt ihn in den Mund und lutscht ihn genüsslich ab. »Er ist zwar cremig-sahnig und schmeckt nach Fichtenrinde, aber nach dem Waldgeschmack ist er plötzlich weg!« Und was trinkt der Käseprofi zum Mont d'Or? »Am liebsten Chardonnay. Aber wenn ich ihn gratiniere, dann mag ich dazu lieber einen roten Jurawein, am liebsten Pinot noir.«

Welcher Wein ist nun der beste, um dem schrägen Käse Paroli zu bieten? Der Winzer François Mossu muss es wissen. Er lebt in Voiteur, dort, wo die Weiden enden und der Weinbau des Jura beginnt. Mossu ist berühmt für seinen Château-Chalon, einen ziemlich schrägen Wein, der sechs Jahre im Holzfass unter einer Schicht aus Florhefe lagert, unter der er nobel oxidiert. Château-Chalon gehört zum Jura wie die verwunschenen Wasserfälle und einsamen Dörfer. Nachdem wir die verschiedenen Weiß- und Rotweine zum Käse probiert haben, kommt er an die Reihe. Mossu schenkt uns ein. Sherrynoten, Walnussaromen, Sellerie- und Curryduft erfüllen den Raum und vermischen sich mit dem pilzigen Duft des Mont d'Or. Wie Gold fließt die Landschaft des Jura ins Glas und schwebt als Aromenwolke vor unseren Nasen. Zum Greifen nahe.

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.69 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

CHANCEN

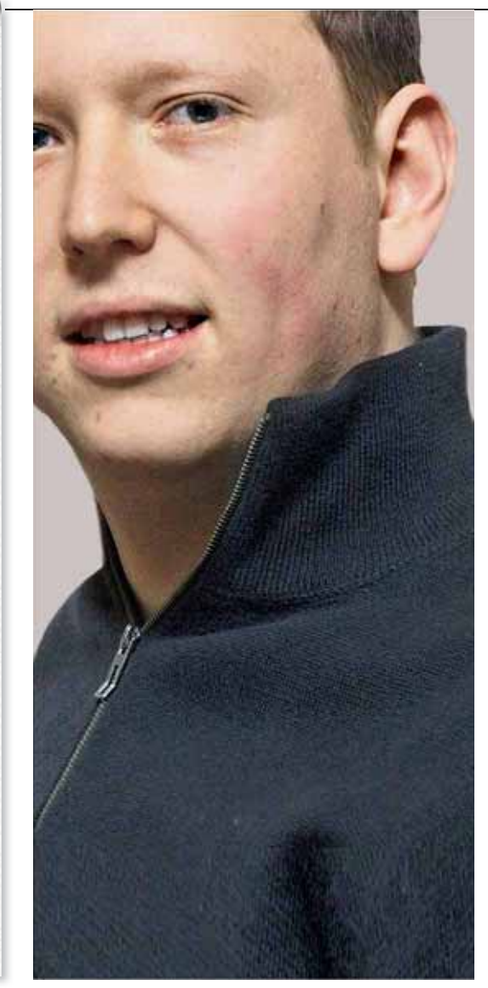
ZEITLÄUFTE Seite 92

Fotos [Ausschnitte]: Nikolaus Brade für DIE ZEIT

SPEZIAL
PRIVATSCHULEN UND INTERNATE

Unsere Autoren berichten, wie private Lehranstalten **schwachen Schülern** helfen und was bei der Internatswahl im **Ausland** zu beachten ist. Sie fragen nach, wie frei die **Waldorfschule** ist und warum die **chinesische Oberschicht** ihre Kinder auf Eliteschulen nach Deutschland schickt. Auf den folgenden Seiten erzählen **Ehemalige,** wie das Internat ihr Leben geprägt hat

Tobias Kohn, Petra Spek und Balázs Louie Jádi waren **INTERNATSSCHÜLER**



Schüler unter Polizeischutz

Die jüdischen Schulen in Deutschland haben einen hervorragenden Ruf. Auch nichtjüdische Eltern melden ihre Kinder an **VON GEORG ETSCHEIT**

Von außen macht das Philanthropin im Frankfurter Nordend einen martialischen Eindruck. Kameraaugen an hohen Stahlmasten haben alles im Blick, was sich vor dem Gebäude bewegt. Die Fensterscheiben zur Straße hin sind aus grünlich schimmerndem Panzerglas. Polizisten mit Hunden patrouillieren auf dem Bürgersteig. Junge, durchtrainierte Männer unterziehen jeden, der Einlass begehrt, einer strengen Leibesvisitation. Wer die Sicherheitsschleuse hinter sich gelassen hat, steht schließlich in einem ganz normalen Schulgebäude. Kinder mit dicken Schulranzen stürmen die Treppe hinauf, Lehrer eilen zum Unterricht. Ganz neu ist hier alles. Der übliche Schulmief hat sich noch nicht festgesetzt in den hellen Korridoren und Klassenzimmern.

Ein gewöhnlicher Freitagmorgen in einer jüdischen Schule in Deutschland. Für den äußeren Schutz ist die Polizei zuständig. Drinnen sorgt ein Sicherheitsdienst der Gemeinde für Ordnung. »Wir haben keine Angst. Wir fühlen uns hier sehr gut aufgehoben, aber wir müssen uns schützen vor Kriminellen«, sagt Alexa Brum, Direktorin der I. E. Lichtigfeld-Schule im Philanthropin. Eigentlich will die agile Frau lieber von ihren Schülerinnen und Schülern sprechen, die im Philanthropin, ganz im Geiste der jüdischen Aufklärung, zu gleichermaßen traditions- wie selbstbewussten Juden und toleranten Bürgern eines demokratischen Staates herangezogen werden sollen. »Als Minderheit sind wir, unabhängig von der eigenen Religiosität, verpflichtet, das Judentum weiterleben zu lassen«, sagt Alexa Brum.

Für die 5 b hat gerade eine Hebräischstunde begonnen. Am Türpfosten klebt die traditionelle Mesusa, eine kleine Schriftkapsel mit Worten der Thora. Die kehligen Laute des Neuhebräischen, der Lingua franca der jüdischen Weltgemeinschaft, kommen den Kindern, deren Eltern oft aus aller Herren Länder stammen, schon recht flüssig über die Lippen. Auf einer Schultafel an der Wand prangt das krakelige Kreidebild einer Menora. Der siebenarmige Leuchter ist eines der wichtigsten religiösen Symbole des Judentums und Bestandteil des israelischen Staatswappens.

Fröhlich und lebhaft ist der Sprachunterricht, aber hoch konzentriert. Die Hebräischlehrerin Nili Kranz lässt die Kinder das Gedicht einer jüdischen Lyrikerin aus dem Hebräischen übersetzen. »Jeder Mensch hat einen Namen«, lautet die erste Zeile. Sie will sagen: Jeder Mensch ist anders und unverwechselbar und nicht Teil einer anonymen Masse. Die Verse sind mit einem Foto unterlegt, das eine Szene aus einem NS-Konzentrationslager zeigt. Die Schoah, der Genozid an den Juden, »ist unser Lebenshintergrund«, sagt Alexa Brum. Jede Schülerin und jeder Schüler müsse sich damit auseinandersetzen.

Bis zu seiner Schließung durch die Nazis im Jahr 1942 war das Philanthropin mit bis zu 1000 Schülern die größte jüdische Schule in Deutschland und eine der ältesten. Das Gymnasium ging hervor aus einer 1804 gegründeten Erziehungsanstalt für arme jüdische Kinder – daher der Name, der übersetzt »Stätte der Menschlichkeit« heißt. 1908 wurde das heutige prächtige Schulhaus gebaut. Im Zweiten Weltkrieg diente die Schule als Lazarett, zuletzt hatte die Stadt Frankfurt hier eine Bürgerbegegnungsstätte und das Hochsche Konservatorium untergebracht. 2004 wurde das Philanthropin der Jüdischen Gemeinde zurückgegeben und im Oktober vergangenen Jahres als Mittelstufengymnasium wiedereröffnet. Die Schule ist benannt nach dem hessischen Landesrabbiner und Frankfurter Gemeinderabbiner Isaak Emil Lichtigfeld, der 1966 in Frankfurt am Main die erste jüdische Grundschule in Deutschland nach dem Holocaust ins Leben gerufen hatte.

In Frankfurt gilt das Philanthropin als Eliteschule, längst auch unter nichtjüdischen Eltern. 400 Mädchen und Jungen besuchen diese Schule. Ein Drittel davon sind keine Juden. »Jeden Tag rufen bei uns mindestens fünf nichtjüdische Interessenten an, um sich nach freien Plätzen zu erkundigen«, sagt die Sekretärin. Die Warteliste ist lang; es gibt viermal so viele Bewerber wie freie Plätze. Natürlich werden die Mitglieder der Jüdischen Gemeinde bevorzugt behandelt. Sie bezahlen für das erste Kind monatlich 260 Euro Schulgeld. Nichtjuden bezahlen 100 Euro mehr, was offenbar wenig abschreckend wirkt. Viele nichtjüdische Eltern, sagt Tamara Fischmann vom Elternbeirat, schätzten neben der hohen Qualität des Unterrichts auch andere Vorzüge der jüdischen Konfessionsschule: Vermittlung von Werten, kleine Klassen, eine besondere Förderung hochbegabter Kinder, wenig Unterrichtsausfall, Ganztagsbetreuung mit (koscherer) Verpflegung und ein besonders sicheres Umfeld. Die Teilnahme an den judaistischen Fächern ist verbindlich auch für Nichtjuden.

Ähnlich groß wie in Frankfurt ist der Run auf die Jüdische Oberschule in Berlin, die einzige jüdische Schule in Deutschland mit einer gymnasialen Oberstufe. Auch die jüdischen Grundschulen in Berlin, Köln, Düsseldorf und München stehen bei Juden wie Nichtjuden wegen ihrer Qualität und des besonderen Profils hoch im Kurs. Die zaghafte Renaissance jüdischer Schulen in Deutschland ist wohl eines der sichtbarsten Zeichen für ein wiedererwachendes jüdisches Leben nach dem Holocaust – und die Anerkennung der jüdischen Lebensweise durch große Teile der Bevölkerung. Gebremst wird das jüdische Bildungswesen lediglich durch die begrenzten finanziellen Möglichkeiten der Jüdischen Gemeinden. »Wir unterstützen die Gründung neuer jüdischer Schulen sehr«, sagt Jacqueline Hopp, beim Zentralrat der Juden in Deutschland zuständig für die Öffentlichkeitsarbeit. »Helfen können wir aber vor allem in ideeller Weise, weil uns keine finanziellen Mittel zur Verfügung stehen.« Wo das Geld nicht reicht, engagieren sich Organisationen wie die US-amerikanische Ronald S. Lauder Foundation, die das jüdische Bildungswesen in aller Welt unterstützt.

Doch das langsame Wiedererwachen jüdischer Schulen ist bislang nur ein schwacher Abglanz des weitverzweigten jüdischen Bildungswesens vor dem Zweiten Weltkrieg. 1922 gab es auf deutschem Boden etwa 200 jüdische Schulen mit mehr als 20 000 Schülerinnen und Schülern. Heute findet man in der Bundesrepublik gerade einmal sieben jüdische Schulen an fünf Standorten. In Berlin gibt es neben der Jüdischen Oberschule die Heinz-Galinski-Grundschule mit derzeit 270 Schülerinnen und Schülern, die 1995 in Charlottenburg eine neue Dependance bezog. In Köln besuchen mehr als 80 Kinder die Lauder-Morijah-Grundschule, in Düsseldorf 160 Kinder die Yitzhak-Rabin-Grundschule. Die Gründung eines jüdischen Gymnasiums in Köln werde derzeit vorbereitet, sagt Zvi Perelman von der Kölner Synagogen-Gemeinde. Dabei sei zunächst an eine Kooperation mit einer staatlichen Schule gedacht. In München soll die seit 30 Jahren bestehende Sinai-Grundschule mit derzeit etwa 150 Schülerinnen und Schülern im Sommer in das neue Jüdische Zentrum am Jakobsplatz umziehen. Großes Ziel sei es, auch in München ein Gymnasium zu errichten, sagt Michael Schleicher, Sprecher der Jüdischen Gemeinde in München.

Das Unterrichtskonzept ist an allen jüdischen Schulen ähnlich. Es gelten die staatlichen Lehrpläne, die durch ein Additum – Jüdische Religion, Philosophie, Geschichte sowie Iwrit (Neuhebräisch) – ergänzt werden. Aspekte jüdischen Lebens durchziehen wie ein roter Faden den gesamten Unterricht. Im Fach Deutsch stehen zusätzlich Bücher jüdischer Autoren auf dem Lehrplan sowie das Studium spezifischer Gattungen jüdisch-religiöser Literatur.

Jeden Freitag endet im Philantropin der Unterricht mit einer Sabbatfeier. Dann tragen die Jungen ihre Kippa, die rituelle Kopfbedeckung. Es werden Sabbatkerzen entzündet; und jedes Kind darf sich ein Stück eines koscheren Hefezopfes nehmen. »Auch in vielen jüdischen Familien wird die Tradition nicht mehr gelebt. Wer, wenn nicht wir, soll den Kindern das nahebringen?«, sagt die Direktorin Alexa Brum. Die Schüler singen Sabbatlieder; es geht fröhlich zu, obwohl die Feier als Unterricht gilt. »Ich wäre auch gerne Jude«, sagt der 12-jährige Lennard aus der siebten Klasse. »In der Synagoge ist es viel interessanter und lustiger. Man isst, trinkt und betet«, sagt der aufgeweckte Junge. »In der evangelischen Kirche sitzt man nur rum.«

Tipps und Termine

Zum »Großen Internatetag« lädt die Vereinigung der deutschen Landerziehungsheime am 4. März in das Schloss Benrath in Düsseldorf ein. Es gibt Gelegenheit zu Gesprächen mit Pädagogen der 21 Mitgliedsinternate. Um Anmeldung wird gebeten. www.internate.de/11Internatetag.html

Das Otto-Dix-Stipendium stiftet der Freundes- und Förderkreis des evangelischen Internatsgymnasiums Schloss Gaienhofen. Es wird jährlich an Mädchen und Jungen vergeben, die sich im Internatsleben besonders engagieren wollen und finanzieller Förderung bedürfen. Weitere Informationen unter http://tinyurl.com/2spkfm

Um Internatsstipendien am Godesberger Jesuitengymnasium Aloisiuskolleg können sich überdurchschnittlich gute Schüler bewerben, die über die Leistung hinaus »einen hohen Anspruch an sich selbst stellen«. Bewerbungen sind bis zum 15. Mai möglich. www.aloisiuskolleg-bonn.de

»Fit in der Schule durch Lernspaß in den Ferien« heißt der Kurs, den das Privatschulinternat Schloss Varenholz im Kalletal vom 1. bis 5. April für Schüler der Klassen vier bis sieben veranstaltet. www.schloss-varenholz.de

Für das Volkhard Brox Stipendium zum Besuch des Internatsgymnasiums Schloss Torgelow können sich Schüler der Klassen fünf bis zehn bewerben. Bis zum 15. Juni müssen sie ihre Unterlagen bei der Gesellschaft zur Förderung begabter Schülerinnen und Schüler in Heidelberg einreichen. www.schlosstorgelow.de/lagekost/stip/stip.htm

Der große Internate-Führer 2007/08 bietet einen Überblick über 300 Internate im deutschsprachigen Raum. 140 von ihnen werden ausführlich dargestellt. Das Buch kostet 12,50 Euro und erscheint im April. www.unterwegs.de

Noch mehr Tipps und Adressen von Privatschulen und Internaten finden Sie unter **www.zeit.de/chancen/privatschulen**

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 72
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

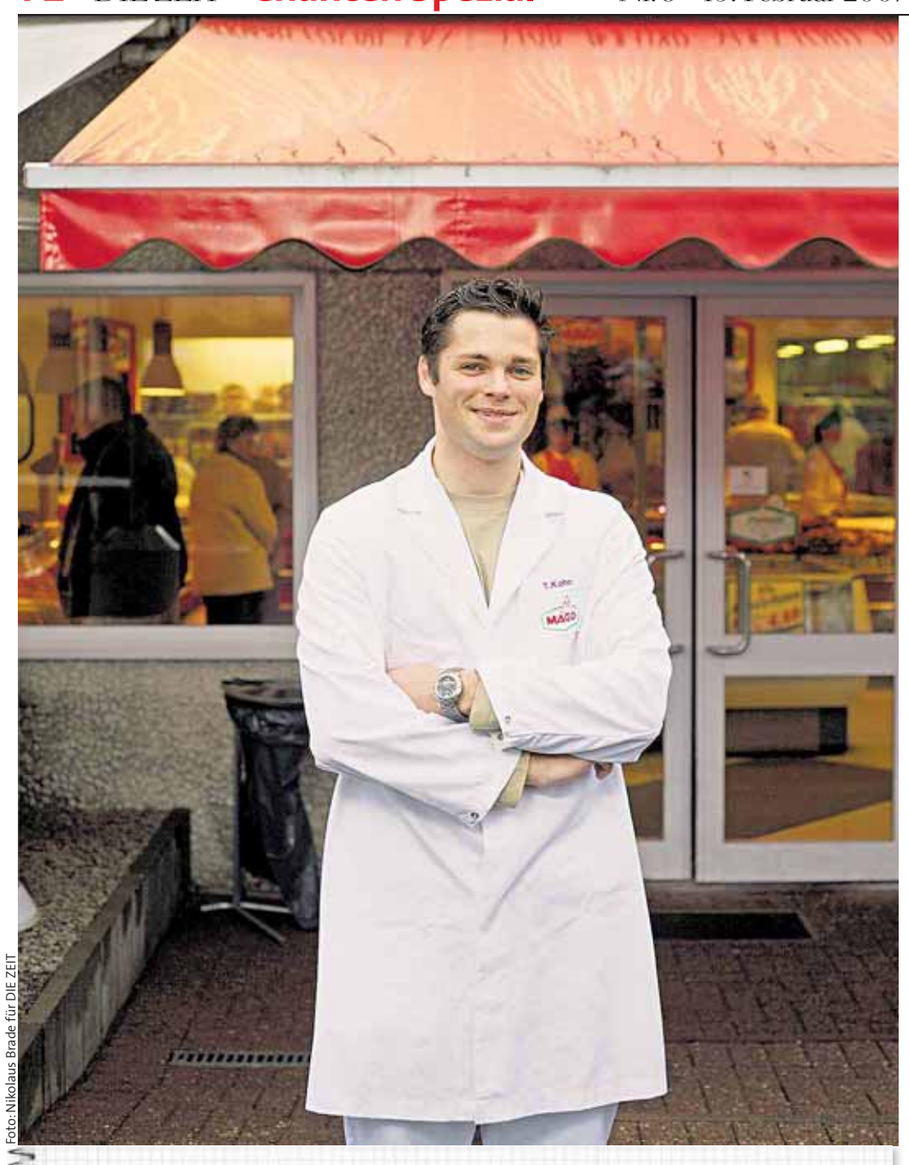


Foto: Nikolaus Brade für DIE ZEIT

Tobias Kohn
27, Assistent der Geschäftsführung beim Berliner Wurstfabrikanten MAGO, Abitur auf Schloss Torgelow

Für mich war die Internatszeit eine endlose Klassenfahrt. An welcher Schule kann man nach dem Unterricht schon zwischen Segeln, Tauchen oder Tennis wählen. Und wo sonst fährt man mit der Klasse nach Amerika. Es war meine eigene Entscheidung, auf Schloss Torgelow das Abitur zu machen. Nicht nur wegen des Spaßfaktors, ich wollte ernsthaft an meinen Leistungen arbeiten. Deshalb zog ich in der neunten Klasse aus Westberlin ins tiefste Mecklenburg. Ich denke, es gibt zwei Möglichkeiten, wenn man auf ein Internat kommt: Entweder man geht verloren, oder man beißt sich durch und wächst dabei über sich hinaus.

»Das sind Fossilien«

Wie viel Erneuerungskraft und wie viel Dogmatismus stecken in der Waldorfschule? Ein Gespräch mit dem Lehrerausbilder Wenzel Götte

Die erste Waldorfschule wurde 1919 für die Kinder der Arbeiter der Zigarettenfabrik Waldorf-Astoria in Stuttgart gegründet. Die Pädagogik der Waldorfschulen fußt auf der »Anthroposophie« genannten Lehre Rudolf Steiners, die Zugang sowohl zu irdischem als auch zu »übersinnlichem« Wissen verspricht.

DIE ZEIT: Viele Reformansätze der Waldorfpädagogik sind heute auch in staatlichen Schulen verwirklicht – von der Ganztagsschule über Unterricht in Projekten bis zu Schulwerkstätten. Hat die Waldorfschule ihre Mission erfüllt?

Wenzel Götte: Nein. Im Gegenteil. Die Waldorfpädagogik ist *work in progress.* Waldorfschulen entwickeln sich. Dagegen spricht auch der Zulauf, den die Waldorfschulen nach wie vor haben. Zum einen natürlich in den ersten Klassen, für die es weit mehr Anmeldungen gibt, als wir Plätze haben. Aber auch nach dem Ende der Grundschulzeit, weil viele Eltern nicht damit einverstanden sind, wie die Kinder in den staatlichen Schulen selektiert werden.

ZEIT: Also ungebremstes Wachstum?

Götte: Mein Eindruck ist, dass wir die Gründungen etwas bremsen müssen, bis sich die Lehrersituation verbessert hat. Gegenwärtig haben wir aus der Not heraus gelegentlich auch Lehrer an den Waldorfschulen, die nur einen Job machen. Wir brauchen aber engagierte Kollegen. Bei allen Meldungen über einen angeblichen Boom der Schulen in freier Trägerschaft darf man nicht vergessen, dass mit etwa 80 000 Kindern an rund 200 Waldorfschulen nur 0,6 Prozent der deutschen Schüler zu uns kommen. Faktisch gibt es doch in Deutschland ein staatliches Bildungsmonopol.

ZEIT: Viele Eltern schätzen an der Waldorfschule, dass es keinen Notendruck gibt und dass die Kinder nicht sitzen bleiben. Mit anthroposophischer Weltanschauung können sie aber wenig anfangen. Kann man sich das nicht sparen?

Foto (M.): privat

Wenzel Götte, 64,
war selbst Waldorfschüler und gründete nach dem Staatsexamen für das höhere Lehramt eine Schule in Freiburg. Nach Jahren als Klassen- und Oberstufenlehrer ging er als Dozent an die Freie Hochschule Stuttgart. Dort bildet er zukünftige Waldorflehrer aus

Götte: Unser Ansatz ist ein ganzheitlicher, da kann man nicht einfach weglassen, was einem nicht gefällt. Das ist, wie wenn man durch Drill ein Instrument gelernt hat und Noten runterspielt, ohne die Musik wirklich innerlich zu durchdringen. Wenn heute Bildungsstandards aufgestellt werden, ist der Ansatz rein kognitiv. Für eine gute Pädagogik müssen aber auch seelische und emotionale Aspekte hinzukommen. Eine Prise Waldorf ist wie Kunst am Bau statt künstlerischen Baus.

ZEIT: Wozu soll das gut sein, wenn 16-Jährige in der Eurythmie weite Gewänder anziehen und sich zu Musik und Gedichten bewegen?

Götte: Unsere Gesten sind Ausdruck unserer Seele. In der Pubertät geht der körperliche Ausdruck oft verloren; wenn Jugendliche an der Bushaltestelle warten, müssen sie sich anlehnen, ihre Arme hängen schlaff herunter. Eurythmie will den Ausdruck fördern. Sie ist ein Ausdruck dessen, was wir seelisch erleben mit dem Körper. Männliche Jugendliche haben eine natürliche Tendenz zu brutalen Akten. Mit der Eurythmie machen sich die Jungs ihren Körper wieder zu eigen, indem sie die Bewegungen durchdringen. Da kann man sich doch vorstellen, dass Hooliganismus aufgefangen werden kann.

ZEIT: Gibt es Beispiele, wo das Erfolg hatte?

Götte: Wir kennen auch Gewalt an unseren Schulen. In den unteren Klassen können wir das beobachten. Ich bin überzeugt, dass die Eurythmie entscheidend dazu beiträgt, dass sich das Problem dann erledigt.

ZEIT: Die Waldorfschule gilt nicht als besonders fortschrittsfreundlich. Computer etwa wurden lange abgelehnt. Warum?

Götte: Wenn die Essenz der Waldorfpädagogik ist, dass sie den Schülern helfen soll, sich zu entwickeln, dann ist es auch so, dass man nicht jede gesellschaftliche Mode sofort in die Schule übernehmen möchte, sondern erst mal prüft: Was ist ein Computer? Was bewirkt der Computer, wenn man mit ihm arbeitet? Und man kann durchaus auch fragen: Wann schadet der Computer am wenigsten? Nachdem das geklärt war, hat auch die Waldorfschule Computerräume eingeführt. Rudolf Steiner hielt es für eine der großen Katastrophen der Zivilisation, dass wir immer mehr technische Geräte benutzen, deren Funktionsweise wir nicht verstehen. Deshalb lernen unsere Schüler heute erst, logische Schaltungen zu bauen, bevor sie in der Schule mit dem Computer arbeiten.

ZEIT: Sie sagen, die Schule soll die freie Entfaltung der Kinder fördern. Gleichzeitig verbieten Sie Fernsehen, Comics, Popmusik oder Fußball – eigentlich alles, was Jugendlichen Spaß macht. Wie passt das zusammen?

Götte: Da hat sich einiges geändert. Es gibt bisweilen Kollegen, die einen gewissen Dogmatismus pflegen. Lehrer, bei einem Hausbesuch sagen: Aha, Sie haben also einen Fernseher! Das sind Fossilien. Die entscheidende pädagogische Frage ist: Was wann? Fernsehen ist sicher nicht das geeignete Mittel, Sechsjährige an die Welt heranzuführen. Heute haben Kinder in dem Alter schon Altersdiabetes, weil sie bewegungslos wie Greise dasitzen. Wenn ein Lehrer darüber mit den Eltern spricht und seine Meinung begründet, halte ich das für richtig.

ZEIT: Sollten Eltern die Anthroposophie kennen, wenn sie ihr Kind an eine Waldorfschule geben?

Götte: Nein. Ich glaube, Eltern haben das Recht, ganz pragmatisch zu entscheiden, was für ihr Kind das Beste ist. Ein Problem kriegen wir nur, wenn sie die Schule als Automaten sehen: Oben steckt man Geld rein, unten kommt das fertige Kind mit Abitur raus. Das ist das Einzige, was die Waldorfschulen verlangen, dass es eine intensive Kommunikation gibt – konstruktiv, aber auch kritisch.

INTERVIEW: **JULIAN HANS**

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.72 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 73
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Langsam lernen erlaubt

Privatschulen für Lernschwache bieten ihren Schülern besondere Förderung in kleinen Klassen VON KATJA BARTHELS

Vincent ist ein Stehaufmännchen – und das nicht nur, wenn er beim Fußball gefoult wird. Als er in der Grundschule deutlich langsamer als die Mitschüler lernte, es auf der Realschule Fünfen hagelte und die Lehrer ihn schließlich zum »Lahmsten der Lahmen« erklärten, machte der Junge einfach weiter – so gut er es eben konnte.

Zum Glück, denn seit der Dreizehnjährige die Privatschule Schloss Varenholz besucht, ist er ein prima Schüler geworden. Seine Lese-Rechtschreib-Schwäche hat er besser im Griff, in Deutsch eine Zwei und fürs Fußballspielen wieder mehr Zeit.

Entgegen dem allgemeinen Bewusstsein sind Privatschulen und Internate nicht nur für die »Elite« gedacht. Es gibt Schulen, die sich speziell um die Förderung leistungsstarker oder hochbegabter Kinder bemühen; aber auch solche, die insbesondere Schülern mit Lern- oder Konzentrationsschwächen helfen möchten. Beide haben eines gemeinsam: Sie bieten Bedingungen, mit denen die meisten staatlichen Schulen nicht aufwarten können: eine oft reizvolle landschaftliche Lage ohne äußere Störfaktoren, die enge Zusammenarbeit mit Eltern, Erziehern und Psychologen sowie den Vorsatz, aus jedem Individuum das Bestmögliche herauszuholen. Auch lernschwache Kinder haben Stärken und Talente, die es zu entdecken gilt. So legen die privaten Schulen neben der konsequenten Aufholung des Lehrstoffs oftmals einen Schwerpunkt auf handwerkliche Tätigkeiten, vielseitige Sport- oder Musikangebote.

»Kinder, denen schon zu Grundschulzeiten eingetrichtert wird, dass sie zu langsam sind und die Klasse vielleicht wiederholen müssen, geraten viel zu früh in eine künstliche Konkurrenzatmosphäre«, sagt Bildungsforscherin Elsbeth Stern von der ETH Zürich. »Das staatliche Schulsystem müsste viel flexibler gestaltet werden, um auch für lernschwache Kinder motivierende Bedingungen zu schaffen.« Das gelänge nach Meinung der Wissenschaftlerin beispielsweise dadurch, dass der durchstrukturierte 45-Minuten-Takt gegen einen rhythmisierten Ganztagsunterricht eingetauscht würde. Auch inoffizielle Kompensationsmöglichkeiten könnten dafür sorgen, dass Kinder die Lust am Lernen nicht verlieren.

Schloss Varenholz in Nordrhein-Westfalen steht genau für dieses Ziel ein: Die staatlich anerkannte Privatschule will ihren 220 Schülern den Weg zum Realschulabschluss ebnen, ohne ihnen den Schulspaß zu nehmen. Ganztagsunterricht, kleine Klassen und zusätzliche Übungseinheiten mit den Erziehern helfen lernschwachen Kindern, ihre Basis wiederzufinden. Ein abwechslungsreiches Freizeitprogramm des Internats ermöglicht ihnen daneben vielerlei Aktivitäten: Ausflüge in die Skihalle, Segeltörns, Flöße bauen. Das motiviert die Kinder und bringt ihnen die Schulumgebung als Wohlfühlort näher.

Das gelingt auch bei Vincent: Für Sport und Handwerk hat er ein Faible und kann in Varenholz selbst Älteren noch etwas beibringen. Aus diesem Ausgleich zieht er vor allem die Anerkennung, die ihm im Unterricht lange Zeit fehlte.

»Statt schwachen Schülern an der öffentlichen Schule das letzte Selbstbewusstsein zu rauben, findet hier ein Wechsel von An- und Entspannung statt. Lerninhalte vom Vormittag werden in der Freizeit noch einmal spielerisch wiederholt, sodass sie auch von langsameren Kindern verstanden werden«, sagt Peter Struck, Professor für Erziehungswissenschaft an der Uni Hamburg. Wie Elsbeth Stern ist er der Meinung, dass private Schulen gar nicht erst nötig wären, würde in staatlichen Einrichtungen noch öfter aufs Individuum geschaut. »Wenn die Kinder beim Schwimmbadbesuch auch etwas über Auftrieb und Dichte lernen, ist das doch ein toller Nebeneffekt«, ergänzt Stern.

Dafür braucht es allerdings Lehrer, die bereit sind, mehr als das Soll zu erfüllen. »Privatschulen funktionieren wie ein Wirtschaftsunternehmen; Lehrer sind dem Wettbewerb direkt ausgesetzt, was sich deutlich in ihrer Motivation widerspiegelt«, sagt Struck. »Statt über die beste Methode zu streiten, ziehen Eltern und Erzieher an einem Strang.«

Vincents Eltern hatten lange Zeit nach dem richtigen Weg für ihr Kind gesucht. Die Lehrer der staatlichen Grund- und Realschule waren ihnen dabei keine große Hilfe. »Wir erfuhren bei Sprechtagen zwar, dass unser Sohn ein netter Junge wäre, bekamen aber durch die Blume gesagt, dass es nicht viel Zweck mit ihm hätte«, erzählt Vincents Vater. Für die Hauptschule wäre er wiederum zu nett, hieß es im Kollegium. Ratlosigkeit.

Durch Zufall erfuhr die Familie schließlich von Schloss Varenholz, das 50 Kilometer vom Elternhaus entfernt liegt. »Es ist uns nicht leicht gefallen, unseren Kleinen dort abzugeben. Am Anfang kullerten schon mal die Tränen«, erinnert sich der Vater. Trotzdem war der Rhythmus schnell drin; jeden Freitag holen die Eltern Vincent ab. Der Junge begreift die Internatszeit als »Wochenjob – wie bei Mama und Papa« und freut sich auf unbeschwerte Wochenenden mit Familie und Fußballkollegen.

»Nicht jedes Kind in diesem Alter erkennt bereits die Vorteile, die eine Privatschule mit sich bringen kann«, gibt Elsbeth Stern zu bedenken. »Gilt ein Schüler als lernschwach, kann der Wechsel gerade bei angeschlossenem Internat so verstanden werden, als wollten die Eltern ihn abschieben.« – »Es ist auch falsch, anzunehmen, jede Privatschule sei gut für das Kind, nur weil sie Geld kostet«, bestätigt Peter Struck. Der Experte empfiehlt, das Kind in jedem Fall in alle Entscheidungen mit einzubeziehen, sich gemeinsam mehrere Schulen anzusehen und umfassend beraten zu lassen.

Vincent kennt solche Abschiebungsängste nicht. Belohnt wurde er von seiner Familie auch schon für Zeugnisse, die nicht so glänzten wie heute. Seine Lernerfolge bemerkt der Sohn jetzt selbst: Binnen eineinhalb Jahren verbesserte er sich in Haupt- und Nebenfächern beträchtlich – dank individueller Betreuung, einem höheren Zeitpensum und häufigeren Lernmöglichkeiten, als Vincent sie früher bekam. Wenn der Stoff für eine Klassenarbeit noch nicht so ganz sitzt, lernt er nachmittags noch ein, zwei Stunden mit seiner Bezugserzieherin.

Nach dem ersten Halbjahr kaufte Vincent sich zum ersten Mal ein Buch von seinem Taschengeld – weil er richtig Lust hatte, etwas zu lesen. Und während er vor zwei Jahren noch im Boden versunken wäre, hätte er vor Publikum einen Text lesen müssen, erledigt er so etwas heute ganz locker.

»Für Vincent ist dieser Weg der beste gewesen«, sagen seine Eltern. Über das gängige Vorurteil, er würde seinem Sohn den Abschluss erkaufen, kann der Zahnarzt nur lachen. »Ich investiere mein Geld wesentlich lieber in Vincents Bildung, als mir ein großes Auto vor die Tür zu stellen.« Im Übrigen: In Schloss Varenholz lernen auch Kinder, deren Aufenthalt das Sozialamt bezahlt – damit sie später genau darauf nicht angewiesen sein werden.

Foto: Nikolaus Brade für DIE ZEIT

Petra Spek
49, Frauenärztin an der Berliner Charité, Abitur auf Schloss Salem

Ich wurde zu Hause sehr streng und behütet erzogen. Salem bedeutete vor allem Freiheit für mich. Meine Klassenstufe war aufmüpfig; 1975 riefen wir zum Streik auf. Zwei Tage und eine Nacht harrten 60 Schüler in einem Gasthaus aus und forderten mehr Mitbestimmung. Legendär war auch das »Aussteigen«, wie wir die verbotenen Ausflüge nannten. Einmal wurde ich erwischt, weil ich am Fenster hängenblieb und die Scheibe zerbrach. Zur Strafe musste ich ein Wochenende in Salem bleiben. Solche Regeln fand ich in Ordnung, weil sie für alle galten. Mit 18 hab ich in Salem meinen Mann kennengelernt. Unsere älteste Tochter hat 2006 ihr Abitur dort gemacht. Der damalige Schulleiter Bernhard Bueb hat sie mir regelrecht abgeworben.

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.73 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 74
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Ein Boom?

Die Zahl der Privatschüler wächst. Im internationalen Vergleich sind es dennoch wenige

Das Interesse an Privatschulen hat in den vergangenen Jahren deutlich zugenommen. Von einem plötzlichen »Boom« als Reaktion auf die Pisa-Studie kann aber keine Rede sein; vielmehr steigt die Zahl der privaten Einrichtungen schon seit 15 Jahren stetig: **Von 1992 bis 2005 wuchs die Zahl** der allgemeinbildenden und beruflichen Privatschulen von vormals 1405 auf 4637; das entspricht einer Steigerung von fast **44 Prozent.** Der sogenannte Pisa-Schock nach Veröffentlichung der ersten Ergebnisse für Deutschland 2001 hat sich in der Statistik nicht niedergeschlagen.

Besonders auffällig verlief die Entwicklung im Osten Deutschlands. Hier erhöhte sich die Zahl der Privatschulen selbst dann noch weiter, als die Anzahl aller ostdeutschen Schulen schrumpfte: **Von 2000 bis 2005** nahm die Gesamtzahl aufgrund des Geburtenknicks um 22 Prozent ab, während der **Anteil ostdeutscher Privatschulen** im selben Zeitraum **um 41 Prozent stieg** – selbstverständlich von niedrigem Niveau, weil es in der DDR keine Privatschulen gab.

Parallel dazu besuchen in der gesamten Republik immer mehr Schülerinnen und Schüler Privatschulen: Im Schuljahr 2005/06 waren es nach Angaben des Statistischen Bundesamtes 873 000 – knapp drei Prozent mehr als im Vorjahr und 52 Prozent mehr als 1992.

Allerdings existieren in den einzelnen Bundesländern noch immer deutliche Unterschiede: So reicht die Spanne von rund **3 Prozent Privatschülern in Schleswig-Holstein** bis zu über **11 Prozent in Sachsen.** Insgesamt gehen in Deutschland rund 7 Prozent aller Schüler auf Privatschulen, während es in Frankreich knapp 20 Prozent sind, in Großbritannien 41 und in den Niederlanden sogar 70 Prozent. **KATJA BARTHELS**

Radeln im Reich der Stille

Chinas neue Oberschicht hat deutsche Eliteschulen für ihre Kinder entdeckt. Aber die hiesigen Behörden vergeben Aufenthaltsgenehmigungen nur ungern **VON CHRISTINE BÖHRINGER**

Das Schlimmste am Anfang ist die Stille. Die Stille, die sich nach Ladenschluss über St. Blasien legt, bis nur noch das Rauschen der Tannen zu hören ist und das leise Gurgeln der Alb, die unter den Fenstern des Mädcheninternats ins Tal fließt. »Es ist schon zu ruhig«, sagt Lude Zhuang aus Shanghai, und Weiwei Qi aus Jiangyin lächelt diplomatisch. St. Blasien hat 4000 Einwohner, einen Dom mit der drittgrößten Kuppel Europas, der nächste große Asia-Laden liegt 60 Buskilometer entfernt. Und dennoch bietet die Kleinstadt im Schwarzwald den beiden Schülerinnen mehr als die Millionenmetropolen, aus denen sie kommen. St. Blasien ist für sie so etwas wie der Vorposten des Erfolges. Weiwei Qi, 16 Jahre alt, Designerjeans, silbernes Brillengestell, sagt: »Ich bin hier, weil ich eine bessere Zukunft haben will.«

Eine bessere Zukunft, das heißt für Weiwei Qi und Lude Zhuang: ein deutsches Abitur, ein deutsches Studium, danach ein guter Beruf. Vielleicht in Deutschland, vielleicht in China, vielleicht auch irgendwo sonst auf der Welt. Deutschland, schwärmen beide, habe in ihrer Heimat einen exzellenten Ruf. Die Kultur! Geschätzt. Die Ingenieure! Nirgendwo gebe es bessere. Dazu die Studiengebühren! Viel geringer als in England und den USA. Chinas neue Oberschicht hat deshalb die renommierten Internate in der deutschen Provinz als Alternative zu den angelsächsischen Bildungsstätten entdeckt: Ein Abschluss gilt als Sprungbrett für die Karriere.

Die Nachfrage ist groß. »Ich wimmle viele ab«, sagt Pater Johannes Siebner. Er leitet das Kolleg St. Blasien, ein Jesuitengymnasium mit angeschlossenem Internat. Vor acht Jahren kamen die ersten Chinesen hierher, vor fünf Jahren machten die Ersten ihr Abitur, derzeit arbeiten zehn darauf hin. Auch die Urspringschule im bayerischen Schelklingen ist beliebt und das Internat Salem am Bodensee – dort wurden in den vergangenen Jahren stets drei bis vier chinesische Schüler pro Jahrgang aufgenommen.

Doch seit einiger Zeit stockt die Bildungsmigration: Im Januar 2005 wurde chinesischen Schülern die Aufenthaltsgenehmigung verweigert. Auf Grundlage des neuen Zuwanderungsgesetzes hieß es, dass Jugendliche aus Ländern mit sogenannten Rückführungsproblemen nicht mehr an deutschen Internaten lernen dürften. »Insbesondere chinesische Staatsangehörige haben in der Vergangenheit die Einreise zum Schulbesuch für illegale Aufenthalte genutzt«, sagt Matthias Wolf vom Bundesministerium des Innern. Sie lernten an eigens für sie gegründeten Internatsgymnasien, und an einem verschwanden innerhalb von zwei Jahren 52 von 98 Schülern. Zwar wird nun seit Frühjahr 2006 Chinesen der Schulbesuch in Deutschland zunächst »probeweise« wieder erlaubt; Visa werden aber nur erteilt, wenn die Schule zum Abitur führt, die Schüler in einem Internat leben, keine Zweifel an ihrer Rückkehrwilligkeit bestehen – und wenn die Ausbildung erst ab Klasse elf beginnt. Das aber, so sagen die Verantwortlichen in den Internaten, sei viel zu spät, um einen Abschluss zu schaffen. »Diese Regelung ist pädagogisch nicht sinnvoll«, kritisiert Karsten Schlüter, der in Salem für die internationalen Schüler verantwortlich ist. »Wie sollen die über *Effi Briest* im Abitur schreiben?«, fragt Pater Johannes Siebner und reibt mit dem Daumen über die anderen Finger seiner Hand, »dafür müssen die doch erst einmal ein Gespür bekommen.« Das Lernen der Sprache, das Einfinden in die neue Kultur, das Einleben der Einzelkinder in die Gemeinschaft – so etwas brauche Zeit. Mehr jedenfalls als drei Jahre.

Aus ihrer Heimat lassen sie sich Wassermelonenkerne schicken

Denn wenn die Schüler ankommen, merken sie, dass Deutschland nicht nur das Land der besten Ingenieure und der geschätzten Kultur ist, sondern auch ein Land, in dem es still sein kann und in dem Vegetarier keine armen Menschen sind. »Einigen mussten wir sogar schon Nachhilfe im Fahrradfahren geben«, sagt Karsten Schlüter. Wer zu Hause nur von Chauffeuren in riesigen Autos kutschiert wird, muss sich in Deutschland ziemlich umstellen. Das Heimweh kann groß sein, und das Schulsystem ist ungewohnt, weil der Stoff nicht nur stur wiederholt wird. Stellen die Lehrer eine offene Frage, melden sich die Chinesen kaum; sie haben Angst, eine falsche Antwort zu geben. Doch mündliche Mitarbeit ist wichtig für die Noten. Werden sie gelobt, dann glauben sie, sie brauchten nun nichts mehr zu tun. Und die ganze Zeit stehen sie unter großem Druck: Versagen wäre fatal. Es würde einen Gesichtsverlust für die gesamte Familie bedeuten. »Zudem sind sie kaum mehr reintegrierbar in den chinesischen Schulalltag«, sagt Pater Siebner.

Um es nicht so weit kommen zu lassen, wählen die Internate ihre Schüler penibel aus. Salem setzt auf einen Agenten und auf Bildungsmessen in großen chinesischen Städten, St. Blasien »auf zwei Partnerschulen in Shanghai und Jiangyin – und Kontakte über die Kirche. Wir fragen bewusst nach christlichen Familien«, sagt Pater Siebner. An der Wand hinter seinem Schreibtisch hängt »Shou«, das chinesische Schriftzeichen für ein langes Leben und ein Symbol dafür, dass es der Schwarzwald ernst meint mit China. Vor einem Jahrzehnt fingen die Kollegschüler an, Chinesisch zu lernen. Seit 2005 ist die Sprache reguläres Fach, kann ab Klasse neun als dritte Fremdsprache und inzwischen sogar als Prüfungsfach gewählt werden. Reisen die Internatsschüler zu Studienfahrten in den Fernen Osten, fährt Pater Siebner mit und spricht in Klassenzimmern und Hotellobbys mit Bewerbern: über ihre Zukunft, die Gründe, warum sie nach Deutschland wollen, über Musik und Fußball. »Ballack«, sagt Pater Siebner und lacht, »die Mädchen mögen Ballack.«

Lude Zhuang aus Shanghai, die 20 Jahre alt ist und es in St. Blasien ein wenig zu ruhig findet, träumt von anderen Dingen: Über ihrem Schreibtisch hängen Poster eines chinesischen Popstars, daneben Anzeigen aus Zeitschriften. Der Juwelier Swarovski, zarte Models, teure Parfüms. Das Zimmer im Mädcheninternat teilt sie sich mit zwei anderen Schülerinnen, die Stockbetten sind gemacht, der Schreibtisch ist aufgeräumt. »An das deutsche Essen habe ich mich gewöhnt. Aber ich koche lieber selbst, und Dinge, die es im Asia-Laden nicht gibt, lasse ich mir schicken. Etwa Wassermelonenkerne.« Kaum hat sie das Wort »Wassermelonenkerne« für Weiwei Qi ins Chinesische übersetzt, ruft diese verzückt: »Ooooh!«

Die ausländischen Internatsschüler lernen in eigenen Klassen Deutsch

Damit die Chinesen schnell Deutsch lernen, halten die Internate ihre Zahl klein. In Salem gehen sie zuerst ein Jahr in eine Sprachschule, in St. Blasien besuchen sie gleich den normalen Unterricht und daneben die Euro-Klasse, in der sie mit anderen Schülern aus dem Ausland Deutsch und Landeskunde pauken. »Das ist brutal. Aber die Schüler sagen immer, das sei richtig so, dann könnten sie schneller Konversation betreiben«, sagt Pater Siebner. Weiwei Qi ist erst seit vier Monaten da, doch ihr Deutsch ist schon fast perfekt. 14 000 Euro im Jahr zahlen ihre Eltern für die Ausbildung, Lude Zhuang hat ein Stipendium. Salem ist mit 28 000 Euro pro Jahr wesentlich teurer – und vielleicht klingt auch deshalb die Kritik an der aktuellen Proberegelung von dort viel schärfer: »Die Schüler kommen alle aus der gehobenen Schicht. Die tauchen doch nicht ab und arbeiten plötzlich in der Küche eines Chinarestaurants«, sagt Schlüter.

Man habe mit der Proberegelung einen ersten Schritt der Öffnung vollzogen, den es zu beobachten und zu bewerten gelte, heißt es aus dem Bundesinnenministerium. Und Minister Wolfgang Schäuble, so schreibt er selbst in einem Brief, will sich »bei den Ländern dafür einsetzen, dass ein Einvernehmen erzielt wird, auch Schüler unterhalb der Sekundarstufe zwei zum Schulbesuch zuzulassen«.

Weiwei Qi zumindest würde das deutsche Schulsystem weiterempfehlen. »Mir gefällt die Freizeit. Hier geht es nicht immer nur darum, viel Stoff zu lernen, wie zu Hause in China.« Montags geht sie zum Chor, dienstags in den Tanzkurs, freitags macht sie Yoga. Und nun, sagt sie und schaut auf die Uhr, müsse man ganz leise sein: Es ist 16 Uhr, Zeit für die Stillarbeit. Wie jeden Tag.

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.74 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 75
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Wege ins Ausland

Worauf Eltern und Kinder achten sollten, die nach einem Internat in England, Irland oder den USA suchen **VON THOMAS RÖBKE**

Wann ist der richtige Zeitpunkt?

Internatsberater unterscheiden zwischen einer »Mittelstufenmotivation« und einer »Oberstufenmotivation«: In der Mittelstufenphase suchen die Eltern eher Erziehung – vornehmlich in England. Sie wollten weg von den großen Klassen, in denen es in Deutschland zu unkonzentriert zugehe, sagt der Berater Peter Giersiepen. Eine zweite Schwerpunktphase liege in den beiden letzten Oberstufenjahren. »Dann gehen diejenigen Schüler nach England, die sehr gut sind und bereits wissen, was sie nach dem Abitur machen wollen.« Sie suchen dort Fächerkombinationen, die zu Hause nicht angeboten werden. Generalisten rät Giersiepen davon ab, in der Oberstufe nach Großbritannien zu gehen.

Welches Zielland ist das passende?

Internate in englischsprachigen Ländern sind – vor allem der Sprache wegen – unter deutschen Schülern am beliebtesten. Internate in Frankreich werden vorrangig von Schülern aus der Rheinebene gewählt, die Französisch in der Schule als erste Fremdsprache haben. Exotischere Länder wie Japan ziehen Eltern und Schüler in Betracht, die im asiatischen Raum eine berufliche Zukunft sehen. Wer nicht länger als ein Jahr wegfährt und vorrangig Sprachkenntnisse erwerben möchte, ist in der Länderwahl relativ flexibel. Ein Jahresaufenthalt an einem Internat in den USA kostet rund 30 000 Dollar, in Großbritannien sind es etwa 30 000 Euro, in Irland ist es dagegen nur die Hälfte. »Die irischen Internate sind den englischen vom Prinzip her sehr ähnlich, allerdings einfacher ausgestattet«, sagt die Internatsberaterin Ulrike Riedenauer. Entscheidend bei der Wahl des Ziellandes ist letztlich, was mit dem Aufenthalt erreicht werden soll. Geht es um Begabtenförderung oder um Auslandserfahrung allgemein? Riedenauer rät: »Wenn der Schulabschluss im Ausland gemacht werden soll, muss man wissen, wie es in Deutschland weitergehen soll.«

Welche Schule ist die beste?

In Europa sollten die Eltern zusammen mit dem Schüler nach Möglichkeit die Internate besichtigen, die in der engeren Wahl sind. Bei Zielen in Übersee hilft oft ein Gespräch mit Ehemaligen. Einige Schulen legen Wert auf einen persönlichen Kontakt vor der Anmeldung. Danach sollten Eltern und Kinder die Vor- und Nachteile der Schule auflisten. Experten warnen: Nicht geeignet ist ein Internatsbesuch für versetzungsgefährdete Schüler – sie würden an einer fremden Schule mit hoher Wahrscheinlichkeit erst recht Leistungsprobleme haben. Der Internatsbesuch darf auch nicht als Strafmaßnahme verordnet werden. Für stark familienorientierte Kinder ist ein Internatsbesuch ebenfalls wenig sinnvoll – das Gruppenleben könnte ihnen Schwierigkeiten machen.

Was sagen Schulrankings aus?

Von Ranglisten wie den jährlich in den USA und Großbritannien veröffentlichten Abschlussergebnissen aller Schulen hält die Internatsberaterin Ulrike Riedenauer nichts: »Viele Schulen nehmen von vornherein nur sehr gute Schüler auf.« Gute Abschlüsse seien für diese ein Kinderspiel. Peter Giersiepen legt daher den Fokus auf die Klassenstärke: »Wenn 27 Schüler in der Klasse einer Privatschule sind, darf man Zweifel an der Qualität haben.« Auch ein hoher Preis ist nur bedingt aussagekräftig, »aber er ist immer dann gerechtfertigt, wenn pädagogisches Personal in kleinen Lerngruppen zur Verfügung steht«. Zwischen einem guten Internat in England und dem Angebot in Deutschland lägen zum Teil Welten. »Viele Privatschulen in Deutschland werden überschätzt im Vergleich zu staatlichen Schulen. Sie erreichen auch einfach nicht die Größe wie manche englischen, um ein akademisch vielfältiges Angebot zu offerieren. Ich habe dort ein Internat erlebt, an dem fast 40 Musiklehrer Kurse für jedes Interesse angeboten haben«, sagt Peter Giersiepen.

Was ist rechtlich zu beachten?

Eine Beurlaubung von bis zu einem Jahr kann die Schulleitung erteilen. Darüber hinaus ist das Kultusministerium des Bundeslandes zuständig, in dem das Kind lebt. Für die Krankenversicherung gibt es mit den EU-Ländern Abkommen. So sind Schüler aus Deutschland in Großbritannien automatisch im National Health Service versichert. Eine private Zusatzversicherung kann trotzdem empfehlenswert sein, da die gesetzliche Mindestversorgung in Großbritannien und anderen Ländern unter dem deutschen Niveau liegt oder die gesetzliche Krankenkasse in Deutschland die Kosten nicht in vollem Umfang erstattet. Oft sind die Kinder über die ausländische Schule unfallversichert, es gibt aber auch Internate, die den Abschluss einer privaten Unfallversicherung voraussetzen. Eltern sollten sich auf jeden Fall direkt beim Internat erkundigen, ob und in welchem Umfang ihr Kind mitversichert ist. Eine Haftpflichtversicherung sollte sowieso jede Familie haben. Sie gilt weltweit. Hausratversicherungen gelten auch für den Hausrat, der bei einem Auslandsaufenthalt mitgeführt wird. Dennoch gibt es Beschränkungen; deshalb sollten sich die Eltern im Vorhinein bei der Versicherung über den genauen Umfang des Schutzes informieren.

Wird der Abschluss anerkannt?

Am populärsten ist das britische A-Level. Es wird von deutschen Universitäten allerdings nur als Hochschulzugangsberechtigung akzeptiert, wenn die passende Fächerkombination gewählt wurde. Der Schüler sollte also schon vor seinem Aufenthalt in Großbritannien wissen, was er später studieren möchte, und danach die Fächer für sein A-Level wählen. Das amerikanische High School Diploma wird in Deutschland meist nur als mittlere Reife anerkannt. Das sogenannte International Baccalaureate (IB) kann weltweit an 1600 Schulen erworben werden, darunter 18 in Deutschland. »Man muss sich genau beraten lassen, welche sechs Pflichtfächer man nimmt, damit das IB in Deutschland anerkannt wird«, sagt Peter Giersiepen. Er ist sich sicher, dass die Bedeutung des International Baccalaureate steigen wird: »Noch kann keiner so recht damit umgehen. Aber es wird sich durchsetzen wie die Bachelor- und Masterabschlüsse an den Hochschulen.« Bis es so weit ist, sollten sich die Eltern vor dem Auslandsaufenthalt bei der Zeugnisanerkennungsstelle ihres Bundeslandes die Anerkennungsfähigkeit des geplanten Abschlusses und der Fächerkombination schriftlich bestätigen lassen.

Wer hilft weiter?

Internatsberater wie Ulrike Riedenauer helfen, die Interessen und Bedürfnisse von Eltern und Kindern zu klären, und empfehlen entsprechende Schulen. Für die Familien fällt dabei nur eine geringe Gebühr an, die Berater erhalten ihr Honorar von den Internaten, an die sie vermittelt haben. Dieses sei, sagt Riedenauer, »überall gleich hoch«. Einige Berater sind allerdings auch an bestimmte Internatsverbände gebunden. Der unabhängige Internatsberater Peter Giersiepen verlangt eine höhere Gebühr, verspricht dafür aber absolute Neutralität, weil er keine Provision von Internaten erhält.

Foto: Nikolaus Brade für DIE ZEIT

Balázs Louie Jádi
23, Student der Geschichte, Kunstgeschichte und Philosophie in Berlin, Abitur am Kurpfalz-Internat

An meinem Berliner Gymnasium herrschten chaotische Zustände: Drogen- und Gewaltprobleme, überforderte Lehrer. Ich hatte Fünfen und war versetzungsgefährdet. Die ersten Monate am Kurpfalz-Internat waren hart: Während meine Berliner Kumpel feierten, paukte ich Mathe in der Pampa. Geblieben bin ich erst einmal nur, weil ich mich in ein Mädchen verliebte. Heute weiß ich, dass mich die Schicksalsgemeinschaft und der Lernerfolg im Internat positiv verändert haben – erst recht, seit ich die Brennpunkte wieder direkt vor der Haustür habe, in Kreuzberg.

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.75 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S. 92
SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow

Bruder Ziegler

Von Rosenberg zu Niemöller: Nicht nur beim Militär und im zivilen Staatsdienst, auch unter dem Dach der evangelischen Kirche fanden Nazis nach 1945 oftmals ein warmes Plätzchen – wie es besonders beklemmend der Fall Matthes Ziegler zeigt

VON MANFRED GAILUS

Man findet uns überall. Auf jeder Stempelstelle, in jeder Fabrik, in jedem Hörsaal, in allen Jugendbünden, in den Wehrverbänden, in der SA. und SS., in Reichswehr und Marine sind wir. Wir sind die, die man haßt, weil sie sind, und die man fürchtet, weil sie kämpfen. Wir bedrohen den Weltfrieden, solange wir sind. Wir sind die stete Gefahr für die Welt der satten Bürgerlichkeit, der Geldgier und der Machtsucht. Nur weil wir sind, ist Deutschland noch. Wir Unbekannten und Ungenannten sind das unheimliche Deutschland. Man hat uns entrechtet und enterbt. Aber ein kostbares Kleinod, das konnte uns keiner entreißen, das haben wir noch! Das ist unser herrisches, adeliges Blut. Es hat in unseren Vätern gepulst, und unsere Enkel werden es weiter tragen. Es ist an der Weser geflossen und hat die Aller gefärbt, die weiten Steppen Rußlands haben es gierig geschluckt, und in Flandern hat es die Gräben gefüllt. Die Scholle, die man uns genommen, hat unser Blut benetzt und hat sie fruchtbar gemacht. *Der Boden, auf dem wir stehen und der unser Blut getrunken, Jahrhundert um Jahrhundert, ist Deutschland.«*

So schreibt 1933 ein 22-jähriger Theologiestudent in seiner Bekenntnisschrift *Kirche und Reich im Ringen der jungen Generation,* mit der er seine Abkehr vom christlichen Glauben ankündigt. Geboren 1911 in Nürnberg als Sohn eines Werkmeisters, nach Schule und Abitur Student der Theologie und Germanistik in Erlangen und Greifswald (wo er 1936 über ein volkskundliches Thema promoviert wird), gehört Matthäus Ziegler einer Generation an, deren Weltbild entscheidend von Kriegs- und Weimarer Nachkriegszeit geprägt ist. Bereits als Schüler hat er sich dem Jugendbund »Adler und Falken« angeschlossen und das einschlägige völkische Vokabular aufgesogen.

Zieglers dröhnende Broschüre ist Konversionsbekenntnis und rechtfertigt seine inneren Wandlungen zum völkisch-nordischen Germanenglauben. Die jüdisch-christliche Tradition des »Orientalen« und die ganz andere »Gottschau« sowie das andere Sittlichkeitsgefühl des »nordischen Menschen« stünden einander diametral und unversöhnlich gegenüber. Es gelte, sich von der Überfremdung durch die »artfremde« orientalische Religion zu befreien.

Ziegler, SA- und NSDAP-Mitglied seit 1931, kehrt im Spätsommer 1933 von Auslandsaufenthalten zurück und wohnt fortan in Potsdam; im selben Jahr noch tritt er in die SS ein. *Kirche und Reich* verschickt er gleich an diverse Naziführer. Bei der großen Neuverteilung der Posten will der Student dabei sein. Zunächst beauftragt ihn Reichsbauernführer und Landwirtschaftsminister Richard Walther Darré mit dem Aufbau einer »Abteilung nordisch-skandinavisches Bauerntum in Vergangenheit und Gegenwart«. Anlässlich einer Führung durch die von Ziegler geleitete Sonderausstellung *Bäuerliche Kultur* auf der Berliner Grünen Woche lernt er im Januar 1934 Alfred Rosenberg kennen. Der nationalsozialistische Chefideologe ist offenbar beeindruckt von dem kenntnisreichen jungen Mann; Ziegler wird Mitarbeiter im Amt Rosenberg und Schriftleiter der von Rosenberg herausgegebenen *Nationalsozialistischen Monatshefte (NMH).*

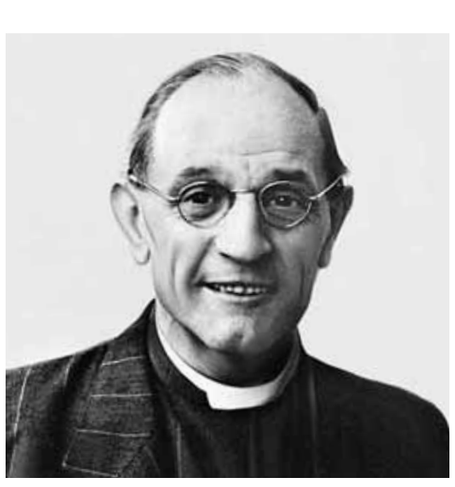
Mit Heydrich übt er Zielschießen im Hof des Sicherheitshauptamtes

Der Weltanschauungskampf gegen die Kirchen gehört zu den wichtigsten Aufgaben des Amtes. Der »alte Glaube« soll zurückgedrängt und Raum für den »neuen Glauben« geschaffen werden, dessen Konturen freilich noch sehr nebulös sind. Der orientalisch-jüdisch-christliche Glaube sei im Seelenkampf zu überwinden, damit der »arteigene Glaube« der arischen Rasse, den Rosenberg in seinem *Mythus des 20. Jahrhunderts* (1930) propagiert, Platz greifen könne. Hier ist Matthäus Ziegler, der sich seit 1933 Matthes nennt, am rechten Platz; er wird auf diesem Gebiet Rosenbergs eifrigster Zuarbeiter und Lautsprecher.

Die *NMH* sind sein Sprachrohr. Im Februar 1935 greift er den kurz zuvor suspendierten Bonner Theologen Karl Barth scharf an und attestiert ihm eine »negative Theologie«. Barth habe keine Antwort auf den »jahrhundertelangen Geisteskampf nordischer Gläubigkeit aus Blut und Boden mit einer artfremden Weltanschauung«. Im April 1935 verteidigt er Rosenbergs *Mythus* gegen kirchliche Kritiker. Nicht Rosenberg, sondern die (katholische) Kirche spalte die Volksgemeinschaft.

Immer wieder geht er die Mitglieder der Bekennenden Kirche an. So wirft er ihnen im November 1938 vor, während der Sudetenkrise Gebetsgottesdienste für die Bewahrung des Friedens abgehalten zu haben: »Wenn […] die sogenannte Bekenntnisfront die drohende Kriegsgefahr als die gerechte Strafe Jahves für den Abfall unseres Volkes vom einzig wahren Glauben, nämlich dem Glauben *dieser* Bekenner, bezeichnet, dann werden wir aufmerksam.« Zusammen mit dem *Völkischen Beobachter* und dem SS-Blatt *Das Schwarze Korps* beteiligt sich Ziegler mit diesem Artikel an einer Hetzkampagne gegen führende Vertreter der Bekennenden Kirche, die im Gefolge der Kampagne von ihren kirchlichen Ämtern suspendiert und scharfen Disziplinarverfahren unterzogen werden.

LEISTUNG, KAMPF, KRIEG: Matthes Ziegler gehört zur jungen Partei-Elite. Im Oktober 1933 wird er SS-Untersturmführer



Ausgerechnet der Widerständler **MARTIN NIEMÖLLER** sorgt dafür, dass Ziegler nach dem Krieg wieder Amt und Würden erlangt.

Das Foto unten zeigt Ziegler 1959 mit Konfirmanden vor der Stadtkirche in Langen bei Frankfurt am Main

Fotos (Ausschnitte) v.o.n.u.: Bundesarchiv, Berlin; HBA/Cinetext Bildarchiv; privat

Ziegler erlebt jetzt eine große Zeit, geprägt von wundergleichem Aufstieg, einem Zugewinn an Macht, an Geltung und, nicht zuletzt – an Einkommen. Mit einem Schlag ist der junge Mann versorgt. Fast ununterbrochen befindet er sich in direkter oder indirekter Anstellung bei der Partei. Seit 1934 ist er Hauptstellenleiter, 1937 jüngster Reichsamtsleiter in der Reichsleitung der NSDAP. Parallel dazu durchläuft er seit Oktober 1933 die SS-Ränge vom Untersturmführer zum Obersturmbannführer (1944). Er gehört auch dem Sicherheitsdienst der SS an und fungiert als Verbindungsführer zwischen dem Amt Rosenberg und Himmlers SD-Hauptamt.

Hinzu kommen zahlreiche Mitgliedschaften in Vereinen und Verbänden wie der Nordischen Gesellschaft oder als Geschäftsführer der Arbeitsgemeinschaft für Deutsche Volkskunde oder im Lebensborn e. V. Seine innerparteilichen Beurteilungen fallen stets günstig aus. In den SS-Personalberichten heißt es: »tatkräftig und energisch«, »akademische Bildung und hervorragendes Wissen«, nationalsozialistische Weltanschauung »klar ausgerichtet« (1937). Noch im Oktober 1944 werden ihm »vorbildliche SS-Haltung« und »bedingungslose nationalsozialistische Weltanschauung« attestiert.

Ziegler ist sehr groß, sportlich, und glaubt man seinen (bislang unveröffentlichten) Memoiren, so imponierte er SD-Chef Reinhard Heydrich beim spontanen Zielschießen im Hof des Reichssicherheitshauptamtes. Zu seinem völkisch-religiösen »Lebensglauben« gehört eine sozialdarwinistische Philosophie von »Kampf« und »Leistung«. Die Tüchtigsten werden sich im Kampf durchsetzen. Er zählt sich dazu.

Endlich Krieg! Zieglers Soldatenfibel erscheint in 500 000 Exemplaren

Anlässlich eines Studienaufenthalts in Riga hat er seine zukünftige Frau, Lilli Freiin von Hoyningen-Huene, kennengelernt. Ziegler rühmt sich fortan gern seiner »baltischen Brautwahl« und agiert künftig bei jeder Gelegenheit als passionierter Wahl-Baltendeutscher. Als er im März 1934 heiratet, gibt es noch eine kirchliche Trauung. Im September 1934 tritt er aus der Kirche aus. Fortan rubriziert er in Personalbögen als »gottgläubig«, wie auch seine Frau. Zeitweise gehört Ziegler dem Führerrat der »Deutschen Glaubensbewegung« an. Zwischen 1935 und 1945 werden sechs Kinder geboren. Bei der Namenswahl hält sich das Ehepaar strikt an den nordisch-germanischen Kanon: Ingrun, Wolf Dieter, Gert Volker, Heidgard, Hildborg und Hallgrid.

September 1939 – endlich Krieg! Für Dr. Ziegler die ersehnte Wahrheitsprobe auf die jahrelang geübte Kampfrhetorik. Nun muss im »Ringen« der Völker und Rassen der Stärkere, der zugleich der Bessere ist, seine Überlegenheit erweisen. Zieglers erste Tat: eine im neugläubigen NS-Predigtton gehaltene Soldatenfibel *Soldatenglaube – Soldatenehre. Ein deutsches Brevier für Hitler-Soldaten.* Hitlers Vertrauter und Chef der Parteikanzlei, Martin Bormann, ist sehr angetan, setzt sie an die erste Stelle der »bestens geeigneten« Frontlektüre und lässt sie 1941 in einer halben Million Exemplaren drucken.

Die Schrift ist Sinngebung für den Hitlerkrieg, hergeleitet aus dem Zieglerschen »Lebensglauben«. In der Pose des Sehers predigt Ziegler den Rekruten über »Rasse«, »Reich« und »Führer«, aufgelockert durch martialische Sinnsprüche von Himmler, Rosenberg, Hess, Schirach, Göring, Hitler. Ohne Kampf und Opfer gebe es keine Leistung, und ohne ständiges Neugebären aus Werden und Vergehen bleibe das Leben nicht lebenstüchtig. Gerade dies sei das große Geheimnis und Wunder des Lebens, dass es nur durch Selbstaufopferung weitergereicht werde. Dies seien die »göttlichen Gesetze des Lebens«, wer sie kenne und nach ihnen lebe, der wisse, dass die »Blutsgemeinschaft des Volkes« von ihm auch die Hingabe seines Lebens für die »Brüder« fordern dürfe.

Es sei, so hämmert Zieglers Brevier den Soldaten ein, »der Führer« gewesen, der allen Deutschen *einen* Glauben gegeben habe, der in Blut und Boden seine Kraft finde. »Der Führer ist Deutschland und Deutschland ist der Führer. Was wir sind, sind wir durch ihn, und er vermag alles, wenn wir einig und entschlossen hinter ihm stehen.« Im Namen Gottes leisteten die Soldaten ihm den Fahneneid. Das Hakenkreuz, »das heilige Zeichen, das unsere Fahne trägt«, sei »uns […] ein Glaubens- und Lebenssymbol, das den Tod überwunden hat und täglich überwindet«.

Zieglers eigene Kriegsbiografie ist unstet, wechselhaft, teilweise obskur. »Einsatz« und Schreibtisch wechseln einander ab. Im Frühjahr 1940 schließt er sich der Waffen-SS an und wirkt als SS-Kriegspropagandist in der Position des »Führers eines Kriegsberichterzuges«. Zugleich hat sich Ziegler spätestens seit Kriegsbeginn von seinem Chef Rosenberg entfremdet. Er läuft zu den Konkurrenten über. Es zieht ihn zu den stärkeren Bataillonen, zu den Machtzentren Himmlers und Bormanns, denen er seine Dienste anbietet. Mit Erfolg, denn die Partei beauftragt ihn, sich mit den Grundlinien der zukünftigen nationalsozialistischen Vatikan- und Kirchenpolitik zu beschäftigen. Nach Zieglers eigenen Angaben entstand ein Manuskript von 1200 Seiten über *Die Vatikanpolitik von Bismarck bis Hitler,* das jedoch durch Kriegseinwirkung verschollen sei. Allem Anschein nach arbeitete Ziegler hier an einer »Endlösung der religiösen Frage« mit, die für die Zeit nach dem Krieg vorgesehen war.

Doch der »Endsieg« bleibt aus. Als alles in Trümmern liegt, ist Rosenbergs eifrigster Kirchenkämpfer und Himmlers SS-Kriegspropagandist Matthes Ziegler, der sich nun wieder »Matthäus« nennt, 34 Jahre alt. Er hat eine Familie mit jungen Kindern. Weit über die Hälfte seines Lebens liegt noch vor ihm. Es muss weitergelebt werden.

Von Mai 1945 bis Oktober 1946 befindet sich Ziegler in britischer Kriegsgefangenschaft, anschließend ist er als erheblich Belasteter gut ein Jahr Zivilinternierter, zuletzt in Hamburg-Neuengamme. Am 29. November 1947 wird er im Spruchgerichtsverfahren wegen »Zugehörigkeit zur SS in Kenntnis ihres verbrecherischen Einsatzes nach dem 1. 9. 1939« zu vier Monaten Gefängnis verurteilt, die durch Internierungshaft bereits abgegolten sind. Zehn Tage später ist er wieder ein freier Mann.

Zieglers ausführliche Selbstdarstellung im *Lebenslauf und Memorandum des Dr. phil. Matthäus Ziegler,* den er für das Verfahren verfasst hat, liefert das Grundmuster seiner zukünftigen Lebenserzählungen. Er erfindet sich neu. Ist er bis Kriegsende ein zielstrebiger, ehrgeiziger, erfolgreicher NS-Karrierist und Vorkämpfer des germanischen Neuglaubens gewesen, so verwandelt er sich nun in einen zurückhaltenden, zweifelnden, unpolitischen, vorwiegend wissenschaftlich ambitionierten Zeitgenossen, der unablässig von befehlsgebenden Dienststellen »eingesetzt«, »überstellt« oder »übernommen« worden sei – ein Zauderer, der eigentlich Professor hat werden wollen. Bei Rosenberg habe er geglaubt, zur »Schaffung einer nationalen Kirche in der Art der anglikanischen Hochkirche« beitragen zu können. Aber leider habe er nur Enttäuschungen erleben müssen. Die antikirchlichen Auftragsarbeiten während der Kriegszeit für die Parteiführung stellt er als eine Art von Stipendium dar, um sich zu habilitieren und Professor zu werden. Bis zur Kapitulation habe er »von Vergasungen oder Massen-Hinrichtungen von Juden oder Insassen der Konzentrationslager« niemals gehört, ebenso wenig über die »Massen-Liquidierungen von Kriegsgefangenen«.

Der Ausgang des Krieges habe die Führung der Welt »den Angelsachsen« zugesprochen. Alle wahrhaft konservativen Menschen sollten sich jetzt zur Erhaltung europäischen Lebens in einer Gemeinschaft der europäischen Völker sammeln und ein »europäisches Commonwealth« gegen Nihilismus und Bolschewismus bilden. Als »christgläubiger Mensch« und zukünftiger »evang.-luth. Theologe« wolle er für dieses große Ziel mitarbeiten.

Der Obersturmbannführer wird in kürzester Zeit Theologe

Sein Versuch, in der bayerischen Landeskirche unterzukommen, schlägt fehl. Man lehnt ihn ab. Der baltendeutsche Lagerpfarrer Gunnar Buhre, den Ziegler in Neuengamme kennengelernt hat, vermittelt eine Begegnung mit dem Mitbegründer der Bekennenden Kirche, Pfarrer Martin Niemöller, der inzwischen Kirchenpräsident der Evangelischen Kirche in Hessen und Nassau geworden ist. Am 5. Januar 1948 klopft Ziegler bei Niemöller in Wiesbaden an. Die Unterredung verläuft günstig. Sie schließt damit, berichten Zieglers Memoiren, »daß Niemöller mir seinen Stellvertreter und den Ausbildungsreferenten seiner Kirche vorstellte und mich diesen beiden Oberkirchenräten mit den Worten präsentierte: ›Und dies ist unser Bruder Ziegler.‹«

Alles Weitere geht im Eiltempo: Ziegler, der abgebrochene Theologiestudent von 1932, legt am Konsistorium Wiesbaden die 1. Theologische Prüfung ab, im Oktober 1949 folgt das 2. Examen, und im November 1949 wird er zum Pfarrassistenten in Mörlenbach (Odenwald) ernannt. Als im Dezember 1950 die neu gebaute kleine Kirche in der Diasporagemeinde eingeweiht wird, reist Kirchenpräsident Niemöller persönlich aus Wiesbaden an.

Neben dem Pfarrdienst erteilt Ziegler auch Religions- und Lateinunterricht am neu errichteten landeskirchlichen Martin-Luther-Gymnasium in Rimbach. Der religiöse Wandel der noch vor wenigen Jahren betont »neuheidnisch« lebenden, »gottgläubigen« Großfamilie ist atemberaubend: »Vier unserer Kinder konfirmierte ich in dieser Zeit, unsere Älteste spielte Sonntag für Sonntag die Klein-Orgel in unserem Kirchlein, das an ihrem Geburtstag eingeweiht worden war, und die Kleinen wirkten bei so manchem Krippenspiel mit, das meine Frau einstudiert hatte.«

Zieglers Versuch, 1955 als Katholizismusexperte am Konfessionskundlichen Institut in Bensheim, einer Einrichtung des Evangelischen Bundes, Fuß zu fassen, scheitert allerdings. Er will wohl zu schnell wieder Chef sein.

Nach einem kurzen Zwischenspiel als Religionslehrer am Leibniz-Gymnasium Frankfurt-Höchst bewirbt er sich im November 1956 erfolgreich auf eine Pfarrstelle in der Stadt Langen unweit von Frankfurt. Niemöller hatte ihm, wie Ziegler berichtet, zuvor geraten: »Bleiben Sie im Pfarramt, da sind Sie am sichersten.« Denn Landesregierung und Schulbehörde wüssten über seine Vergangenheit genau Bescheid.

Zieglers letzter Kampf gilt den Achtundsechzigern

Was ausgerechnet Niemöller, der während des Krieges als »Sonderhäftling« der SS im KZ gelitten hatte, bewogen haben mochte, einen rechtskräftig verurteilten Kriegsverbrecher unbesehen in die hessische Kirche aufzunehmen, darüber lässt sich nur spekulieren. Gewiss war christliche Gnadengewährung für einen (nicht allzu) reuigen Sünder im Spiel, vielleicht erkannte Niemöller in Zieglers Biografie auch etwas von seiner eigenen, sehr völkisch-national geprägten Jugendzeit wieder. Dabei war Ziegler kein Einzelfall in der hessisch-nassauischen Kirche. Erwähnt seien als Parallelfälle hier nur der schreckliche Theologe und Antisemit Wolf Meyer-Erlach (Pfarrer in Wörsdorf seit 1950) und der einstige Potsdamer deutschchristliche Leiter des Reichsfrauendienstes Hans Hermenau. Auch sie fanden unter dem hessischen Kirchendach ein warmes Plätzchen.

Dr. Ziegler hat es gut getroffen. Das Pfarramt in Langen bietet eine beamtengleiche Versorgungsstelle; es gibt ein neu erbautes Pfarrhaus für die achtköpfige Familie, und nicht zuletzt waltet hier ein Kirchenvorstand, der – wohl aufgrund eigener brauner Gemeindevergangenheit – sehr viel Verständnis für den heimatvertriebenen »Kriegskameraden« aufbringt. Ziegler fühlt sich wohl. In seinen Memoiren berichtet er von »umfangreicher Lehrtätigkeit« an Volksschule, Berufsschule, Realschule und Gymnasium, von vielen Konfirmationen und von der Errichtung einer Gedenkstätte für die Opfer der beiden Kriege. Als Vertreter des Dekanats Dreieich nimmt er lange Zeit an Landessynoden teil und schreibt regelmäßig für das *Deutsche Pfarrerblatt.* Anlässlich des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962 bis 1965) und öfter ist er im kirchlichen Auftrag zur Berichterstattung in Rom. Wie 1939, damals als Abgesandter Rosenbergs, sitzt er nun wieder bei diversen Anlässen auf der Ehrentribüne der Peterskirche, während seine Frau »auf Ischia kurte«.

Nur einmal noch ziehen dunkle Wolken auf, im schrecklichen Jahr 68, als ein jüngerer Pfarrerkollege »Demonstrations-Gottesdienste« mit Plakatträgern veranstaltet und im Gemeindehaus eine »Friedensausstellung« gezeigt wird. In mehreren Predigten kanzelt »Bruder Ziegler« den Pazifismus der Achtundsechziger als Schwarmgeisterei ab. Vor allem ein Ausstellungsfoto, das drei gehängte Wehrmachtdeserteure des Jahres 1945 zeigt, erregt seinen heiligen Zorn. Zu allen Zeiten, so eifert der Pfarrer im Gottesdienst, seien Deserteure »an die Wand gestellt oder aufgehängt« worden.

1976 tritt Ziegler in den Ruhestand. Bei der Bemessung seiner Pension rechnet ihm die Kirche die Kriegsjahre sowie die Zeit der britischen Gefangenschaft und Internierung als Kriegsverbrecher, insgesamt über acht Jahre, als ruhegehaltsfähige Dienstzeit an. Des »roten Hessens« seit Längerem überdrüssig, übersiedelt Ziegler nach Oberbayern, wo der einstige Glaubenskrieger Rosenbergs am 12. August 1992 in Penzberg verstirbt, im gesegneten Alter von 81 Jahren.

Der Autor lehrt Neuere Geschichte an der TU Berlin.
Eine erweiterte Fassung seines Beitrags ist in der »Zeitschrift für Geschichtswissenschaft« (Heft Nr. 11/06, Metropol Verlag, Berlin) zu finden.
Mehr zum Thema auch in dem Buch »Von der babylonischen Gefangenschaft der Kirche im Nationalen«, das der Autor zusammen mit Wolfgang Krogel vor Kurzem im Wichern-Verlag, Berlin, herausgegeben hat (550 S., Abb., 37,90 €)

Nr. 8 | DIE ZEIT | | S.92 | SCHWARZ | | cyan | magenta | yellow